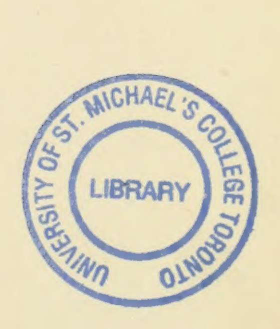
EIT UND EWIGKEIT


UNIVERSITY OF ST. MICHAEL'S COLLEGE TORONTO
LIBRARY




UNIVERSITY OF ST. MICHAEL'S COLLEGE TORONTO
LIBRARY

Dogmatische Zeitfragen.

Alte und neue Ausführungen

zur

Wissenschaft der christlichen Lehre

von

Martin Kähler,
D. u. Professor der Theologie.

Zweite gänzlich veränderte und vermehrte Auflage.

Dritter Band.

Zeit und Ewigkeit.

Leipzig, 1913.
A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung.

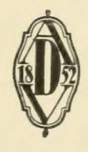
Zeit und Ewigkeit.

Von

Martin Kähler,

weil. D. und Professor der Theologie.

Der Dogmatischen Zeitfragen III. Band
zweite gänzlich veränderte und vermehrte Auflage.



Leipzig, 1913.
A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung.

ORDINI
REVERENDO THEOLOGORUM HALENSI
CUI PER HOS QUINQUAGINTA ANNOS
COMMILITO DISCENS, TIRO, COLLEGA DIS PROMOTUS,
MEMBRUM LONGAEVISSIMUM FACTUS SUM,
COLLEGIS AESTUMATISSIMIS
CUM DORMIENTIBUS TUM FLORENTIBUS
VILE GRATITUDINIS ET AMICITIAE TESTIMONIUM
HAS PAGELLAS SACRAS ESSE VOLUIT
AUCTOR,
PER PLUS QUAM CENTUM SEMESTRIA ALMAE MATRIS
FRIDRICIANAE HALENSIS CUM WITEBERGENSI
CONSOCIATAE CIVIS.

Vorwort.

„Zeit und Ewigkeit“ habe ich den vorliegenden Band der Dogmatischen Zeitfragen genannt, welchen ich aus dem Nachlaß meines Vaters herausgeben darf; ist es doch, als ob der Vollendete aus der Ewigkeit seinen Freunden in der Zeit einen Gruß sendete! Aber auch der Inhalt rechtfertigt diesen Titel. „Es sind Zeitfragen verhandelt. Zwar sind die hier verhandelten Fragen von dem ersten Aufsatz ab für mich weit überwiegend Ewigkeitsfragen. Allein sie sind mir zur öffentlichen Beantwortung entweder ausdrücklich von andern gestellt, oder ich bin durch die kirchliche und theologische Entwickelung zu ihrer besonderen Erörterung gedrängt worden.“ So schrieb mein Vater im Vorwort zum ersten Bande, in welchem er auch diesen dritten Band bereits ankündigt. — Es war der Plan für das vorliegende Buch vollständig entworfen, auch die lateinische Widmung mit sichtlicher Freude an der von ihm hochgeschätzten Arbeitsgemeinschaft mit den Kollegen im Amt bereits niedergeschrieben, als ihm der Herr über Wollen und Vollbringen die Feder aus der Hand nahm. Die Ausarbeitung einiger geplanter Aufsätze ist leider meinem Vater nicht mehr vergönnt gewesen. Jedoch scheint mir die vorliegende Arbeit auch ohne diese in sich geschlossen zu sein, und einen klaren Gedankengang im ganzen zu verfolgen, dem zuliebe auch die Aufsätze in anderer Reihenfolge erscheinen, als in der ersten Auflage.

Zum Abdruck gekommen sind außer den Stücken des ersten Bandes in der ersten Auflage, welche beim Neudruck keine Aufnahme im zweiten Bande fanden, zunächst einige anderwärts gedruckte Arbeiten. Den Anfang macht ein Vortrag auf der Eisenacher Gemeinschaftskonferenz, welcher im „Reich Christi“ erschien: „Die Theologie in ihrer Bedeutung für die Gemeinde dargestellt“. Ferner sind der „Reformation“ zwei Eröffnungsvorlesungen entnommen, hier vereinigt unter dem Titel „Ein=

leitung zur Ethik". Der „Allgemeinen Evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung" war ursprünglich der letzte Aufsatz geschrieben worden: „Der Gang der Menschheit".

Völlig neu entworfen ist für diese Sammlung der „Versuch" — wie mein Vater sagen würde — über „Subjektivismus und Historizismus gegenüber dem Christentum".

Möchte dieses Buch unter Gottes Segen hinausgehen, und bei den Lesern den Eindruck hinterlassen, der mit Worten des Hebräerbriefes zusammengefaßt sein mag: „Durch den Glauben redet er noch, wiewohl er gestorben ist".

Walter Kähler,
Pfarrer in Bielefeld.

Inhalt.

Die Theologie in ihrer Bedeutung für die Gemeinde dargestellt.

Verehrte Freunde und Brüder! Warum ist dieser Gemeinschafts-conferenz eine Pastoralconferenz angefügt, in der theologisch verhandelt werden soll? Doch deshalb, damit in den Kreisen der im tätigem Leben stehenden lieben Brüder oder auch Schwestern, ein gewisses unheimliches Grausen bei dem Namen „Theologie" verschwinde. Es ist uns ja, was wir nicht kennen, vielfach unbehaglich, manchmal auch etwas, was wir früher gekannt haben, und das uns nun, sozusagen, aus dem Gesichtskreise gewachsen ist. Und nun will ich nicht Stichworte wiederholen; aber das ist doch bekannt, daß die Theologie jetzt vielfache Sorge und Bedenken erweckt, auch Mißtrauen in weiten Kreisen genießt. Das ist ein Übelstand, denn an dem Leibe Christi, welchen wir Kirche heißen dürfen, ist die Theologie ein wesentliches Glied, nicht das wesentlichste, aber ein wesentliches Glied. Und deshalb ist es eine wichtige Aufgabe, für ihre Bedeutung bei allen evangelischen Christen das rechte Verständnis zu wecken, und namentlich auch für die Unentbehrlichkeit und Diensamkeit der heutigen Theologie.

Wenn ich nun schulmäßig redete, müßte ich erst eine Definition davon geben, was Theologie sei. Das will ich nicht tun. Anstatt einer Definition will ich versuchen, den lieben Freunden und Brüdern zu sagen, was *wir* von der Theologie haben müssen und was sie für die Kirche ist.

Sie ist erstens eines der *Schatzhäuser* der Kirche. Was Gott der Herr seit Jahrhunderten durch seine Kirche gewirkt hat, durch welche Wege er die Seinen hin und her geführt hat, das liegt im Schoße der Vergangenheit. Es ist auch in der Literatur beim Antiquar hinterlegt. Aber es gibt ja Antiquare, wenn man zu denen kommt und fragt: „Was hast

du?" so wissen sie es selber nicht. Ein Antiquariat ist eben erst dann etwas wert, wenn es gut geordnet ist und man sich darin zurecht finden kann. Eine Bibliothek ohne Bibliothekar, eine schlecht aufgestellte Bibliothek ist ein wahres Leid und eine Last. Wenn wir die Vergangenheit der Kirche bloß in der Literatur hätten, so würden wir alle zufällig auf dieses oder jenes Buch stoßen, und wir würden uns vielleicht darauf verlassen, daß Gott der Herr es uns in die Hand spielt und das wird vielfach wirklich so sein. Aber jenen Schatz zu verwalten und mit diesen Schätzen der Vergangenheit in stetem Zusammenhange zu bleiben, wäre nicht möglich, wenn nicht die Theologie wäre, welche über die Arbeit der Vergangenheit Buch führt, über die Arbeit, welche allerlei Leute in der Gegenwart (die manchmal sehr geneigt sind, auch in christlichen Dingen sich darüber zu freuen, wieweit sie es eben jetzt gebracht haben) daran erinnert, daß an dem Baume, der schon lange gewachsen ist, reife Früchte sind, und welche ihnen die großen und wichtigen Schätze der Vergangenheit immer wieder zuführt.

Also die Theologie, ein Schatzhaus, bei dem man anklopfen muß und mag, wenn man bereit ist, in der großen Schule zu lernen, in die Gott der Herr seine Christenheit geführt hat. Und damit tritt uns schon ein Weiteres entgegen. Ein großer Theologe hat gesagt: Mein Christentum muß das Christentum aller sein, meine Theologie ist nur die meine. Das ist nur sehr bedingt war. Ein einzelner Mensch kann gar keine Theologie haben. Ein einzelner Mensch kann christliche Erkenntnis haben, tiefe Erkenntnis, aber Theologie kann er vereinzelt gar nicht haben. Denn Theologie ist ein in den Kunstformen menschlicher Forschung durchgeführtes Wissen um die Schöpfung Gottes, die wir Christentum nennen, und dieses in den Kunstformen menschlichen Erkennens durchgeführte Wissen, das kann kein einzelner haben, kann er auch gar nicht als solches handhaben; das ist ein Ding, was von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, von Jahrhundert zu Jahrhundert wächst und an Umfang in allen Beziehungen über die Umfassungskraft jedes einzelnen hinausreicht.

Die Theologie ist also eine Sache — dieses Wort hören Sie vielleicht gern — eine Sache der Gemeinschaft. Und zwar ist die Theologie auch eine Erscheinung der unsichtbaren Kirche. Freilich ist in der Theologie, wie in der Kirche überhaupt, sehr viel von der sichtbaren Kirche, was vom Übel ist. Aber was die Theologie zu einem wesentlichen Gliede der Kirche macht, das ist das, was in ihr lebt aus

der unsichtbaren Kirche. Wir wissen den Namen des Mannes gar nicht, der Luther einmal den ersten Fingerzeig auf die freie Gnade gegeben hat — nebenbei: aus dem Apostolikum — das ist gewiß eine Erweisung der unsichtbaren Kirche; und was hat das gewirkt!

Und ist nun diese Theologie, die durch Jahrhunderte geht, etwas Wichtiges für die Kirche? Soll ich Sie zum Beweise hierfür daran erinnern, daß der Apostel, welcher das größte Werk der Mission vollbracht hat, das je vollzogen ist, der Theologe unter den Aposteln heißt und darum bei der modernen Theologie übel berufen ist? Soll ich Sie daran erinnern, daß die gesegnete Reformation wohl ihre Quelle in der Klosterzelle und in dem geängstigten Herzen eines Mönches, ihren Anstoß in der Seelsorge an dem Ablaß gehabt hat, jedoch durchgeführt worden ist von einem Professor und Doctor der Theologie? Wer hat im Anfange des vorigen Jahrhunderts mehr Söhne durch das Evangelium gezeugt als August Neander und August Tholuck?!

So wirkt die Theologie auf die Kirche. So bedeutsam ist sie, weil sie der Gemeinbesitz der Kirche ist und weil dieser Gemeinbesitz als Schatzhaus verwaltet werden muß.

Aber die Theologie ist auch noch etwas anderes. Sie ist eine Sprachmeisterin für die Christen.

Der Apostel Paulus fand nötig, den Korinthern zu sagen: „Ihr dürft nicht bloß in Zungen reden. Denn wenn ich in Zungen rede, dann bin ich (so hat Luther sehr gut übersetzt), undeutsch dem, der es hört, denn er versteht nicht, was ich rede." Nun ist Zungenreden nicht etwa etwas Böses, nicht, wie jetzt offen gesagt wird, eine traurige enthusiastische Entgleisung der ersten Christen. Paulus sagt: ich danke Gott, ich rede mehr in Zungen, denn ihr alle. Er erklärt auch diesen Dank. Im Zungenreden betet sein Geist; er singt seine Dank- und Lobpsalmen, er spricht mit Gott. Da werden die innersten Erfahrungen laut und finden einen eigenartigen Ausdruck, der keinem andern verständlich ist, weil eine allen geläufige Sprache dafür noch nicht ausgebildet ist. Derselbe Paulus, der Theologe unter den Aposteln, ist dann auch der christliche Sprachmeister von Gottes Gnaden gewesen, und von ihm hat die Christenheit auch „mit dem Sinne" d. h. mit dem Verstande „allgemein verständlich" von dem Leben aus Gott reden gelernt. — Des Apostels Urteil ist auch heute noch maßgebend. Der Dank und das Lob für das Innerste unsers Lebens bleiben ein Zungenreden im Geist und das gehört vor Gott. Wenn man aber anderen

Leuten zumutet, immer von den besonderen Erfahrungen in seiner eigenen Redeweise zu hören, dann gibt es eine Sprachverwirrung, wie in Korinth, ein Babel. Davor zu bewahren, bedarf es einer Sprachmeisterin.

Es ist auch noch damit nicht getan, wenn wir raten: halte dich an die Bibel. Die Sache ist nicht so einfach; man muß immer wieder daran erinnern. Waren die Reformierten nicht ehrliche Bibelforscher oder waren es die Lutheraner nicht? Haben beide es nicht ehrlich gemeint? Sie sind doch nicht übereingekommen. Sind alle die verschiedenen Arten von uns Protestanten nicht ehrliche Bibelforscher gewesen? Es hat sie nicht zu jener Einheit geführt, von der der Herr sagt: „Daß sie alle eins seien, auf daß die Welt glaube, daß du mich gesandt hast."

Es gilt den Ausdruck finden und regeln. Und nun meine Freunde! Wenn Sie sich und anderen Leuten die Bibel auslegen, wissen Sie es gar nicht, wie viel Theologie Sie im Kopfe und im Munde haben. Das ist in der Kirche gemeinsame Theologie, gemeinsamer Besitz geworden. Aber Theologie ist es doch zuerst gewesen. So gibt es manche Worte, die gehen von Jahrhundert zu Jahrhundert, werden aber von der Theologie immer für den gemeinen Gebrauch umgeprägt. Nehmen Sie das Wort Buße. Es hat zuerst ein kirchliches Zuchtmittel bedeutet; dann nannte man ein Sakrament, ein Gnadenmittel so; mit dem erneuerten Evangelium gewann es die Bedeutung von Sinnesänderung zum Glauben. So ist die Theologie eine Sprachmeisterin, die uns hilft, uns zu verständigen. Sie werden aber sagen: haben denn die Theologen nicht viel mehr Zänkerei angerichtet, als andere Christen? Aber ich bitte Sie, sich zu besinnen; ist denn da, wo die Theologie gescholten wird, weniger Zänkerei? Gewiß nicht. Sind die Stifter protestantischer Secten vornehmlich in wissenschaftlicher Leistung ausgezeichnete Theologen gewesen? Man verwechselt bei solchen Schilderungen meistens Gemeinschaftsleiter mit Theologen; das ist bei unseren kirchlichen Verhältnissen erklärlich, bleibt aber doch sachlich eine Verwechselung. Das Zanken ist die allgemeine menschliche Sünde an uns, aber es ist nicht das, was der Theologie als Theologie eigentümlich ist. Auch innerhalb der Wissenschaft ist nicht die Theologie durch Streit ausgezeichnet. Der Schein schärferen Streitens ergibt sich aus dem Unterschiede, daß es sich bei den Theologen nicht nur um Kenntnisse und Einsichten, sondern um persönlichste Überzeugungen handelt. Hiervon abgesehen gehen die Philologen viel schlimmer miteinander um als wir Theologen.

Also die Theologie ist eine Sprachmeisterin. Sie ist noch mehr, sie ist sozusagen ein fortwährender Fingerzeig auf die Wahrheit; darauf, daß das Christentum den ganzen Menschen will, und indem es den ganzen Menschen will, an eine seiner Seiten, die man beim Christentum vielmals sehr gering schätzt, sehr starke Ansprüche erhebt. Die Theologie ist unerbittlich, wenn man bloß von religiösem Gefühle, bloß von der Praxis redet; wenn man meint, Gefühl und Wille sei allein von der Religion, vom Christentum in Anspruch genommen, und es sei am besten, wenn man ganz darauf verzichtet, daß das Christentum auf Wahrheit beruhe. Jetzt werden Bücher über das Wesen des Christentums geschrieben. Man schreibt über das Wesen, weil man nicht mehr den Mut hat, über die Wahrheit zu schreiben. Jesus hat nie gesagt: ich bin das Wesen. Das wäre Hegelisch gewesen. Aber er hat gesagt; „ich bin die Wahrheit.“ Und das gilt gegen alle Skepsis, und zwar nicht bloß gegen die Skepsis der Theologen, sondern auch gegen die Skepsis der lieben Brüder aus dem Laienstande. Sie wissen beide, woran sie sich halten können. Wenn aber Christus die Wahrheit ist und die Theologie hat Christum, dann hat die Theologie auch die Wahrheit, und dann wird gefordert, daß man nach der Wahrheit frage und daß man sich nicht damit begnüge, von der Wirklichkeit des Christentumes zu reden. Freilich ist's billig anzuerkennen, daß die Kirche da ist, daß wir um deswillen hier sind, weil es Leute gibt, die erklären, an Christum zu glauben. Die Wirklichkeit kann kein Mensch auslöschen. Die Wirklichkeit Jesu des Auferstandenen, die Wirklichkeit des dreifaltigen Gottes läßt sich freilich nicht ebenso beweisen, und darum ist's dabei auch nicht so einfach mit der Wirklichkeit abgemacht. Darum spricht die Bibel: in Christo kommt die Wahrheit. Und die Wahrheit will erkannt sein, die Erkenntnis aber fordert die Vernunft. Die Vernunft hat zwar Luther sehr gescholten, wenn sie sich auf ihre eigenen Füße stellte und gegen das Evangelium empörte; aber er hat sie unter die edelsten Schöpfergaben gerechnet: „Vernunft und alle Sinne“ im ersten Artikel. Und an die Vernunft wendet sich die Theologie.

Ich bin noch immer nicht damit fertig, Ihnen zu sagen, was Theologie ist. Nun muß ich etwas weit ausholen, entschuldigen Sie.

Es gibt in der Physik ein Gesetz vom Parallelogramm der Kräfte. Techniker wissen ganz genau was das ist. Gegenstände, die in Bewegung sind, stehen unter Einwirkungen von zwei verschiedenen Kräften;

eine treibt nach links, die andere nach rechts. Wenn Sie sich diese Wirkungen denken, so bilden sie, wie wir sagen, einen Winkel. Aus diesem Winkel heraus geht eine andere Linie, die zeigt, wo der Wettstreit der Kräfte den Gegenstand hinbefördert. Das nennt man die Winkellinie oder Diagonale. Nun kommt's darauf an, welche Kraft ist die schwächere, welche die stärkere. Je nachdem geht diese Linie mehr nach links oder nach rechts. Die Theologie ist eine solche Diagonale. Sie beruht auf zwei Triebkräften. Die eine Triebkraft ist das Evangelium, der Inhalt, den wir besitzen und der durch die Sprachmeisterin in die Welt hineingebracht werden soll. Aber das geht nur durch die Vernunft, und die Vernunft steht auch noch unter einer anderen Triebkraft, und diese Triebkraft ist das Erkennen aller Dinge um sie her. Wie wir an der Theologie eine einflußreiche Größe haben, die uns zusammenschließt, so ist es auch mit der allgemeinen Wissenschaft in ihrem Bestreben, die Welt in ihrem Sein und ihrer Entwicklung zu umspannen. Wir können uns ihres Einflusses nicht entschlagen.

Wie ist es nun mit dieser Wissenschaft? Sie bildet eine sogenannte Weltanschauung aus. Und nun ist es gar nicht anders möglich, als daß in unserer Seele beide wohnen. Und wie Sie gar nicht wissen, wie viel Theologie Sie in Kopf und Mund haben, so wissen Sie vielleicht auch gar nicht, wie viel von jener Weltanschauung, von jener Welterkenntnis Ihnen zur zweiten Natur geworden ist. Sie können das auch gar nicht ohne weiteres los werden. Nun kommen diese beiden Kräfte, stoßen aufeinander und müssen ausgeglichen werden; und der arme Mensch, der von ihnen ergriffen ist, muß in irgend einer Richtung getrieben werden. Auf die Ausgleichung der Kräfte kommt's an. Gott hat dazu unsere Arbeit in der Theologie verordnet. Das ist von Anfang an so gewesen, das ist nicht etwa erst jetzt so, wo die Leute ausdrücklich von Christentum und Weltanschauung reden. Früher hat man schon von Ausgleichung des Christentums mit der Bildung oder Cultur geredet. Aber das geht viel höher in die Vergangenheit hinauf. Was ist die erste Theologie in der Geschichte der Kirche gewesen? Apologie. Aus der Verteidigung des Christentums gegen die Angriffe der heidnischen Denker ist die Theologie erwachsen. Darum schelten auch viele Leute, die einer Theologie gram sind, zumeist darüber, daß sie Apologetik sei. Mir sagte jemand, ihm gefiele Harnacks Wesen des Christentums nicht; es sei doch bloß Apolo-

getik. Harnack will in der Tat nichts anderes, als was er vom Wesen des Christentums erkannt hat, mit der Weltanschauung auseinandersetzen und verteidigen. Die Apologetik geht also durch die ganze Theologie und in allen ihren Richtungen. Aber Sie wissen, die beste Verteidigung ist der Angriff, — Apologie ist Polemik. Sie muß eine Auseinandersetzung sein dessen, was wir am Christentume besitzen, mit dem uns durch unsere Anlagen, durch die Entwicklung der Menschheit, durch unsere geschichtliche Stellung aufgenötigten Denken. Das ist doch etwas, was die Christenheit, was die Christen, was auch die engsten Kreise der Christenheit, was auch die Gemeinschaft angeht: Sie sind nur deshalb gewöhnlich so ruhig über diesen Punkt, weil sie gar nicht dadurch beunruhigt sind, wieviel von diesem theologischen Gift sie in sich haben.

* * *

Wenn ich nun versucht habe, Ihnen diese übel beleumundete Theologie in ihrer Bedeutung für die Kirche zunächst einmal im allgemeinen zu schildern, so ist es nun meine Aufgabe, Ihnen zu sagen, wie steht es denn jetzt im Augenblicke mit der Theologie?

Weissagen kann ich nicht. Propheten, welche die Zukunft voraussagen, gibt Gott seiner Kirche nach Christo nicht mehr; wir haben auch in dieser Beziehung an dem genug, was wir an Christo haben. Propheten, die das Evangelium geistesmächtig in die Herzen bringen, gibt Gott fortwährend. Aber weissagen kann ich nicht, und doch ist die Frage nach der Gegenwart zum guten Teile zugleich eine Frage nach der Zukunft. Daher rühren meine Bedenken. Wie soll ich einzelner Mensch mit meinem beschränkten Gesichtskreis es unternehmen, solch einen Durchschnitt zu zeichnen. Ich kann nur eins zur Entschuldigung dafür sagen, daß ich das auf die Aufforderung hin unternommen habe. Es sind nun gerade 50 Jahre her, daß ich mein erstes theologisches Colleg über Kirchengeschichte gehört habe. Seit der Zeit hat Gott der Herr mich so geführt, daß meines Lebens Hauptkraft mit der Beschäftigung an der Theologie und damit hingegangen ist, daß ich, wie ich hoffe, in seinem Auftrage versucht habe, meine lieben Schüler für die Theologie zu erwärmen und sie vor den Schädigungen durch die Theologie zu bewahren. Wenn nun einer ein Recht hat, über die jetzige Theologie mitzusprechen, dann muß es wohl der sein, dessen Leben mit ihr verwachsen ist. Ich weiß aber sehr wohl, daß das, was ich sage, ein ver-

hältnismäßig individueller Überblick sein wird und sein muß. Vielleicht gelingt es mir aber, doch Ihnen klar zu machen, wie wichtig es sei, daß alle Glieder der Kirchen und Gemeinschaften, ob sie das alte Kirchengebet mitbeten für die Lehrer und Diener des Wortes oder ob sie frei beten, die Theologen und sonderlich die, welche Katheder-Theologen sind, auf ihre fürbittenden Herzen nehmen; nicht bloß aus Nächstenliebe, sondern aus Selbstliebe als Christen, zumal aber aus Liebe zum Herrn der Kirche.

Wenn ich nun zur Theologie in ihrem wirklichen Bestande kommen soll, so darf ich Ihnen doch nicht ein Colleg über Encyklopädie vortragen mit allen den schönen „iken, iken, iken"; deshalb verzeihen Sie, daß ich nochmals ein Bild brauche.

Die Theologie, die theologische Wissenschaft, ist ein Lebewesen. Sie besteht nicht bloß in Büchern, nicht bloß in Vorlesungen, nicht bloß in einzelnen Schriftstellern und Professoren. Sie ist ein gewisses Lebewesen. Und dieses Lebewesen, wie alle Lebewesen auf Erden, hat einen Leib und eine Seele. Der Leib, wenn er keine Seele hat, ist kein Leib mehr, sondern ein Ding, das in seine Stoffe auseinanderfällt. Die Seele auf Erden, wenn sie keinen Leib hat, ist ein Gespenst. Ein solches doppelseitiges Lebewesen ist die Theologie nun deshalb, weil sie es mit einem Gegenstande zu tun hat, der ganz derb in der Wirklichkeit darin steht. Das ist das vielen Christen so unbequeme geschichtliche Christentum.

Das Christentum hat nicht bloß, sondern ist in einem wesentlichen Stück eine Vergangenheit — darüber läßt sich gar nicht streiten. Keiner von uns, wie viele christliche Erfahrungen er besitze, kommt darum herum, mit dem Christentume der Vergangenheit zu tun zu haben. Diese Vergangenheit ist Leben und Werk Jesu. Das Christentum ist aber nicht bloß eine Vergangenheit, sondern von jener ersten entscheidenden Vergangenheit her ist es einer der gewaltigsten Factoren in der Entwicklung der einheitlichen Menschheit. So ist das Christentum eine imposante, geschichtliche Größe. Und diese imposante geschichtliche Größe muß und will gekannt sein. Wenn aber ein Christ überhaupt in der Lage ist, darüber ernstlich nachzudenken, und dann meint, er dürfe sich die Bemühung um die Bekanntschaft mit dieser Geschichte erlassen, dann bringt er sich selbst um einen großen Schatz seines Lebens. Nicht bloß das; er kann auch den großen Gott nicht so voll erkennen, wie er ihn erkennen könnte, wenn er sich diese große Erscheinung näher betrachtet, sie kennen und verstehen lernt.

Die Theologie hat es also mit diesem großen geschichtlichen Ganzen zu tun, mit dem Jesus der Vergangenheit und mit dem in seinem Geiste die Kirche regierenden Jesus aller Zeiten. Wenn wir nun die Kenntnis davon ins Auge fassen, so haben wir damit den Leib der Theologie. Alles das von Erkenntnis, was zusammenhängt mit unserer Bibel, alles das von Erkenntnis was zusammenhängt mit der Kirchengeschichte und dem heutigen Zustande der Christenheit, bildet diesen Leib. Damit Sie nicht denken, Kirchengeschichte sei bloß ein altes Gerümpel von Streitigkeiten der Theologen und von Bestrebungen und Errungenschaften der Päpste, so erinnere ich Sie daran, was Sie gestern gehört haben. Die Kirchengeschichte ist auch Missionsgeschichte [1]), und zwar handelt es sich nicht bloß um Mission unter den Heiden, sondern auch um Mission unter der Christenheit in den verschiedensten Gestalten. Die Kenntnis dieser großen Geschichte zerfällt nun doch überall wieder in eine große Menge von einzelnen Kenntnissen und diese einzelnen Kenntnisse müssen gesammelt werden. Sie sind an vielen Orten zum Teil erst wieder zu suchen, und nirgends tritt die Notwendigkeit gemeinsamer Arbeit so hervor, wie hierbei. Man kann gar nicht genug wissen, um die Bibel zu verstehen, nämlich um diese Bibel als geschichtliches Ganzes zu verstehen und zu kennen, auch um sie in ihrer Herrlichkeit zu erkennen. Selbst die Theologen wissen noch viel zu wenig von der Geschichte der Bibel. Da wären noch viele Schätze zu heben; das lege ich meinen jungen Theologen immer ans Herz. Aber immerhin, all diese Erkenntnis zusammen ist nichts als das Äußere, als die Elemente zu einem Leibe, der eben erst dadurch zu einem Leibe wird, daß er beseelt ist. Wo steckt nun die Seele der Theologie?

Nun kommt etwas sehr Schlimmes. Die Seele der Theologie steckt in den Anschauungen und Überzeugungen. Da hilft gar nichts. Die einzelnen Kenntnisse sind auseinander geworfene Teile eines Lebens Man kann sie als Ganzes nur unter Gesichtspunkten zusammenfassen, wenn man ein endlicher Mensch ist. Das wissen ja die Maler; man kann die Dinge nicht sehen, wie sie sind. Wenn man sie in ein Bild fassen will, muß man sie von einem bestimmten Standpunkte und unter einem Gesichtspunkte sehen, und sich bemühen, ihren Anblick von hier aus festzuhalten. Und wer die Dinge erkennen will, muß sie ebenso sehen, wie der Maler sie gesehen hat; das ist unsere endliche und menschliche Begrenztheit.

[1]) Vortrag von Professor D. Warneck, Halle: Was lernen wir für die Heidenmission aus der Geschichte der Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten?

Nun haben wir aber nicht bloß menschliche Gesichtspunkte und beschränkte Urteile. Wir haben mehr. Wir haben die Wahrheit und die Wahrheit ist Licht. Wenn die Sonne des Morgens aufsteigt, dann werden die fahlen Größen, die flach und verschwimmend vor mir liegen, auf einmal bestimmt unterschieden, durch Schatten gehoben und in Farben lebendig. Deutlich haben wir ein anschauliches Bild, ein uns entzückendes Bild vor Augen. So kommt die Sonne der Wahrheit des Evangeliums und wirft Licht auf diese Dinge und dann wird aus der Masse von einzelnem Wissen eine Wissenschaft, ein lebendiges Ganze. Das kommt zumeist zum Ausdruck in dem Teile der Theologie, die wir gemeinhin Glaubenslehre und Sittlichkeitslehre nennen, Dogmatik und Ethik, auch wohl neuerdings systematische Theologie.

Die viel verlästerten Dogmen, das sind jene großen Gesichtspunkte, unter welchen die Kirche gelernt hat, das Chaos der Kenntnisse zu überschauen; und die Arbeit am Verständnisse dieser Kenntnisse, das ist die eigentliche Seele der Theologie. In der Seele liegen auch die Kämpfe. Darum werden hier die schwersten Kämpfe der Theologie gestritten.

Daß wir uns immer so dadurch erschrecken und davon abstoßen lassen, daß es in der Theologie Kämpfe gibt! Kämpfe können gar nicht ausbleiben. Es muß auch sonst Kämpfe geben. Es gibt in jedem Menschenleben Kämpfe. Die Ausgleichung der Kräfte zur Diagonale, wie soll sie stattfinden ohne Kämpfe? Wie soll der edle Schatz der evangelischen Wahrheit in die gemeine Münze umgeprägt werden? und ihrer bedarf es doch, um sie herauszugeben für jeden kleinsten Mann, der nicht mit Schätzen umgehen kann, sondern seinen Tagesbedarf mit wenigen Groschen bestreiten muß. Wie soll das geschehen, wenn es nicht durch eine Ausgleichung der beiden Kräfte geschieht? und das geschieht unter Kämpfen.

Und nun habe ich noch immer nicht vom gegenwärtigen Stande der Theologie geredet. Nun komme ich dazu.

* * *

Was die Elemente für den Leichnam der Theologie angeht, so sind wir heutzutage unvergleichlich reich. Seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts ist ein starker Sinn für geschichtliche Forschung über die Menschheit gekommen und hat sich immer weiter entwickelt. Weil in

der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Naturwissenschaft so riesige Fortschritte gemacht hat, daß weithin fast nur von ihr die Rede war, haben sich die meisten davon so imponieren lassen, daß jene Tatsache mehr in den Hintergrund getreten ist. Aber die historische Wissenschaft hat zweifellos ihre glänzendste Epoche im zweiten Dritteil des vorigen Jahrhunderts gehabt und das wirkt nach. Und so sind wir nun ungemein reich an geschichtlichem Wissen. Manchmal hat Reichtum etwas Obstruierendes; man kann mit all den Schätzen nicht fertig werden, und dann fallen sie wie schwere Lasten auf die Leute. Die historischen Forscher haben sich nicht damit begnügt, bloß in Büchern zu forschen, wie Schiller schon ahnend sagt: „Würde die Geschichte davon schweigen, tausend Steine würden redend zeugen, die man aus dem Schoß der Erde gräbt.“ Er hat dabei nur an das Forum von Rom gedacht. Jetzt ist uns die ganze asiatische Mutterwelt der europäischen Kultur erschlossen, und nun strömen die Kenntnisse auf uns zu, und sie alle sind uns nicht gleichgültig für die Theologie. Ich brauche wohl bloß die beiden Worte Babel und Bibel auszusprechen, so haben Sie die Bedeutung vor sich, zugleich mit einer gewissen Besorgnis.

Ist daß nun bloß vom Übel? Die Kenntnisse zunächst sind ganz unbedenklich, vielmehr dankenswert; sie gehören alle dazu, um die Zeit zu erforschen, in die unsere Bibel hineingehört. Keine genauere Kenntnis der Bibel kann vom Übel sein.

Übrigens, meine Freunde, auch ohne Prophet zu sein, kann ich Ihnen versichern, daß sich schon jetzt ein Vorteil für die Schätzung der Bibel voraussehen läßt. Wir Menschen sind von Natur neugierig, und diese Neugier richtet sich bisweilen auch auf das Alte und Vergangene, das wir bisher nicht wissen konnten. Da wird dann gesucht und wenn man nicht Befriedigung findet, werden Hypothesen gemacht; und eine Hypothese erscheint außerordentlich fruchtbar, wenn sich nach ihr alles schön konstruieren läßt. Weil man mit diesem Erkenntnishunger aus der bekannten und erforschbaren Vergangenheit in die Anfänge der Menschheit hinüberzusehen sucht, wandte sich auch die allgemeine geschichtliche Forschung dem Alten Testamente zu; es war ja das beste, ja fast das einzige, was man von Bericht über die Urzeit hatte. Man konnte kaum wo anders suchen. Jetzt aber hat Gott der Herr die Gräber aufgedeckt und nun können alle die forschenden Seelen in Assyrien und Babylonien, wo sie wollen, wie die Maulwürfe nachgraben und forschen. Und nun, wenn man sich dort wird festgesetzt

haben, wird heraustreten und wieder zur Geltung kommen, daß die Bibel nicht vornehmlich ein Fundort für archäologische Kenntnisse ist, daß sie vielmehr ein Buch ist, das im Grunde nur von den Taten Gottes und dem Glauben der Menschheit erzählt. Und dann wird das Alte Testament vielen auf einmal langweilig werden, wenn sie das einsehen. Also, es kann durch diese ganze Arbeit eine entscheidende Entlastung für unsere Theologie eintreten.

Da ich nur Proben herausgreifen kann, stelle ich neben den Gewinn aus den Forschungen über die grundlegende Vergangenheit des Christentumes den anderen aus der geschichtlichen Arbeit über den Ursprung unserer evangelischen Kirchen. Beim Kampf um die Bibel steht uns die heidnische Weltanschauung gegenüber. Sind wir allein von ihr bedrängt? Fällt nicht von jenseits der Alpen ein beängstigender Schatten auf unser kirchliches Leben? Haben nicht protestantische Theologen zum Teil den römischen vorgearbeitet, um Mißtrauen gegen die Reformation in den Seelen der evangelischen Bevölkerung zu erwecken? Was ist es doch nun Großes, wenn wir genau wissen können, was in der Reformation vorgegangen ist! Was ist das für ein Dienst, den die evangelischen Theologen der Kirche leisteten! In gewaltigen Sammlungen liegen uns, dank dem Fleiße der Gelehrten, die Werke unserer Reformatoren, die ehedem gedruckten, wie auch viele bisher ungedruckte, vollständig und verläßlich vor, so daß wir sie in ihrem Werden und in ihrer Leistung genau kennen lernen, und an ihnen uns bilden können. Die weitere bis ins einzelne gehende Durchforschung der Reformationszeit ist eine gewaltige Waffenrüstung für den Kampf, der uns verordnet ist. Die Theologen sollen den Kindern der evangelischen Kirche predigen, was wir ihr an Dank schuldig sind und sollen auch die, welche auf ihre Mutter so leichthin zu schelten pflegen, mit Dank und Ehrerbietung für sie erfüllen.

Aber hier rede ich ja doch immer noch von dem, was ich den Leib der Theologie nenne. Wenn nicht die Seele dazu kommt, dann wird alle diese Kenntnis auseinanderfallendes Material.

Wie war es denn mit der Seele der Theologie? (Ich rede natürlich im Bilde, das wissen Sie!) Nun eine Seele fällt nicht fertig vom Himmel, sondern wenn eine Seele eine Menschenseele geworden ist, — wie, das weiß keiner von uns — dann entwickelt sie sich, dann wächst sie; auch die Seele der Theologie wächst. Kein Mensch versteht die Gegenwart der Seele der Theologie, der nicht ihre nächste

Vergangenheit kennt. Unsere allernächste Vergangenheit ist in der Theologie durch zwei Schulen beherrscht, eine dogmatische und eine alttestamentliche, welche die große Kunst verstanden haben, den Leuten glauben zu machen, daß es jenseits der Berge, nämlich der Gründer dieser Schulen, seit Schleiermacher eigentlich von Theologie nichts Erkleckliches gegeben habe. Nun gehöre ich zu den Leuten, die theologisch gelebt haben, ehe diese Berge aufstanden und habe daher nicht bloß literarische Kunde, sondern ich habe sozusagen in meinem theologischen Leibe die Fasern, welche von jenseits dieser Berge herkommen; und daher weiß ich auch, daß die Wurzeln, aus der die Seele unserer Theologie erwachsen ist, zum guten Teile jenseits dieser Berge lagen. Darum lassen Sie mich auch einen kurzen Rückblick auf das 19. Jahrhundert werfen, um Ihnen den Stand der Theologie von dort her erklären zu können. Sie wissen, das 18. Jahrhundert wollte gar nichts von der Geschichte wissen, sondern bloß von der Natur und von dem, was den Leuten damals als Vernunft galt. Sie construierten sich alles aus ihrer Vernunft. Während man jetzt darüber philosophiert, wie die Cultur sich allmählich aus dem Tierzustand entwickelt habe, meinte man damals, die Cultur sei ein Contractsverhältnis. Also da müssen Leute gewesen sein, die den Vertrag schließen konnten und mit diesem Vertrage ist die Cultur entstanden, so ungefähr wie man sich Stadt und Staat von Rom entstanden denkt. Man hatte kein Verständnis für die geschichtliche Entwicklung und für geschichtliche Größen; darum wollte man vom Christentum auch eigentlich nichts, außer dem, was man erfahren konnte und in seiner Seele hatte, wissen und gelten lassen. Die Geschichte des Christentumes war bloß dazu da, um zu zeigen, daß das Geschichtliche überflüssig sei. Dieser geschichtslose Rationalismus bekam von Gott, dem Herrn, die Vollmacht, in einem Volke zu herrschen, und durch dieses Volk zur Geißel von Europa zu werden. Und auf einmal besannen sich die Leute darauf, daß jene Vernunft doch nicht etwas so Zuverlässiges sein möchte, und man fing überall an, nach der Geschichte zu fragen. Damit ist manches alte Gespenst wieder aufgestiegen; z. B. den unfehlbaren Papst verdanken wir diesem Zuge, denn dieser Zug hat den entthronten Papst wieder auf den Thron gesetzt und denselben Papst veranlaßt, die schon beseitigten Jesuiten wieder hervor zu holen.

Aber von der anderen Seite verdanken wir dieser Erkenntnis auch, daß man sich dem geschichtlichen Christentume wieder zuwendete; und

zwar mit einer großen, freudigen Zuversicht dazu, an dem Christentume das zu besitzen, was alle Rätsel des Lebens und Denkens löst. Das Christentum trat zunächst in der Gestalt des Pietismus auf. Dieser war bemerkenswerterweise nicht mehr die Opposition gegen die Orthodoxie, denn man hatte es nicht mehr mit einem toten Orthodoxismus zu tun, sondern mit der Negation des geschichtlichen Christentumes. Dieser Pietismus hat den Sinn für die alte christliche Gedankenwelt wieder eröffnet; er war orthodoxer Pietismus. Und dieser Pietismus war, so wenig wie der alte, weltflüchtig; denn daß man diesen Pietismus weltflüchtig nennen kann, während er die Absicht hatte, die Welt für Christus zu erobern, ist mir rätselhaft geblieben. Dieser neue Pietismus war auch sonst gar nicht weltflüchtig; man nennt ihn sogar den Salonpietismus, weil er in alle Kreise hineinkam. Das interessiert uns aber jetzt nicht, sondern vielmehr, daß dieser Pietismus fähig wurde, das Christentum in der Diagonale einer Theologie wirksam zu machen.

Es sind die sogenannten Vermittelungstheologen, welche das in Schleiermachers Spuren getan haben. Sie bekannten sich voll zu ihrem Herrn und Heilande. Die ganze Vermittlungstheologie ist christozentrisch. Es ist nicht wahr, daß der Christo-Zentrismus erst aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts stamme. Die ganze Vermittlungstheologie ist christo-zentrisch gewesen, und sie war ihres Besitzes so sicher, daß sie meinte, man brauche bloß all die Schätze der Wissenschaft herbeizuziehen, um das Christentum allen Leuten deutlich zu machen. Das geschah freilich in einer etwas undisziplinierten Weise. Da kam auf den Frühling dieser Bewegung ein Reif (ich kann hier nur kurz skizzieren). Der philosophische Idealismus hatte abgewirtschaftet; die exakte Forschung beherrschte Wissenschaft und Weltanschauung. Nun begann der Kampf, in dem wir immer noch stehen, um die natürliche Erklärung des Christentumes. Sie wurde im großen Stile unternommen, während sie bisher bloß im kleinen Stile getrieben war. Über die natürliche Wundererklärung lachen alle Leute heutzutage, aber das Christentum wollen alle natürlich erklären. Unter diesem starken Ansturme kam es dahin, daß man sich auf der anderen Seite aus dem sozusagen undisciplinierten positiven Christentume zu einem kirchlich disciplinierten zusammenfaßte. Das rief die sehr bedeutende, zum Teil sehr einflußreiche, zum Teil sehr tiefsinnige konfessionelle Theologie während der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts ins Leben. In dem Maße, als sie sich an das geschichtliche Christentum anlehnte, entfernte

sie sich aber von der eingehenden Auseinandersetzung mit der anderen Winkelseite. Sie meinte, man habe das Christentum gar nicht für die Anhänger moderner Weltanschauung verständlich zu machen. Das seien zwei Dinge, die ganz auseinander bleiben müssen, und man habe sich einfach dem positiven Christentume zuzuwenden. Das ging auf die Dauer nicht.

Aus dieser konfessionellen Theologie selbst erhob sich die schwere Frage: wie werde ich als Mensch der Erkenntnis des Christentums gewiß? — nicht zu verwechseln mit der alten Frage: wie werde ich meines Heils gewiß? Wie kann ich mich von der Wirklichkeit dessen überzeugen, was mir als christliche Wahrheit geboten wird? Diese Frage legte sich, nachdem Hofmann sie aufgeworfen hatte, nachdem Frank sie als die Frage nach der christlichen Gewißheit formuliert hatte, allen, allen auf die Seele: und die Arbeit der letzten Zeit, auch die der Ritschl'schen Schule, ist wesentlich unter diesen Gesichtspunkten vollzogen worden. Schleiermacher und Frank hatten sich ganz in das Subjekt hinein vertieft und sagten, ich bin mir gewiß ein Christ zu sein oder wiedergeboren zu sein, und folglich ist mir das ganze Christentum gewiß; dabei blieb dann immer die Frage, wie komme ich zu dieser inneren Gewißheit und von ihr zum historischen Christentum? Da trat Ritschl auf und sagte: Nein, das Christentum ist eine geschichtliche Größe. Es gibt eine geschichtliche Größe, bei der wir einsetzen müssen, eine tatsächliche Gewißheit, die historisch gegeben ist; die wird aber nur dann christlich wichtig sein, wenn ihr Inhalt sich fruchtbar für das sittliche Leben erweist. Auch dieses ist nicht das letzte Wort. Die hier vorausgesetzte feste tatsächliche Grundlage wird flüssig und unsicher durch die religionsgeschichtliche Auffassung. Der eine Zeit lang enge Zusammenschluß der Schule ist in einer Spaltung begriffen.

Das sind ja nur Andeutungen, die ich geben kann; aber diese Bewegungen sind es, aus denen allein der gegenwärtige Stand der Theologie verstanden werden kann.

Das ist kein glattes Ergebnis. Wenn Sie um ein glattes Ergebnis über den Wuchs des Baumes zu haben, den Baum abschneiden, dann ist er hinterher tot. Glatte Ergebnisse kann man vom Leben nicht bekommen. Darum bin ich auf die Vergangenheit zurückgegangen. Und nichts von alledem, was ich erwähnt habe, ist in der jetzigen Theologie schon tot.

Wie alles Leben durch Tag und Nacht, Wachen und Schlafen

wechselt, so verläuft auch das Leben der Wissenschaften in Wellenhöhen und Wellentälern. Wir befinden uns augenblicklich in einem Wellentale. Wann die nächste Wellen-Höhe kommen wird, weiß ich nicht. Aber es ist nun doch auch nach diesen letzt erwähnten Bewegungen mancher frische Anstoß gekommen, der es lehrt, das geschichtliche Christentum nicht bloß unter einem individuellen oder zeitgeschichtlichen Gesichtspunkte zu betrachten, sondern sich immer mehr zu vertiefen in die Betrachtung des geschichtlichen Christentumes von der zentralen Wahrheit aus. Auch meine ich doch, daß die große, ernste Hauptfrage klar liegt. Nun pflegt man in der Wissenschaft zu sagen, wenn erst das Problem klar ist, dann wird auch die Lösung nahe sein, nicht die vollständige und letzte, aber einstweilige.

Wenn man also über den Stand der Theologie berichten will, so wird man sagen müssen, was ist denn jetzt eigentlich das entscheidende Problem?

Daß es Theologen gibt, denen dieses Problem klar geworden ist, das scheint mir ein Zeichen dafür zu sein, auch die gegenwärtige Theologie sei aussichtsreich, und wir brauchen nicht zu fürchten, unsere Theologie sei im Abwelken begriffen.

* * *

Wir haben gesagt, die Theologie ist eine Diagonale. Die beiden Kräfte, welche den Weg der Theologie bestimmen, sind sehr bestimmt und ausgesprochen vorhanden. Man kann sie in zwei Worte fassen: Entwickelung und Offenbarung. Unsere gegenwärtige Denkweise hat mit Hilfe des Gedankens der Entwickelung und mit der Kenntnis der Entwickelungsgesetze ungeheure Erfolge inbezug auf die Natur errungen. Das hat die ganze Philosophie endgiltig in die Betrachtung unter dem Entwickelungsgedanken hineingezogen, und wir denken alle viel mehr in diesen Formen, als wir selber meinen oder wissen. Das bemerkt man erst, wenn man Bücher liest, die aus dem 18. Jahrhundert stammen, wo die Anschauungen sehr anders lauten. Auch in der Geschichte gilt durchweg die Entwickelung. Man muß nur nicht denken, daß das immer Darwinismus sei. Der Darwinismus ist eine kleine Phase in der großen Periode dieser Betrachtung. Der Entwickelungsgedanke stammt von Hegel, und manche Theologen wissen gar nicht, daß sie in den Bahnen von Hegel weiter gehen.

Also, die eine Seite des Winkels bildet heute der Gedanke der Entwickelung. Aber Entwickelung ist ja ein inhaltloser Gedanke. Es kommt darauf an, was sich entwickelt und woher ihm seine Entwickelung stammt. So steht auch hinter der Annahme der allumfassenden Entwickelung noch eine entscheidende Anschauung, und die ist nicht modern, sondern uralt. Man nennt sie — im Gegensatze gegen den sogenannten Dualismus von Gott und Welt — Monismus. Das will sagen: es gibt nur ein in sich geschlossenes Ganze des Daseins, und das ist dasselbe, dessen wir mit unseren Sinnen inne werden.

Es ist gestern davon die Rede gewesen, daß ein scharfsinniger Astronom Gott am Himmel mit seinem Teleskop gesucht habe. Das Teleskop ist das verlängerte Auge. Was man irgendwo mit den Sinnen empfinden kann, das allein ist wirklich und wenn Gott wirklich sein soll, so muß er in diesem sinnenfälligen Ganzen darin sein. Alles dieses Wirkliche ist eben bloß wirklich; und wenn es nichts weiter ist, kann es weder einen Anfang noch ein Ende haben; und folglich muß dieses Ganze immer und ewig wirklich sein. Erst, daß dieser uralte Gedanke, der uns von Griechenland herüberkommt, nun mit den Entwickelungsgedanken sich verbindet, das veranlaßt die ganze Gravitation nach jener Seite hin. Nun wird gefordert: Weil das Christentum wirklich ist, so muß es eben ganz hineingehören in dieses sinnenfällige, große Etwas, so gut wie Gott hineingehört.

Dem gegenüber steht das wirkliche Christentum mit dem unentwegten Zeugnis: Ich glaube an Gott, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde; ich glaube an Jesum Christum, Gottes eingeborenen Sohn, geboren von der Jungfrau Maria; ich glaube an den heiligen Geist. Es ist gar kein Zweifel, daß dieser Glaube das geschichtliche Christentum ist. Es hat viele Wandlungen erlebt; aber darauf steht's und protestiert gegen den Monismus. Und nun die Diagonale! Wir sehen sie mit unserem Augenlicht noch nicht deutlich gezogen; wir sehen aber unendlich viele versuchte Diagonalen. Und durch jeden von uns geht eine solche Diagonale zwischen diesen beiden Richtungen. Wir dürfen aber auch als Theologen nicht sagen, diese ganze große monistische Entwickelungs-Bewegung sei für uns nicht da. Wir sollen ja den Leuten, die davon überzeugt sind, den Star stechen. Wie sollen wir den Star stechen, wenn wir ihre Starkrankheit nicht kennen? Wie soll man ihr Herz bewegen, wenn wir nicht mit ihnen fühlen können? Wir sollen ihnen das Evangelium so bringen, daß ihnen sein Verständnis möglich sei.

Es ist ein Unterschied in dieser Beziehung zwischen denen, welche im Christentum aufgewachsen sind, — ich meine: auch nur unter vorherrschendem Einflusse der christlichen Anschauung — und zwischen denen, die ganz drüben gewesen sind, und die dann herübergekommen sind, vielleicht sehr allmählich, ohne daß sie viel davon sagen könnten, wann und wie diese Handlung bei ihnen entstanden ist. Wer so geführt ist, hat wohl sehr stark den Eindruck, daß man den Ausgleich nicht aufgeben kann. Das gilt aber auch für uns alle, weil Christus gesagt hat: Ich bitte nicht, daß Du sie aus der Welt nehmest, sondern daß Du sie in der Welt bewahrest, auf daß die Welt durch sie zum Glauben komme. Welche Aussicht gibt es nun dafür, daß bei diesem Ausgleiche die theologische Diagonale nicht ganz mit der monistischen Entwickelungslinie zusammen falle, sondern sich nach der Linie des geschichtlichen Christentumes zu wende?

Wir Christen können nicht mit einem einhellig von uns getragenen, von allen übereinstimmend angenommenen, dem einfachen gesunden Menschenverstand einleuchtenden Geschichts- und Weltbild vor die Leute treten und sagen: Seht, so erklärt das Christentum alles! Es ist bis jetzt noch nicht gelungen; ich zweifle, ob es gelingen wird und kann. Warum nicht? Wir sehen hier in einen Spiegel, und was wir sehen, ist in ein Rätselwort gefaßt. Den Spiegel haben wir, den hat uns Gott gegeben. Das Wort haben wir, das hat uns Gott gegeben. Ein Rätelselwort bleibt's und es wird dabei bleiben, daß es für den Weltverstand ein Ärgernis bleiben muß. Es ist ein Rätsel, daß das Kreuz Christi die Lösung aller Welträtsel sein soll; das ist das Ärgernis des Kreuzes. Es ist neben dem Ärgernisse des Kreuzes ein Rätsel, daß der Gottlose gerecht sein soll, und bleibt ein Rätsel, für den rein logisch denkenden Verstand. Es ist ein Rätsel, daß das geschichtliche Christentum den Anspruch erhebt, universell zu sein, — diese in der Zeit entstandene, an geschichtliche Grenzen gebundene, langsam die Welt umspannende Erscheinung. Es ist ein Rätsel, daß die Versöhnung, nicht die Versöhnung der Auserwählten, nicht die Versöhnung der Erkannten und bereits Berufenen, sondern die Versöhnung der Welt ist, und daß es daneben doch bleiben soll bei den Worten von der engen Pforte und von der kleinen Herde. Es ist ein Rätsel, daß das Fortleben und Wirken der Wahrheit, die uns Gott im Christentume durch Offenbarung gegeben hat, nicht gefaßt ist in einen Brief vom Himmel, nicht in einen Katechismus, auf den alle schwören können, nicht in eine Dogmatik, in die man sich vertiefen kann, sondern in ein

Buch, das eine Sammlung ist von so verschiedenartigen Büchern mit allerlei Stoff darin, mit dem man sich ja wohl freilich abfindet, indem man ihn zu allerlei bezieht und verwendet, womit er gar nichts zu tun hat. Aber es ist ein Rätsel, daß es Gott gefallen hat, uns seine Offenbarungen in der Bibel zu geben. Wie er sich nicht vor aller Welt in Majestät offenbart hat, sondern im Fleisch, in dem untergehenden Menschen, so offenbart er sich weiter in einem solchen, die Wahrheit, wie es scheint, verkleidenden Buch, in welchem wir sehen können, wie die Menschheit von Gott erzogen wird, um sich in seine Gedanken hineinzwängen zu lassen, um sich überwinden zu lassen. Das sind alles Rätsel. (Wir wollen, da ich nun einmal von Rätseln rede, kurz dazwischen werfen: haben wir denn auch alle Rätsel des natürlichen Lebens gelöst? also darüber brauchen wir uns nicht zu entsetzen.) Aber, können wir darauf rechnen, mit diesen Rätseln den Sieg in der Theologie zu gewinnen?

Ich habe schon gesagt, weissagen kann ich nicht!

Aber eins glaube ich auf Grund meiner Übersicht der Vergangenheit, so spärlich und bruchstückmäßig sie sein mag, sagen zu dürfen: Ja diese Bibel, in welcher die Geschichtlichkeit des Christentumes den geschichtlichen Ausdruck gefunden hat, ist das unumstößliche Widerlager, an welchem der Entwickelungsmonismus sich immer wieder brechen muß. Gerade, weil diese Bibel gar keine göttlichen Bürgschaften hat, außer ihr selbst, weil wir alles, was wir von ihr wissen, nur ihr selbst verdanken; weil sie in dieser wunderbaren, natürlichen Entstehungs- und Verbreitungsweise, die uns immer deutlicher wird, das unzerstörbare Zeugnis davon ist, wie das Christentum durch das Wort in die geistige Entwickelung der Menschheit so hineingeflochten ist, daß die Menschheit, sie mag sich schütteln wie sie will, dieses Wort nicht mehr los werden kann. Denn an dem Anfang aller modernen Culturen steht die Bibelübersetzung, und keine alte Cultur bleibt, ohne daß ihr eine Bibelübersetzung eingefügt wird. Soweit Menschenzungen klingen, soweit wird bald die Bibel in ihnen gelesen werden.

Dieses Widerlager hält die Diagonale. Sie hält sie jetzt im Augenblicke noch nach rechts, aber sie hält sie nur dann nach rechts, wenn Gott der Herr zu der Bibel eine Bewegung gibt, welche die Ohren für sein Wort öffnet. Es sind solche große Bewegungen mehr als eine in der Geschichte vorgekommen. Ohne eine große Bewegung in der Christenheit kein Verständnis für die Bibel, ohne die Bibel jede große Bewegung durchaus umsonst, verirrt und verlaufen. Ist nun in unserer Gegenwart irgend etwas, was uns verspricht, daß wir das Verständnis

der Bibel voll gewinnen, voll festhalten? Auch vielleicht in höherem Maße in weitere Kreise bringen können? Ist in unserer Kirche etwas, was uns die Zuversicht dazu erwecken könnte? Man sieht ja was einem zunächst steht, gewöhnlich nicht deutlich, wenigstens wenn man weitsichtig ist, (wie ich es bin.)

Aber wir haben eine verheißungsvolle Bürgschaft, denn wir haben zwei Dinge.

Ein großes, köstliches, herrliches Ding! Unsere evangelische Kirche ist im Begriff, freilich unter vielen Nöten und Schwankungen — was ja den Christen gut ist — doch sieghaft die Welt zu missionieren. Wenn unsere Christenheit die Welt missionieren kann, dann muß dieses Christentum doch wohl noch eine Wirklichkeit sein. Wenn die Missionspredigt den Papua und den Japaner und Chinesen dazu bringen kann, daß er für dieses Evangelium stirbt, dann muß dieses Evangelium eine Macht über Menschenherzen sein. Will's Ihnen bange werden um eine Bewegung, welche auch die Theologie fruchtbar machen kann, dann sehen sie auf die Mission. Es kann da jeder nur von seinem Gesichtspunkt aus reden. Ich kann sagen: wenn ich ein getroster Bibeltheologe geworden bin, so hat mir zu einem großen und guten Stück dazu geholfen, daß mir der Blick für die Mission eröffnet wurde. Das ist die eine der großen Wirklichkeiten der evangelischen Kirche in der Gegenwart.

Die andere liegt uns noch näher und ist für uns schwerer faßbar nnd zuversichtlich greifbar. Aber wenn ich es doch beobachte, wie man jetzt durchaus nicht geneigt ist, das Christentum nur den sogenannten officiellen Christen zu überlassen, sondern es in verschiedener Weise lebendig in die Hand nimmt; daß wo Laien vom Evangelium ergriffen werden, sie auch bereit und geneigt sind, zeugend und dienend zuzugreifen; daß man sich zusammenschließt — ich rede gar nicht allein von dem, was heute sonderlich Gemeinschaftsbewegung heißt, aber ich will diese Bewegung auch ganz ausdrücklich mit eingeschlossen haben in das, was ich jetzt meine — da ist eine Regung in der evangelischen Christenheit, welche, wenn Gott Gnade gibt, wachsen kann, um alle, die am Verständnisse des Wortes Gottes arbeiten, zu unterstützen, wenn sie die große Aufgabe der Theologie in unserer Zeit angreifen. Diese Aufgabe aber besteht darin, dem Aberglauben und Fanatismus der Diesseitigkeit immer wieder die Tatsache in ihrer ganzen Größe und Wirklichkeit entgegenzuhalten, daß wir eine Offenbarung des lebendigen Gottes haben, der zu uns geredet hat in seinem Sohne, hochgelobet in Ewigkeit. Amen!

Warum ist es in der Gegenwart so schwer, zu einem festen Glauben zu kommen?

Das der heutigen Verhandlung gestellte Thema führt uns in den Mittelpunkt alles christlichen Lebens hinein; denn was stünde für einen evangelischen Christen mehr im Mittelpunkte, als der Glaube. Zu gleicher Zeit trifft der Gegenstand auch den weiten Umfang christlichen Treibens, christlicher Gemeinschaft, wie ja das Centrum des Kreises die Peripherie bestimmt und doch auch wieder in seiner Lage durch sein Verhältnis zu allen Punkten der Peripherie bestimmt wird. So wird die übersichtliche Behandlung des Gegenstandes viel einzelnes wie im Fluge streifen müssen und weniges erschöpfen können.

Vor allem aber ist es unerläßlich, sich darüber zu verständigen, was denn der feste Glaube sei, mit dessen Hemmungen wir uns beschäftigen wollen. „Fester Glaube", ist das nicht ein Ausdruck, der zweimal dasselbe sagt? darum zu viel und eben darum anderseits vielleicht zu wenig? jedenfalls etwas Unrichtiges? Liegt da nicht eine Verwechselung vor? Denn es ist ja freilich kein Zweifel, daß wir hier nur vom christlichen Glauben handeln, von dem Glauben, in welchem ein Christ das Evangelium von Christo und in ihm die Gnade des heiligen, lebendigen Gottes ergreift. Wenn es sich aber um Glauben in göttlichen Dingen handelt, wie man wohl sagt, um „religiösen" Glauben, da ist doch wohl Festigkeit, Gewißheit die erste und wesentlichste Äußerung und Eigenschaft des Glaubens. Wo sie fehlt, wo Ungewißheit einbricht, da ist Zweifel. Und Zweifel ist ja gerade das Gegenteil vom Glauben. So hat Jesus seine Jünger über den Feigenbaum belehrt, und deshalb hat er ihnen gesagt, daß ein Senfkorn von Glauben genug Gewalt in sich trage, um das scheinbar Unmögliche zu

wirken.[1]) Wenn es so um den religiösen Glauben steht, dann ist er eben nicht vorhanden, wo Zweifel ist. Und wenn man einen festen Glauben von anderm unterscheidet, so — werden etliche sagen — hat man ganz etwas andres im Sinne; man denkt dann an den gemeinen Sprachgebrauch, in welchem man mit Glauben eine Annahme bezeichnet, deren man selbst nicht gewiß ist, oder eine solche, für die man jedenfalls keine ausreichende Verbürgung besitzt und darum andern auch keine solche bieten kann. Unser Thema wäre also klarer etwa so zu stellen gewesen: warum ist es in der Gegenwart so schwer, religiös zu sein? Und die Antwort wäre etwa gar sogleich gefunden: weil Religiosität so nah mit Glauben verbunden ist und weil wir in unsren Tagen über das Glauben hinaus sind und überall auf ein klares sicheres Wissen hinaus wollen und nur auf ein solches mit Zuversicht bauen. — Wie es nun um diese Richtung unsres Geschlechtes stehen möge, davon können wir hier nicht gründlich sprechen. Wir sind der Meinung und könnten sie mit Beispielen überreich belegen, daß heute, wie sonst, Autoritätsglauben auf allen den Gebieten des Denkens und Lebens im Schwange ist, die gerade in hoher Schätzung stehen, und daß vieles, was man Wissen heißt und zu wissen meint, nichts ist als Glauben, nicht im religiösen, sondern im landläufigen und schlechten Sinne; im schlechten Sinne, weil die Zuversicht, mit der es als Wissen behandelt wird, auf Täuschung ruht, auf passiver und activer Täuschung. Das gilt von dem Allermeisten, was man heutzutage „Bildung“ zu nennen liebt und als solche zu erwerben und zu verbreiten strebt. — Wir entnehmen aus dieser Beobachtung eine Ablehnung jenes Mißverständnisses. Glauben in dem Sinne einer nicht ausreichend begründeten, nicht voll berechtigten Annahme hat es garnicht besonders nahe mit unsren christlichen Überzeugungen zu tun. Wir geben das nicht zu. Von dem Glauben, den unsre Kirche zuerst durch die heilige Schrift und dann durch die Zeugen der Reformationszeit kennen und anpreisen gelernt hat, von diesem Glauben ist Gewißheit des Heiles untrennbar.

Und doch ist das Beiwort „fest“ bei Glauben nicht ein überflüssiges. Und das kommt vorerst daher, daß es sich mit Glauben in unsrem Sinne nicht wie mit dem Wissen verhält. Eine Einsicht, die ich einmal wirklich erwarb, und ein Wissen, das ich mir einprägte, die bleiben mir, solange Urteilskraft und Gedächtnis, diese Kräfte meines

[1]) Mark. 11, 22 f. Mtth. 17, 20.

Geistes, mir dienen. Ein Gedankengang, einmal eingeübt, spielt sich ab, wenn er in Bewegung gerät. Und darum kann ich ein Wissen zeitweilig haben, ohne es zu nutzen, ohne es zu mehren. Wenn man nun, was man Glaube nennt, mit solchem Wissen verwechselt, dann ist solches in frage, was die Alten einen toten Glauben, einen bloß historischen Glauben nannten; und dem hat niemand entscheidenden Wert beigelegt, auch die Orthodoxen nicht, dem Grundsatze nach; nicht einmal die Römischen, denn sie fordern noch die Liebe dazu. Was tot ist, das ist nicht bloß untätig, unwirksam; wenn es überhaupt je gelebt hat, ist es seine eigne Leiche.[1]) Und wenn die Römischen einem solchen Glauben einen gewissen Wert beilegen, so tun sie das nicht, weil er ein Wissen ist, sondern, weil sie in seinem Erwerb und seinem Festhalten einen Gehorsam, ein Verstandesopfer, also ein wirkliches Handeln sehen. Mögen wir uns nun mit einer solchen Auffassung nicht befreunden, so unterscheiden wir eben nur noch schärfer zwischen Wissen und Glauben. Der Glaube ist uns unser eigenstes Verhalten. Dann aber wird und muß er auch die Art des Lebens haben; er ist nicht fertig, wie ein vollendetes Kunstwerk; er ist lebendig wie unser Sein und unser Können; er ist in stetem Werden wie die allmählich sich ausbildende Gestalt unsres übersinnlichen Wesens, unsres inneren Menschen, wie unser Charakter. Und wenn das so ist, dann können wir schon im Voraus sagen: wir verstehen, daß der Glaube stark sein kann und schwach, schwankend oder fest. Und wir dürfen uns auch dafür auf unsren Heiland berufen. Freilich hat er seine Jünger, die unter seiner Zucht reiften, mehr als einmal wegen ihres Kleinglaubens, auch wegen ihres Unglaubens gescholten. Aber den armen bedrängten Vater, den er auf den Weg des Glaubens gewiesen hatte, wies er nicht scheltend zurück, sondern er erhörte ihn, als er rief: ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben.[2]) Unser herzenskundiger Heiland wußte von einem um Festigkeit ringenden, von einem werdenden Glauben. Ja, er hat einen Glauben gelten lassen, der unter Schuld, Untreue und Ärgernissen unspürbar fortlebt, wie die schwache Wasserader eines im Sommer versiegenden Wildbaches unter dem Geröll fortsickert. Denn er hat zum Petrus vor seiner Verleugnung nicht gesprochen: ich will darum bitten, daß dein Glaube neu anfange, sondern „ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre".[3]) Dieser Verleugner nun

---

[1]) Jak. 2, 26. [2]) Mark. 9, 14—27. [3]) Luk. 22, 31f.

hat von dem Meister mit dem prophetischen, Herzen und Nieren prüfenden Blicke den Namen des Felsenmannes erhalten; und eben derselbe schreibt im neuen Testamente die Worte von der Bewährung des Glaubens durch Versuchungen und Prüfungen.[1]) Vergleicht er diesen Vorgang mit dem Ausschmelzen des Goldes, so erkennen wir jedenfalls, daß die Festigkeit des Glaubens so wenig wie die des edlen Metalles in starrem Fertigsein und äußerer Unveränderlichkeit bestehen kann. Ein Glaube, dem Läuterung nötig ist und dem sie Festigung einträgt, ist noch nicht zur endgiltigen Festigkeit gelangt.

Gewiß handelt es sich hier also nicht um jene Festigkeit, die der sonderliche Zug eines Temperamentes, einer angeborenen oder erworbenen Eigenart ist. Da gibt es die Festigkeit derer, die gern kurze Fäden spinnen, aber derbe; der rasch Fertigen, die ihre Befriedigung darin finden, eine schnell gewählte Stellung dann durch ein langes Leben wandellos und schroff zu behaupten. Da gibt es ferner die Festigkeit eines engen Gesichtskreises, auch die Festigkeit aus Angst, die sich aus ihren Schranken nicht herauswagt, weil sie sich dem Regen und Treiben jenseits derselben nicht gewachsen fühlt. Es gibt weiter jene elastische Festigkeit, welche nach den größesten Schwankungen durch eine innere Notwendigkeit zum Ausgangspunkte zurückkehrt. Diese sehr verschieden angelegten Leute können sich oft in das fortgehende Ringen andrer nicht versetzen; sie sind in Versuchung, eine andersartige Äußerung des Lebens als Unsicherheit, als Mangel an Festigkeit zu geißeln. Aber Temperament ist nicht Gnadengabe; und es gibt Stürme, es gibt Unterwühlungen im geistlichen Leben, denen diese Festigkeit natürlichen Wachstumes erliegt.

Das liegt hiernach wohl deutlich vor Augen, was solcher Glaube, wie die heilige Schrift ihn kennt, keinesfalls sei, nämlich gewiß nicht ein Schatz von Anschauungen und Urteilen, die man auswendig lernen und überhaupt von andern entlehnen kann. Das tut man wohl in der Politik oder in den Sachen der Kunst, auf jenen Gebieten, an denen die meisten Anteil nehmen, ohne etwas aus Erfahrung, Forschung oder Übung davon zu verstehen; eben deshalb hat hier die sogenannte öffentliche Meinung, die Richtung oder Clique auf die Stellung der einzelnen einen so großen Einfluß. Was Bibel und Katechismus, was Bekenntnis und kirchliche Entwickelung uns Evangelischen entgegen=

---

[1]) 1. Petr. 1, 6 f.

bringen, das kann auch ein toter Schatz des Wissens sein; aber gewiß ist es dann nicht Glaube, jenes „geschäftige Ding, ihm unmöglich, nicht Gutes zu tun", nach Luthers Beschreibung. Es mag fest sein als Buchstabe; aber es bleibt auch Buchstabe und ist nicht lebendig machender Geist, solange wir es nur im Wissen haben. Sobald aber der Glaube zu jenen Schätzen unsrer Kirche in Beziehung tritt, dann handelt es sich um ein Zutrauen zu der Wahrheit, das nicht der starren Unwandelbarkeit bedarf, so wenig es selbst, dieses lebendigste Leben des Christen, starr sein kann; dieses Zutrauen zur Wahrheit des Evangelium ist bereit fortzuschreiten, der Berichtigung nicht minder zugänglich wie der Bereicherung. Denn Glaube im biblischen Sinn ist ein Persönliches zwischen Personen, und seine Art wird man kaum klarer beschreiben und bestimmen können, als wenn man dem nachgeht, wie unser Herr seine Jünger bis dahin erzogen hat, daß auch ein Thomas bekannte: „Mein Herr und mein Gott!"

Nun spricht die Überschrift davon, daß es schwer sei, zu festem Glauben zu kommen, d. h. also zur Ausreifung jenes Wachstumes zu gelangen. Das scheint ein Widerspruch mit der Erfahrung und der Aussage unsrer Bekenntnisse. Die, welche solchen Glauben in sich tragen, pflegen nämlich zu gestehen, daß sie ihn geschenkt bekamen. Die Gabe hinzunehmen, das scheint ja leicht und nicht schwer; wie kann von Schwierigkeit die Rede sein, wo der heilige Geist seine Gabe in das Herz gießt? Wir wissen es indes wohl, daß das nur die eine Seite des inneren Erlebnisses ist. Wo die reformatorischen Bekenntnisse von dem Segen der rechtfertigenden Gnade reden, da steht in ihnen zu lesen von dem „Todeskampfe der Gewissen". Wie nur in einer ringenden Seele der Acker für die Glaubenssaat des Evangelium gelockert ist, so geht es auch weiterhin in einer persönlichen Entwickelung unter persönlichen Bedingungen voran. Und diese Bedingungen können günstig sein und fördernd, oder erschwerend.

Unser Thema meint nun, sie seien heute besonders ungünstig. Daraus entnehme ich vorerst eine Begrenzung meiner Aufgabe. Es ist zu keiner Zeit ein Kinderspiel um den Erwerb eines festen Glaubens; aber von den allgemeinen und immer gleichen Bedingungen darf ich heute schweigen. Der Widerstreit des Fleisches in seiner Schwäche wider den willigen Geist, auf den Jesus uns aufmerksam macht, hat

vielerlei Gestalten.[1]) Es ist nicht Unkenntnis, wenn für dieses Mal von dem Individuellen und doch allzeit Gleichartigen geschwiegen wird; wir sind auf die besondre Zeitlage gewiesen; es versteht sich überdem von selbst, daß in ihren Zügen das Gemeinmenschliche nur mit besondrem Gesicht uns anschauen wird. — Daß es nun heute besonders schwer sei, ist die Voraussetzung, auf der die Frage ruht. Sie geht auch wohl nicht fehl. Es geht ein Gefühl der Unsicherheit durch viele christliche Kreise; und ein Symptom dieser herrschenden Unsicherheit wird es sein, daß so eifrig nach der Gewißheit gefragt und gesucht wird. Das große Werk des leider der Kirche kürzlich entrissenen Erlanger Frank schickt den Systemen der Wahrheit und der Sittlichkeit ein System der christlichen Gewißheit voran; ähnlich hat J. A. Dorner seine Glaubenslehre zu unterbauen gesucht; und die Verhandlungen zwischen den Theologen gehen gerade über diese Vorfrage, die doch Lebensfrage ist, eifrig hin und her.[2]) Wir sind in diesem Punkte also keinesfalls unbefangen.

So sind wir denn vor das „Warum“ gestellt. Und jedenfalls ist die Gegenwart mit andern Zeiten verglichen; wir werden sie vergleichen sollen mit den Epochen unsrer Kirchengeschichte, die in Glaubenskraft leuchten; und es liegt uns nahe, dabei an die Zeiten zu denken, auf denen wir fußen; an jene Zeitabschnitte, als in der Reformation unsre Kirchen gegründet wurden, und als vor bald einem Jahrhunderte die Quellen neu aufsprudelten, welche unser Leben seither befruchtet haben. Mit ihnen verglichen trägt unsre Zeit die Züge eines Überganges. Das ist wohl ziemlich allgemein zugestanden. Die einen unter uns streben, den sicheren Boden unter den Füßen zu behalten. Man sucht die alten Stützen des Glaubens zu hüten, aber sie wollen nicht mehr die alte Tragkraft erweisen. Sie stützen nicht mehr von selbst, sondern müssen selbst wieder gestützt werden, denn die alte unbefangene Zuversicht ist unwiederbringlich dahin; das Festhalten hat darum etwas Gewaltsames. Die andern richten den Blick vorwärts; sie schauen nach neuen Triebkräften aus, aber die Griffe gehen oft ins Ungewisse. Auf beiden Seiten ist Unsicherheit und Unbehagen. — Wollen wir nun diese Übergangszeit nach ihren einzelnen Zügen mit der Vergangenheit vergleichen, so bedürfen wir eines Gdsichtspunktes, eines Maßstabes. Unser Thema bietet ihn uns, indem es danach fragt, wie man zum

[1]) Mtth. 26, 41. [2]) Vgl. meine Verhandlungen mit W. Herrmann „D. histor. Jesus usw.“ 2. A. 1896.

festen Glauben komme; gewiß nicht anders als zum Glauben überhaupt. Und da erinnern wir uns daran, daß der Glaube erwächst aus Angebot und Annahme. Fides est vox relativa; in dem Worte, mit dem wir den Glauben bezeichnen, ist gesagt, daß er an etwas außer ihm und uns haftet; er bezieht sich auf ein Dargebotenes. Und weiter: Glaube ist fiducia in voluntate, Glaube ist Vertrauen, er ist das „annehmen wollen“, also nicht nur ein uns Angetanes, etwas was uns anfliegt oder anmutet.

Vor allem bleibt es dabei: der Glaube kommt aus der Predigt. Das Glauben, welches nur ein Meinen, Wähnen, Nachdenken und Nachsprechen ist, läßt sich auf alles anwenden, was man erfahren und was man wissen kann. So glauben unsre Massen an die popularisierte angebliche Naturwissenschaft. Das Glauben kann sehr fest sein, wenn es von sonstwie erregter Begeisterung oder entsprechendem Fanatismus entzündet und im Brande erhalten wird. Der Glaube aber, von dem wir heute reden, läßt sich nicht auf Beliebiges richten. Er ist vielmehr ein Widerschein, ein Widerhall in unsrem Inneren, den etwas außer uns hervorruft, den man deshalb nicht willkürlich hervorbringen kann, weder in sich, noch in andern. So innig ist er mit seinem Gegenstande verwachsen, daß man diesen Gegenstand selbst unsren Glauben nennen kann, wenn man nicht gerade Anlaß hat, die Worte mit genauester Sorgfalt zu unterscheiden; so trägt in unsrem Katechismus das 2. Hauptstück wohl die Überschrift: „Der Glaube“, während doch eben dort Luthers Erklärungen kein Mißverständnis darüber zulassen, daß Glaube nicht etwas Geglaubtes oder zu Glaubendes, sondern unsre innerste Stellung eben dazu sei und bezeichne. So wird denn, wo überall Festigkeit des Glaubens sich findet, sie zu einem Teile von dem Inhalte des Glaubens stammen. Wo der rechte Gegenstand für unsren Glauben geboten und gefunden ist, da ist die erste und wichtigste Bedingung für seine Festigkeit gegeben. Wo dieser Gegenstand fehlt, wo man auf falschen Ersatz dafür stößt, da wird alle Erhitzung und Anspannung des inneren Lebens vergeblich danach trachten, die klare Ruhe eines festen Glaubens zu ersetzen. Es gibt dafür ein großes geschichtliches Beispiel, das vor unsren Augen sich fort und fort weiter vollzieht. Die Reformatoren fanden zugleich mit dem Vertrauen zu dem Gnadenworte von der Sündenvergebung die Gewißheit des Heiles (certitudo salutis); sie war ihnen neben der aufnehmenden Hingabe die andre notwendige Seite am Vertrauen. Das Tridentinum

verdammt das eitle Vertrauen der Ketzer (vana haereticorum fiducia); seine Kirche will es zu keiner Heilsgewißheit kommen lassen außerhalb des Bemühens um die Zugehörigkeit zur allein seligmachenden Papstkirche; sie hat fast tägliche Beschwichtigungen für die Unruhe der Seelen; sie hat unzählige Stützen für eine schwankende Zuversicht zu ihrer Wahrheit; sie kann anregen, imponieren, bezaubern, sie kann zu einer bornierten Sicherheit abrichten und abstumpfen. Aber (sie weiß es wohl) sie hat für sich nicht jene überwältigende Macht der schlichten Wahrheit, welche den freien Sinn der Wahrhaftigkeit gefangen nimmt — oft erst nach langem Schwanken, unter unermüdlicher Geduld, aber dann endlich zu freier, fester Gewißheit.

Damit ist nun doch gleich zugestanden, daß es eines inneren Vorganges bedarf, damit der Glaube zustande kommt; dieser Vorgang ist ebenso unentbehrlich wie das richtige Angebot, wo es zur Festigkeit kommen soll. Woher auch sonst das Ermuntern, Bitten, Fordern und auch Schelten in betreff des Glaubens, das die Apostel nachweislich von ihrem Meister gelernt haben?! Dieser innere Vorgang ist das Zum-Glauben-kommen, von welchem unser Thema spricht. Dieses Kommen liegt aber wohl für niemanden zu irgend einer Zeit völlig in der Vergangenheit. Denn der Glaube ist nicht ein hinterlegtes Kapital, von dem man weiterhin seine Zinsen zieht. Seine Festigkeit kann eben nur diejenige des Lebens sein; sie ist nicht frei von den Einwirkungen des Gegendruckes und der schädigenden Einflüsse; aber indem das Leben mit seiner Widerstandskraft und Spannkraft diese Störungen überwindet, gewinnt es an Festigkeit, an Selbstbestand.

Richten wir unsre vergleichende Betrachtung auf die beiden Seiten dieses Vorganges, so bemerken wir allerdings, daß heute das Angebot den Menschen nicht so verbürgt entgegenkommt, wie in dem Jahrhunderte der Reformation. Die allgemeine Stimmung und Richtung der Geister, sowie die kirchliche Lage begünstigt das zuversichtliche Ergreifen auch weniger, als im Anfang unsres Jahrhunderts.

Von einem Bekennen, das sich's etwas kosten läßt bis auf das Leben selbst, darf man ja wohl auf einen festen Glauben schließen. Einem solchen Bekennen in großen Maßen und in weiter Verbreitung begegnen wir [1]) zuletzt eben in dem Zeitalter der Reformation. Ver-

[1]) Abgesehen von der Mission.

gleichen wir unsre Lage mit jenen Tagen, so tritt uns der Unterschied zusammengefaßt wohl darin entgegen, worauf sich die Frage richtet, die alle Gemüter in ihrer Tiefe erregt. Damals lautete sie: was ist das wahre Christentum? Heute lautet sie: ist das Christentum Wahrheit? Das 16. Jahrhundert war eine tief religiös erregte Zeit; die reichen und tiefgreifenden Bewegungen fanden ein Widerlager an allgemein herrschenden, zweifellosen religiösen Überzeugungen. Ob man einen gnädigen Gott habe, wie man ihn bekenne, wo man ihn finde, darüber gingen die Meinungen auseinander und stießen aufeinander mit der Kraft solcher Frage, an deren Beantwortung der Wert des Lebens hängt. Aber ein Streit über das Dasein Gottes, über die Notwendigkeit und Tatsächlichkeit seiner Offenbarung, hat keine weitgehende Erregungen hervorgerufen; sein unentfliehbares Gericht bildete die Aussicht für jeden Sterbenden, der nicht etwa zu gewissen Kreisen der in das Heidentum geratenen Höchstgebildeten zählte. Auch diejenigen Zeitgenossen, deren Leben schwerlich vom Glauben und Hoffen Inhalt und Ziel erhielt, haben doch mit wenigen Ausnahmen an den Grundlinien des überlieferten Gottes- und Heilsglaubens nicht gezweifelt. Diese Gedanken besaßen freilich für viele, vielleicht für die meisten keine treibende und durchgreifende Kraft; aber es waren Keime, welche Frühlingsregen und Sommerwärme leicht zum Keimen bringen mochte.

Wie ganz anders liegen die Sachen heute! Einzelne, die in bewahrten Kreisen aufwachsen, werden in nicht geringer Anzahl ähnliches erlebt haben und erleben. Sobald sie aber in den Strom des Gesamtlebens hineingezogen werden, kann es so nicht bleiben. Materialismus und Atheismus haben seit Jahrzehnten ihre Propaganda durch die Litteratur dergestalt in alle Kreise und Schichten der Bildung getrieben, daß der Zweifel an jeden Teilnehmenden herantreten muß. Ja, ein großer, wenn nicht der größte Teil von uns, hat einen weiten Weg innerer Entwickelung durchzumachen, ehe er sich vor jene Fragen der Sorge um das Heil gestellt sieht, welche die Reformatoren geängstet haben; ehe er so weit kommt, daß Buße und Sündenvergebung ihm nur der Erwägung wert scheinen. Die Anfechtung um die eigne Erwählung kennzeichnet jene Jahrhunderte; die Anfechtung unsrer Tage ist die Lähmung des Gebetsmutes; die Unsicherheit des Glaubens an die besondre Vorsehung, welche das Gebet schier zum Gottversuchen macht.

Sagen wir in etwas gewagter Zuspitzung kurz: damals war das Christentum öffentliche Meinung: heute gibt es auf diesem Punkte

keine geschlossene öffentliche Meinung; aber die am lautesten vernommene und am weitesten in Deutschland gebilligte öffentliche Meinung erklärt das Christentum, wenn sie glimpflich mit ihm fährt, für ein discutierbares Problem, unter keinen Umständen aber für eine verläßliche Grundlage. Einem Anselm hatte der Glaube, wie er ihn verstand, als Voraussetzung des Verstehens gegolten; und das wirkte auch noch in Luthers Tagen nach. Heute suchen die Theologen dem Glauben einen gesicherten Platz neben der Wissenschaft zu wahren, ja möglichst weit ab von ihrem Gebiete. Daß beide nichts miteinander zu tun haben, nur das scheint ihm das Leben fristen zu können. Das Widerlager der christlichen Grundlagen besteht für weite Kreise nicht mehr. Niemand aber soll meinen, daß er gegen den Einfluß solcher Lage und die darin wirkende Ansteckung ganz unempfänglich sei. Und wenn er sich völlig gegen die Lüfte absperrt, welche durch seine Umgebung wehen, er bekommt doch eben das Abgesperrtsein zu spüren. Das ist etwas sehr andres, als die Erfahrung, wenn man von einem gewaltigen Strome gemeinsamen Denkens und Fühlens getragen wird.

In der Reformationszeit warf die allgemeine Denkweise dem Angebote der christlichen Wahrheit kein Hindernis in den Weg; dieses Angebot selbst aber vollzog sich in eindrucksvoller Zusammenstimmung. Allerdings brach damals die tiefe Kluft zwischen Römischen und Evangelischen auf, die sich bisher nicht wieder schließen konnte; auch nebenher gab es mancherlei Zwiespalt, der nicht mehr wie ehedem durch Gewalt zum Schweigen zu bringen war. Vorerst aber bestand doch eine machtvolle Zusammenstimmung in dem Bekenntnisse zu den sogenannten objektiven Dogmen; sie stellten fest, warum der Sünder der Versöhnung bedürfe und daß Gott sie in Christo darbiete; deshalb machte ihre Anerkennung die Frage danach, wie man die Versöhnung recht ergreife, erst zur Lebensfrage. Das Sonderbekenntnis eines jeden von den streitenden Teilen der Kirche war aber mit solcher inneren Beteiligung errungen und ergriffen, daß es dann weiterhin in seinen Grundzügen ohne Zweifel entgegengenommen wurde. Das gemeinsame Bekenntnis, die Grundlage des kirchlichen Bestandes, der teure Schatz, um dessen Besitz oder Nutzbarmachung man in aufreibendem, blutigem Kampfe streiten mußte, war eine gewinnende und festhaltende Macht. Auch, wo es als Gesetz gehandhabt wurde, empfand man das meistens nicht als Druck.

Besonders wirksam aber war die Einhelligkeit in der Schätzung der heiligen Schrift. Daß sie der unverfälschte Ausdruck der

Offenbarung sei, darüber war keinerlei Zweifel. Erst im Verlaufe des Streites erhoben die Römischen Bedenken gegen ihre Unmißverständlichkeit, wie sie lange schon die Beschäftigung der Laien mit ihr widerrieten oder verboten. Darum brauchten die Evangelischen auch nicht erst das Ansehen der Schrift für Lehre und Leben geltend zu machen, sondern nur die Ausschließlichkeit desselben und die Fruchtbarkeit des Umganges mit ihr nach allen Seiten hin. Was dann weiterhin in unsren Bekenntniskirchen diese Gründung auf die Schrift für die Zuversichtlichkeit der Überzeugung ausgetragen, das haben viele von uns noch an sich selbst erfahren. Die Sachlage fand darin ihren deutlichen Ausdruck, wenn etwa durch zwei Jahrhunderte hindurch der Beweis für die Schriftmäßigkeit eines Lehrsatzes zugleich als Beweis für seine Wahrheit galt. Und manche unsrer Zeitgenossen nehmen diese Beweisführung noch einfach an, ohne sich dessen bewußt zu werden, daß sie dabei gewohnheitsmäßig einen sehr verkürzten Schluß vollziehen. Auch diese jedoch wissen wohl, daß sie heute eine Ausnahme bilden, weil die entsprechende Hochschätzung unsrer Bibel längst aufgehört hat, Gemeingut der Christen zu sein. Ehedem hat man auf grund einer lebendigen Erfahrung die Stellung zur heiligen Schrift in einen Glaubenssatz gefaßt; seither ist langsam eine bloß geschichtliche Behandlung derselben zur Herrschaft gekommen. Unter den Theologen gibt es deshalb jetzt kaum noch einen, bei dem ein unbefangener Verkehr mit seiner Bibel nicht das Ergebnis einer Entwickelung unter sauren Arbeiten und ernsten Kämpfen wäre. Ganz erspart aber bleiben die Eindrücke der veränderten Sachlage auch den meisten Gemeindegliedern nicht. Die Litteratur, welche Mißtrauen gegen die Bibel erweckt, ist aller Orten zu finden; und wenn die Reisenden unter der Eisenbahnlectüre einst mit Eifer Renans Leben Jesu kauften, so wird heute unter den Arbeitern „die Bibel in der Westentasche" verteilt. Ferner sorgt die Hintertreppenlitteratur samt dem Colportageroman dafür, die zersetzende Kritik in gangbare Münze der sogenannten Bildung umzusetzen.

Schon mancher hat unter diesen Umständen gewünscht, seine Zuflucht zum unfehlbaren Papste zu nehmen, um sich einer zuverlässigen Überlieferung trösten zu können. Wer aber weiß, wie fehlbar dieses Amt sich bei seinen Trägern tatsächlich erwiesen, der muß sich freilich danach umsehen, eine andre Vermittelung zu finden, wenn es ihm überall noch um das geschichtlich echte Wort der Gottesoffenbarung zu tun ist. Und schon das ist zweifellos eine ernste Erschwerung auf dem

Wege zu festem Glauben, wenn man sich des Angebotes erst selbst vergewissern und nach Bürgschaften dafür suchen muß, daß es in derjenigen Gestalt Vertrauen verdiene, wie man es eben überkommt.

Allein ist das denn wirklich eine besondere Schwierigkeit unsrer Tage? Hat sich nicht den ersten Christen dieselbe Aufgabe gestellt? Sie hatten doch ebensowohl eine ganz andre Weltanschauung um sich her, und hatten dieselbe bis zu ihrer Bekehrung geteilt. Ferner haben die Männer aus dem Anfang unsres Jahrhunderts, welche wir unsre Väter im Glauben nennen, eigentlich genau dieselben Kämpfe zu streiten gehabt; denn Bekenntnis und Bibel waren damals, wohl auf andre Weise, aber kaum minder in ihrem Ansehen geschwächt als heutzutage. Es scheint, uns unterscheide nicht die Sachlage, sondern nur die Ohnmacht des eignen Lebens.

Eine solche Selbstverurteilung dürfte doch nicht ganz zutreffen. Es besteht in der Tat ein Unterschied in der Sachlage. Wir leben — unsren Gesichtspunkt angewendet — in einer Epigonenzeit. Die Bezeichnung hat nichts Schmeichelhaftes; allein hier kommt es darauf an, die Wahrheit ins Auge zu fassen. Überdem schließt jene Bezeichnung auch nicht eine unbedingte Geringschätzung ein; in dem Haushalte der Geschichte ist eine Epigonenzeit ebenso gut unausbleiblich und am Platze wie im Haushalte der Natur der Herbst nach dem Frühling. Der Herbst ist die Zeit der Ernte; Keimen, Wachsen und Blühen haben ihm ihre Frucht zugebracht. Zweifellos drängt vieles in unsren Tagen vorwärts, und wahrscheinlich werden die Männer des sozialen Fortschrittes geneigt sein, das Gleichnis vom Herbste als nicht zutreffend abzuweisen. Allein es bleibt doch dabei, daß seit 1789 keine neuen ursprünglichen Antriebe hinzugekommen sind. Ob es sich um den dritten oder um den vierten Stand handelt: die Umwälzung ist nicht eine politische, sie war schon damals, wie sie es jetzt ist, eine solche der bürgerlichen Gesellschaft. In der Wissenschaft sind genug neue Funde, große Ergebnisse gewonnen; aber die entscheidenden Anfänge auf allen Gebieten liegen weit zurück. Und so wiederholt auch die Theologie im grunde nur auswählend oder zusammenfassend, weiterspinnend oder auch weiterführend die Ansätze und Kämpfe aus dem Übergange zwischen den beiden Jahrhunderten. Die Tatsache jenes Unterschiedes aber zwischen unsren Jahrzehnten und denen des beginnenden Jahrhunderts, wiefern sie für die vorliegende Frage ins Gewicht fällt, kann sich ein jeder an dem Unterschiede klar machen, der in der Einwirkung

der beiden Erhebungen unsres Volkes auf die religiöse Belebung im großen erkennbar ist — an dem Unterschiede zwischen 1813 und 1870 in ihren Ergebnissen für allgemeine Sittlichkeit und Glaubensleben.

Wie das Evangelium in die Heidenwelt als eine neue Schöpfung hineintrat, ohne Bedürfnis des Beweises, bloß durch sein Dasein wirkend, ähnlich war es doch auch nach der langen Ermattung unter der Herrschaft des immer mehr versandenden Rationalismus im Anfange des Jahrhunderts. Reformatorisches Evangelium, reformatorisch-pietistisches Verständnis der Schrift, Austausch des inneren Lebens — das alles wirkte mit der Frische einer neuen Entdeckung. Es wiederholte sich das Erlebnis, welches Calvin so schildert: das Evangelium gibt seine Göttlichkeit so zweifellos zu spüren, wie die Dinge unsren Sinnen ihre Farbe und ihren Geschmack. Unter diesem Eindrucke fand und schloß man sich auch zusammen. Das Christentum ist Leben. Diese von Neander formulierte Entdeckung machte das eigne Christentum zum Selbstausweis der göttlichen Herkunft des Evangelium, und man bedurfte zunächst dafür keiner weiteren Erweise. Die Gemeinschaft der Ergriffenen hob sich stark von der Umgebung ab, und über diesem Abstande traten die Unterschiede der Zusammengehörenden in dem Maße zurück, daß sie nicht bedenklich machten, sondern als Reichtum des sich entfaltenden Lebens geschätzt wurden.

Diese Entfaltung vollzog sich überdem unter einer großen Gunst der Zeitumstände. Sie vollzog sich unter den letzten Phasen des großen Ganges der idealistischen Philosophie. Damals bildete noch das Fragen nach der Wahrheit des persönlichen Lebens die Signatur des geistigen Lebens. Seitdem sind wir unter das Himmelszeichen der siegenden empirischen Forschung getreten. Selbst Juristen haben auf die Gefahr für die gesamte Denkweise aufmerksam gemacht, wenn sich die Zeiten der französischen Encyklopädisten wiederholen sollten mit ihrer Herrschaft materalistischer und mechanischer Erklärung aller Erscheinungen des Lebens. Die reiche Fülle, welche der irdische Gesichtskreis erschließt, empfiehlt es, von dem Hinaussehen über ihn abzustehen. Die großartigen Erfolge mechanischer Weltbeherrschung machen eine neue Art von Eschatologie beliebt, die der sozialistischen Verheißungen — eine neue Wendung der uralten utopistischen Spielereien. Und die unleugbaren erstaunlichen Erfolge der Empirie legen es nahe, den Maßstab des Erfolges auf allen Gebieten anzuwenden; der Weg zum Erfolge aber ist das Experiment. Man braucht sich nicht vorher über die



Grundlagen zu verständigen; man steckt sich nur das Ziel gemeinsam, und dann experimentiert man darauf los. Unter dem Drucke dieser mächtig hinflutenden Strömung stehen wir alle mehr oder weniger.

Die steigende Kenntnis der Wirklichkeit im Gebiete des sinnlichen Lebens muß auf jeden einen überwältigenden Eindruck machen, wenn er auch nur die ungeheuern Erfolge ins Auge faßt, welche auf Grund dieser Kenntnis in der Bewältigung der Naturkräfte errungen sind. Es kann kaum befremden, wenn man versucht, auf dieselbe Weise der Wirklichkeit des gesellschaftlichen Lebens beizukommen. Daß die Erfolge auf diesem Gebiete bisher freilich nicht annähernd ähnliche sind, dafür darf man nur an die noch unerhellten Finsternisse der Währungsfrage, an den Weltmarkt und das Problem des angeblich „eisernen“ Lohngesetzes erinnern. Indes, man tröstet sich mit der Hoffnung langsamen Fortschrittes auf dem Wege empirischer Forschung. Und darüber erlahmt die in den Gemütern einst so lebhaft brennende Frage nach der Wahrheit. Die neueste Richtung in der Ethik lehnt zuversichtliche Bekenntnisse, wie Kant sie getan, kühl ab und erwartet die Antwort auf die Frage nach der Sittlichkeit von einer langausschauenden Untersuchung nach dem Vorbilde Darwins; oder sie verzichtet ganz auf eine allgültige Antwort. Ein nicht eben sehr deutliches Ziel, im Grunde das alte tausendjährige Reich, ein irdisches Dasein mit Beseitigung alles dessen, was man als Übel empfindet, vertritt die Stelle einer klaren, sittlichen Überzeugung. Der Zwilling dieser geistigen Erscheinung ist die Bewußtseinsreligion, das Gefühlschristentum, die Stimmungsreligion ohne Bekenntnis.

Dringt so eine skeptische Stimmung aus dem weithin herrschenden Zuge des Denkens in das christliche Sinnen und Überlegen hinein, so kommen dem andre Umstände zu Hilfe, welche ebenso das gerade Gegenbild zu den früheren Jahrzehnten zeigen. Der mächtige Einfluß, welchen die neubelebte christliche Denkweise weithin geübt hat, läßt den Abstand auf den Grenzgebieten zwischen rein Christlichem und allgemein Menschlichem weniger deutlich heraustreten als ehedem. Aus der erklärlichen aber übertriebenen Enge des Erweckungslebens sind wir in eine Weitherzigkeit hinüber geraten, welcher gelegentlich jede christliche Lebensfarbe zu stark aufgetragen erscheint, welcher das Christliche lediglich eine nur noch geschichtlich berechtigte Art des Religiösen im allgemeinen ist. Die Disciplin der Religionsvergleichung macht die Unsicherheit ihrer

Stoffe und ihrer Ergebnisse vor dem öffentlichen Urteile wie gewöhnlich durch den Reiz der Neuheit wett; schon ihr Bestand allein bietet den Anlaß, das Urteil über den Wert des Christentums etlichermaßen unentschieden zu lassen, bis einmal das mühsame Inductionsverfahren zum Abschlusse gekommen sei. Warum sollte es hier anders sein als sonst? Erkennt man sonst maßgebende Wahrheiten nicht an, so scheint es auch Verdacht genug gegen das Ansehen der christlichen Lehre zu erwecken, wenn doch für jeden gläubigen Christen eine Anticipation der Wahrheit gegenüber den langsamen und schwankenden Untersuchungen der Wissenschaft über die geistigen Größen in Geltung steht. Inzwischen sucht man dasjenige herauszusichten, was von solcher Vergleichung nicht berührt werden kann: „das Christentum so alt als die Welt", das Christentum ohne Geschichte — d. h. das ewig wechselnde und doch gleiche „Subjective", die Religiosität. Und um dieses nebelhafte, verschwimmende „undogmatische" oder wie sonst bezeichnete Christentum zu empfehlen, dazu hilft der Blick auf die allgemeine Zersplitterung in christlichen Ansichten. Trotz aller Mahnung zur Toleranz, trotz aller Bitterkeit, mit der einer dem andern ihren Mangel vorwirft, ist selten einer geneigt, in diesen Verschiedenheiten wie ehedem einen Reichtum zu sehen. Stünden alle wie einst unter dem überwältigenden Eindrucke, von dem einen einheitlichen Evangelium ergriffen zu sein und an ihm das unlöslich einende Band zu besitzen, dann müßte das anders sein.

In dieser Unbehaglichkeit wird nun die Losung laut: einigt euch im Ziel, einigt euch in der Arbeit, und zwar in derjenigen, auf welche jene Unterschiede keinen Einfluß haben, in der Liebesarbeit; dann wird sich unser Christentum am Erfolg erproben. Mit dieser Losung ist aber eine neue Wurzel der Unsicherheit gelegt. Die unerläßliche, erquickende Arbeit der dienenden Liebe muß frisch hineingreifen in die wechselnden Gestalten des gesellschaftlichen Lebens; sie muß sich ihre gemeinsamen Ziele in bestimmten Zeitformen stecken, in Bildungen, zu deren Zustandekommen unser Auffassen und Angreifen von solchen Dingen wesentlich gehören und beitragen, die rein natürlich und nicht christlich sind. Die Mißerfolge und Schädigungen fließen oft aus Mißgriffen des Verständnisses und Geschickes im Behandeln dieser rein natürlichen gesellschaftlichen Verhältnisse; messen wir aber nach dem Erfolge, dann wird leicht die Leistungskraft des Christentums für den Mißerfolg verantwortlich gemacht, wie sehr auch zu Unrecht. Derselbe Maßstab für den Wert des Christentums läßt sich aber an seine

gesamte bisherige Entwickelung anlegen, und wird an sie angelegt. Und dann durchläuft die christliche Freudigkeit die schwankende Scala jener Erfolge; nun wird ihr die hohe Schuldrechnung der Kirche gegenüber den sittlichen und gesellschaftlichen Aufgaben vorgehalten; nun erhebt sich die Frage, sind denn die Erfolge des Christentumes überhaupt so groß, als man sie gepriesen? Wie viel davon kommt wirklich auf das Christentum? Die genauere Forschung wird, so sagen viele, den besten Teil auf die allgemeine Culturentwickelung abrechnen müssen; dagegen sei des Hemmenden für diese Entwickelung nicht wenig gerade dem Christentum auf sein Conto zu setzen. So geht die Rechnung mit unsicheren Posten auf und ab. Ließe sie sich reinlich abmachen, dann wäre ja freilich die Seligpreisung derjenigen, die glauben, ohne zu sehen, endgültig ihres Irrtumes überführt.

Diese unverkennbar weitverbreitete Richtung auf den nachweisbaren Erfolg führt aber noch nach einer andern Seite bedenkliche Folgen mit sich. Machen wir uns anheischig, die Leistungskraft des Christentumes aufzuzeigen, so wachsen die Anforderungen nach den verschiedensten Seiten, und man sucht, sie zu befriedigen. So entsteht die Gefahr für die Jüngeren, den Erweis durch die Leistung im öffentlichen Leben für den unentbehrlichen Selbsterweis des Christentums an dem eignen Herzen und in ihm einzutauschen. Die Zeit und die Sammlung für das Fertigwerden mit sich, für das Anwachsen kommen abhanden. Und doch ist die tiefe Wurzelung um so nötiger, als jeder in unsren Tagen in Sachen des Glaubens nur allzusehr auf sich selbst gestellt erscheint.

Denn neben den bisher erwähnten großen Umständen, neben der Unsicherheit des Angebotes für den Glauben und neben der Zeitstimmung, welche ihm in dem Maße ungünstig ist, als sie die Skepsis in allen Angelegenheiten fördert, die sich nicht durch Empirie schlichten lassen, neben ihnen ist endlich noch die Atomisierung in dem geistigen Leben aufzuführen. Gegen diesen Zug zeugt nicht etwa der Parteifanatismus; er beweist nur das Naturbedürfnis nach Gemeinsamkeit; allein er ballt nur Sandkörner zusammen; er schafft keine lebenzeugenden Ganze. Und diese Art ist dem Christentume durchaus zuwider.

Der Glaube ist nicht productiv, sondern receptiv; und eben damit hängt es zusammen, daß er auch n i c h t individualisiert, sondern zusammenfaßt, daß er „ein Glaube ist, den wir untereinander haben,“[1])

[1]) Röm. 1, 12 f.

daß er eine Reciprocität sucht und bedarf. Gewiß muß jeder seines Glaubens leben; aber dieser sein Glaube kann und soll genau derselbe Glaube sein wie der seines Bruders; nicht das Was und Wie, sondern allein das Daß, daß eben er glaubt, das nur kann und soll sein eigen sein. Damit er nun zu diesem Glauben komme, bedarf es der Berührung zwischen dem Angebote der Wahrheit und dem Streben und Zugreifen der Wahrhaftigkeit. Das wird verhältnismäßig erleichtert, wo das Angebot ihm durch ein dankbares Bekenntnis entgegengetragen wird, und wenn sich auch von der Umgebung her nichts zwischen das Angebot und seine Empfänglichkeit in sein Herz drängt. Der Zusammenschluß im Glauben wird ungemein erschwert, wenn sich so viel zwischen die beiden für die Berührung bestimmten Pole schiebt, und wenn jeder einzelne das alles selbst erst hinwegräumen muß; und zwar nicht nur in einer entscheidenden Zeit seiner Entwickelung, sondern fortan immer wieder von neuem, solange er sich nicht völlig gegen das ihn umspielende Leben abschließt.

In der Reformationszeit riß eine weitumfassende Solidarität die meisten fort. Die Führer hatten einsam ringen müssen; als sie ihre Losung ausgegeben hatten, kam ihnen der Widerhall in den Bewegungen von Körperschaften oder breiter Schichten der Völker zurück. Die Bekenntnisse schieden, aber sie waren auch sammelnde Paniere, weil sie wirklich bezeugten, was gemäß heiliger Schrift gelehrt und geglaubt wurde. Im Beginne des Jahrhunderts aber erfreute man sich der Gemeinschaft des Conventikels. Die Bibelfreunde, dann die Missionsfreunde suchten und fanden sich, und die zusammengetragenen Kohlen wurden zum flammenden Feuer. Das gleiche läßt sich nicht von unsren großen Versammlungen sagen, welche ihren zusammenstimmenden Ausgang meistens dem parlamentarisch geschulten Geschicke der Leitung verdanken. Der gemeinsame Zweck gleicht etwa miteinander ringende Kräfte aus; aber es ist nicht die aus dem einheitlichen Lebenstriebe hervorwachsende Frucht, in deren Entfaltung man eben diesen Trieb wiedererkennt.

Überschauen wir unsre Aufrechnung! Stellen wir das Gefundene in seinen schärfsten Spitzen noch einmal kurz heraus, indem wir ein Kind unsrer Tage reden lassen.

„Ja, es ist unermeßlich wertvoll, an einen lebendigen Gott zu glauben! Wenn aber alle Begriffe, die man sich von einem solchen gemacht, nicht stichhalten — ist er in der Tat glaublich? Man kann kaum weiter kommen, als zu jenem berüchtigten Beweise für sein

Dasein; da man nicht wissen kann, ob er sei, ist es immerhin sicherer, mit seinem möglichen Dasein zu rechnen."

„Ja, ich liebe die Bibel, ich verdanke ihr immerhin mein Bestes. Aber, wenn sie nun doch ein Buch wie alle andern; wenn ihr Gehalt erst durch weitläufige Wissenschaft zu erheben ist, kann ihr Inhalt mir mehr sein, als die großen Gedanken meiner bevorzugten Dichter und Denker? Darf ich ihren Anweisungen unbesehens folgen, ihren Versprechungen trauen? Habe ich sicheren Boden unter den Füßen?"

„Ja, mein Sinn begehrt nach untrüglicher Wahrheit. Aber ist es uns Erdenkindern beschieden, über die Wirklichkeit hinauszuschauen? was i st Wahrheit?"

„Ja, ich sehne mich nach tragender Gemeinschaft; aber bietet die Christenheit nicht vielmehr einen Haufen von Hadernden? wo ist d i e christliche Gemeinschaft, die meinen Glauben stärkt?"

„Ja, es muß herrlich sein, von einem großen frischen Antriebe ergriffen, sein Leben an ein würdiges Ziel zu setzen! Wo aber spüre ich den frischen Trieb? wo sind die überführenden Neuschöpfungen? Laßt mich die unanfechtbaren, die unvermischt segensvollen Erfolge sehen. Ich sehe Erfolge Roms, aber sie sind nicht christlich; ich sehe christliche Bestrebungen, aber ihre Erfolge sind gering oder zweifelhafter Art."

„Zwei Seelen wohnen ach! in meiner Brust. Ich kann nicht los von meinem Christentume; aber ich werde seiner nicht recht froh. Ich stehe zum Christentume nicht anders wie der Idealist; seine Ideale mögen nicht zu verwirklichen sein; aber er kann und will nicht auf sie verzichten. Er hält fest, aber als ein resignierter, als ein gebrochener Mann. Wo ist der Glaube hin, der die Welt überwunden hat?"

So ist es in der Tat in der Gegenwart schwer, zu einem festen Glauben zu kommen; es ist schwer, daß uns, ihren Kindern, unser Glaube, wie auch immer im Auf und Ab eines lebensvollen Ringens, doch zur zweiten Natur, zum durchaus selbständigen Selbstverständlichen werde. Und wir wollen dabei nicht verschweigen, daß schon dem apostolischen Worte hinter dem mancherlei Wind der Lehre ein trugreiches Spiel in planmäßigem Betriebe zu wirken schien, und daß jenes Wort warnt, in dem den Christen verordneten Kampfe nur ein Ringen mit Fleisch und Blut zu sehen; man erkenne dann nicht den Ernst der Lage, die Schwere der Versuchung. [1])

[1]) Epheser 4, 14; 6, 11 f.

Ich wäre mit der Lösung meiner Aufgabe fertig, soweit mein Blick und meine Kräfte reichen. Von dem, was den festen Glauben zu allen Zeiten schwer macht, hatte ich nicht zu reden; das tun wir ja alle Sonntage. Von der Überwindung jener besonderen Erschwerungen zu reden, ist mir aber nicht aufgetragen. Man kann ja auch sagen, die richtige Diagnose sei schon die halbe Heilung. Vielleicht brauchen wir dem Feinde nur scharf in das Auge zu sehen, um ihn zu überwinden. Eine solche Musterung führt hoffentlich dazu, sich von Überflüssigem und Hemmendem zu befreien. Allein, das Entkleiden hilft noch nicht durch das Wasser, sondern erst das Schwimmen. Und das Hineinsehen in den Abgrund macht manchen schwindlig. Zunächst haben wir nur in den Abgrund gesehen. So wird mir die Überschreitung meines Themas wohl verziehen werden, wenn ich schließlich versuche, einige Gegenmittel vorzuführen. Sie werden darin bestehen, die Dinge von ihrer Kehrseite zu zeigen.

„Warum?" so fragt unser Thema; wir sind ihm gefolgt, indem wir nach Ursachen fragten. Indes, was uns begegnet, das betrachten wir doch als eine göttliche Fügung; auch in Versuchungen hat seine Führung ihre Hand. Unter diesem Gesichtspunkte können wir jenem „Warum" die Wendung in ein „Wozu?" geben. Gewinnen wir die Einsicht, was wir von dieser Anfechtung lernen sollen, dann haben wir sie im grunde schon überwunden. So wird es denn nicht ziemen, die Hände über die Ungunst der Zeiten klagend zu ringen oder in den Schoß zu legen; vielmehr: „deutet die Zeichen der Zeit!" [1]) Und die Schwierigkeiten selbst können dann zu Mitteln für die Festigung werden.

Fassen wir die Schwierigkeiten noch einmal kurz zusammen: Das Angebot des Glaubensgegenstandes hat keine Verbürgung, die sich allgemeiner Geltung erfreut; die innere Regung zum Glauben wird nicht von der allgemeinen günstigen Stimmung, auch nicht von einer Bewegung in frischem Vordringen getragen. Das ist eine Lage höchst ungünstig für gläubige Stimmungen und für dem Glauben entsprechende Lebensanschauungen ohne volle eigne Arbeit; sie fordert ein hohes Maß von Selbständigkeit in der Glaubensbewegung heraus. Sicherlich ist sie ungünstig für den Netzzug. Die Lage ist sehr ernst, sofern sie den keimenden Glauben leicht zum Kränkeln und Ersterben bringt; aber sie kann gerade auf die rechte Festigkeit drängen, die ihre Wurzel in ihr selbst hat. Man könnte versucht sein, zu sagen: Die Nötigung ist

[1]) Mtth. 16, 1 f.

stark gewachsen, sich um einen festen Glauben zu mühen, und die Möglichkeit sehr beschränkt, sich mit einem unsicheren Glauben zu begnügen. Der Stamm des Baumes, der unter rauhem Klima wuchs, ist oft der festeste. Jedenfalls ist das Aroma der Laatschen auf den hohen Alpen unvergleichlich und das Holz der dem Eise nahe wachsenden Föhren schier unzerstörbar.

Verwechseln wir nur den festen Glauben nicht mit einem ungestörten Gewohnheitschristentume — noch gar nicht im bösen Sinne verstanden —; auch nicht mit einer verbreiteten christlichen Denkweise, unter deren Voraussetzung sich leichter praktische Ziele erreichen lassen. Wenn die Bürgschaften, welche dem einzelnen das Christentum mit allgemein anerkanntem Ansehen entgegentrugen, nicht mehr ziehen, so entgeht uns ein bedeutsames Erziehungsmittel zum Glauben; indes solange er bloß auf Erziehung ruht, bloß Autoritätsglaube ist, kann er vielleicht unangefochten sein, gewiß aber nicht fest. Wenn Anregungen und Empfehlungen in den geistigen Strömungen nicht mehr zu Hilfe kommen, wenn die „Zusammenstimmung zwischen Bildung und Christentum" den Zeitgenossen im allgemeinen nicht mehr ebenso einleuchten will, wie gewissen Theologenschulen, so wird der Weg für viele länger, der Kampf heißer sein um den Glauben an das Evangelium; aber wenn er ausgefochten ist, dann wird auch keine Anfechtung für ihn darin liegen, daß der Zeitbildung dieses Evangelium nicht als Weisheit, sondern als Torheit erscheint. Die Zerstörung der Bürgschaften, das Abbrechen der Brücken drängt auf das Wesentliche.

Was ist das Wesentliche am christlichen Glauben? Doch jene unbedingte Schätzung Christi, der die durch ihn gewonnene Gemeinschaft mit dem Vater als das höchste Gut gilt, nicht nur das Ziel, sondern das schon besessene und verwertete Gut; jene Zuversicht zu ihm in diesem Sinne, die der Jude nicht minder erst fassen mußte als der Heide. Und sie ist, meine ich, das Ja zu dem Worte des Herrn: wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es gewinnen; ein Ja freilich, welches sich im ganzen Verhalten ausspricht. Nur die Bereitschaft, das natürliche Leben gegen ein neues einzutauschen; nur die Anerkennung Christi als Maßstab für diesen Tausch; nur das Vertrauen zu ihm, daß er diesen Tausch verbürgt und wirkt, ist der Glaube, der die Tür schließt zu dem ganzen Schatze der Offenbarung Gottes in Christo, und welcher standhält, wie der des Apostels in Banden und der des ersten Blutzeugen unter dem Steinregen.

Unter diesem Lichte dürften die aufgeführten Schwierigkeiten ein andres Ansehen gewinnen, ja, gewissermaßen als Hilfe erscheinen.

Verloren ist freilich die sichere Grundlage einer allgemeinen religiösen Weltanschauung. Allein ihre Anerkennung hat sich dem christlichen Glauben nicht allezeit förderlich erwiesen. Es gab Zeiten, denen der 2. und 3. Artikel des apostolischen Symbols nur als Zusätze zum ersten erschienen, und auch die haben nicht gefehlt, denen dann diese Zusätze als überflüssig, ja als Verkehrungen galten. Es wird sicherer sein, den Gottesglauben in dem Heilsglauben zu haben; und erst der Gott, den ich — um Christi willen — fürchten und lieben darf und muß, wird ein zweifellos glaubhafter Gott sein.

Verloren ist freilich die kirchliche Übereinstimmung über die Unfehlbarkeit des Bibelbuchstabens. Darum läßt sich das Geschäft der Offenbarungserkenntnis nicht mehr in der bequemen Art einer überwiegenden Verstandestätigkeit gewinnen. Weder kann jeder Sectierer oder eifrige Laie den Papst auf Grund seiner deutschen Bibel spielen, noch läßt sich ein Theologenpapsttum auf den unantastbaren Urtext stützen. Wie lange aber hat doch die Apologetik um der Lehre von der Bibel willen sich im Kleinkram abgemüht, um hier und da die Anstände gegen eine geschichtliche oder naturgeschichtliche Aussage, aus den fernsten Zeiten herstammend, vor der wissenschaftlichen Forschung zu rechtfertigen. Halb schob sie dem Glauben das Beweisverfahren unter, wenn sie die biblischen Berichte mit andern Urkunden verglich und also an dem Ansehen dieser das der Bibel maß; halb mutete sie dem Glauben zu, was ihm fremd war, wenn er nun etlicher Bedenken erledigt, übernehmen mußte zu versichern, die andern Bedenken werden auch nicht schwer wiegen. Und diese ganze Arbeit geschah doch im letzten Grunde nur, damit die Kunde von unsrem Heiland und unsrem Heil uns zweifelsohne zukomme. Jede Unsicherheit ihres Verfahrens aber mußte entweder die Gewißheit des Verbürgten mit erschüttern oder die eigne Überflüssigkeit erweisen, wenn doch das Ansehen der Schrift nicht zugleich mit dem des gezwungenen Beweisverfahrens wankte. Aber es bedarf dieses Beweisverfahrens nicht. Das große Geisteszeugnis für die offenbarende Macht der Bibel geht ja durch die Jahrhunderte; in der Tat erweist sie sich als die Quelle der Kirchen gründenden und erhaltenden, Glauben weckenden und nährenden Predigt. Nicht die Lehre und die Meinung von der Schrift, das lebendige Verhältnis zu ihr hat alles ausgerichtet und richtet es aus. Legen wir ihm keine unnütze

Beweislast auf, und es wird sich tragfähig erweisen — nicht befriedigend für jeden beliebigen Fragegeist, aber tragfähig für einen nach dem Umgange mit Christo und seinem Vater dürstenden und in ihm webenden Glauben.

Verloren ist freilich das imponierende Ansehen eines unumstrittenen kirchlichen Bekenntnisses. Indes diese Bekenntnisse sind doch die Marksteine jener Scheidungen in der Christenheit, an denen sich das Wort Jesu Joh. 17, 23 in seinem Widerspiel wahr erwiesen hat; über dem Streite der orthodoxen Confessionen, über dem Unheil der Religionskriege hat sich doch zunächst der Zweifel geregt, ob das Geschichtliche an den Religionen nicht überhaupt vom Übel sei. Und erhalten hat das gesetzlich gewährleistete Bekenntnis den Bibelglauben nicht. Als in Jena der Eid auf die Bekenntnisse noch in verschiedenen Abstufungen Beamte und Lehrer der Hochschule band, haben dort Paulus, Griesbach und selbst Fichte, der „Atheist", gelehrt. Ein lebendiger Bekenner wiegt tausend Eide an Wirkung auf. Das Jubiläum der Augustana 1830 hat das vielfach unbekannte Buch aus dem Staube hervorgeholt und für nicht wenige zum Prediger der Rechtfertigung aus dem Glauben gemacht. — Machen wir es uns recht klar: das ist doch nicht eigentlich Glauben, was die Stütze der öffentlichen Meinung oder der Lehre von der buchstäblichen Eingebung oder des Eides auf eine Bekenntnisschrift bedarf, um nicht seine aushaltende Kraft zu verlieren. Man braucht ja darum die Bedeutung nicht zu unterschätzen, welche dem Ansehen geschichtlicher Überlieferung und gemeinschaftlicher Ordnung und Sitte beiwohnt, um die Aufmerksamkeit zu wecken und erziehenden Einfluß zu üben. Das Christentum war bisher der machtvolle Einschlag in das Gewebe der Geschichte, welche die Entwickelung der modernen Völker ausmacht; aus dieser Geschichte erheben sich als feste, in sich geschlossene Größen die Bibel und das Bekenntnis: sie sind bisher noch nicht zu merkwürdigen Altertümern herabgesunken, sondern sind immer wieder unter uns wirksam geworden. Stellen wir uns selbst unter ihre Wirksamkeit, erwachsen wir zu den lebensvollen Vertretern ihres Gehaltes, dann werden sie immer wieder ohne jede bürgende Einführung auch weiter wirken. Es gilt nur, den Blick recht zu schärfen und auszuweiten, um sich in den geschichtlichen Gang der Offenbarung Gottes zu finden; damit wir darauf verzichten, Gott vorzuschreiben, unter welchen Bedingungen wir ihm seine Offenbarung anerkennen wollen; damit wir die innerliche Überführungsmacht seiner Zeichen messen lernen an dem Wunder aller Wunder, an dem Menschensohne. In seinem so kurzen,

unscheinbaren Leben bis zu seinem Untergange, ohne für genaue Überlieferung seiner Worte und seines Lebens anders zu sorgen, als durch die gewonnenen Herzen seiner unverständigen Jünger, hat er es doch vermocht, sein Bild und sein Werk unübersehbar und unzerstörbar und unabweislich der Geschichte der Menschheit für alle Folge so einzufügen, daß dieses Bild zu keiner Zeit übersehen werden konnte, daß sein Werk unzerstörbar in Millionen dankbarer Herzen fortlebte, daß sein Einfluß auch da unabweislich geblieben ist, wo man ihm nicht willig entgegenkam.

Dergestalt mögen wir uns trösten, wenn die herkömmlichen Bürgschaften für das Angebot an Geltung verloren haben. Auch die Ungunst der Stimmung für den Glauben soll uns nicht zu sehr beunruhigen. Allzuoft hat eine Gedankenarbeit, welche sich christlicher Anschauungen gern bediente, dieselben so enge mit fremder, vergänglicher Geisteswaare verwoben, daß der Schein entstand, sie müßten beide zusammen stehen und fallen. Auch fallen — und eben darum ist es bedenklich, die Ewigkeitsgedanken des Christentumes allzueifrig vor den Zeitmeinungen der wechselnden Epochen auszuweisen und mit ihnen zu verschlingen. Wie ist der stolze Geistesfrühling der einst alles beherrschenden Hegelianer dahingewelkt! Die Autorität des Systems kann nicht mehr die Gedankentiefe des Evangeliums empfehlen; wohl aber wirken seine widerchristlichen Gedanken, meistens ohne daß man ihrer Herkunft recht bewußt ist, in dem Fanatismus der Entwickelungstheoretiker, um die Unvergleichlichkeit der Offenbarung zu widerlegen. Weist eine moderne Bildungsphase das Christentum ab, weil es ihren Idealen nicht entspreche, so können wir den Zeitpunkt fast voraus berechnen, in welchem eben diese Ideale den dann Lebenden fremd und unberechtigt vorkommen werden. Ebenso sind den Naturalisten von heute die Ideale unsrer klassischen Dichterzeit zum Spotte geworden. Und trotzdem wird in manchen Theologenkreisen noch immer so gedacht und geschrieben, als beherrschten jene klassischen Ideale den Sinn der Zeitgenossen, wie vor etlichen Jahrzehnten. Grund genug, um überall eher einen Vorteil darin zu finden, wenn das Christentum keinen Schirm unter dem Schatten einer jeweiligen Größe der schönen Literatur oder der Wissenschaft findet.

Wir reden von der Ungunst der allgemeinen Stimmung für das feste Anwachsen des Glaubens; aber zugleich davon, wie sie diese Festigkeit doch fördern könne. Sie haftet an dem Charakterzug einer Epigonenzeit. Jede frisch anhebende religiöse Bewegung missioniert, und

jede kräftig missionierende Zeit oder Stelle der Christenheit fragt und mißt nicht nach Erfolgen; ihr Trieb zur Arbeit, zum Vorangehen ist ihr Erweis genug. Sie lebt von der Erfahrung. Und neuerdings werden nun viele Stimmen laut, welche die Zuversicht des Glaubens auf die innere Erfahrung gründen wollen; das wird immer dann und da gern vernommen werden, wann und wo man nicht als Epigone empfindet, wo ein gemeinsamer lebhafter Antrieb mit fortträgt. Allein diese Begründung hat auch ihr Bedenkliches. Es wird erlaubt sein, an die Revivals und an die ausartende Praxis des Hallischen Pietismus zu erinnern. Mit der mächtig überführenden Erfahrung meint man doch zumeist Gefühlsregungen und Gemütsstimmungen; in ihnen soll das entsprechende zu dem Beobachten sinnlicher Vorgänge gegeben sein. Es ist nun schon beachtenswert, daß das neue Testament kein Wort zur sonderlichen Bezeichnung dieser Vorgänge besitzt; sie können also schwerlich eine Auszeichnung vor andern Bewegungen unsres Innern verdienen. Wie unterscheidet man nun diese beweiskräftigen Erfahrungen von andern wechselnden Erregungen unsres Sinnes? Ihren entscheidenden Wert behaupten sie schwerlich, ohne daß sie sich wiederholen, ohne daß sie immer von neuem hervorgerufen werden. Und an diesem Punkt eröffnet sich eine bedenkliche Aussicht. Für die Erfahrung treten Erfahrungen ein; das ergibt einen Inductionsbeweis — oder wohl gar einen Experimentalbeweis? Denn die Erfahrungskunde, die Empirie pflegt sich ja ihre Verläßlichkeit durch das Experiment, durch den Versuch der Wiederholung, zu schaffen. Einen Versuch mit inneren Erfahrungen, mit christlichen Erfahrungen, ein Versuch gegenüber Gott — ist es nur ein Wortanklang, wenn das an das Gottversuchen mahnt, an dem die Juden vielmehr in das Ärgernis hineingerieten, statt den Glauben sich zu bestätigen? Es läßt sich wohl an die unerquicklichen Erörterungen über Gebetserhörungen in Einzelheiten mahnen, in denen der Erfahrungsbeweis für den lebendigen Gott liegen sollte. Luther hat der sich machtvoll abhebenden inneren Erfahrung der Enthusiasten gegenüber vorgezogen, am „dürren Wort“ zu hangen, und in Schwankungen und Kämpfen seiner Heilsgewißheit sich lieber an die brüderliche Absolution D. Pommers gewendet. Wir haben freilich einen großen Experimentalbeweis, er ist im neuen Testamente beschrieben: „die Sünde wird nicht über euch herrschen“; aber wir kennen auch das Wort „so wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns. So wir aber unsre

Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünden vergibt und reinigt uns von aller Untugend." [1]) Und wir wissen von dem erschütternden Mißraten des Versuches, sich den Beweis in der nachtwandlerischen Sicherheit eines angeblich sündenfreien Wandels zu liefern. — Gewiß, ohne Erfahrung am inneren Menschen kein fester Glaube; wer lebt, muß auch erfahren, und deshalb auch, wer als Christ lebt, christliche Erfahrungen machen; und das wird sich in die Zuversicht seines Glaubens hineinschlingen. Allein dieses Erfahren, wie ist es doch zusammengesetzt und mit anderm verwoben! Wie zusammengesetzt, wie wechselreich, wie vielfach von außen bedingt war doch die Erfahrung der Jünger von ihrer ersten Einkehr in die Herberge Jesu nach der Begegnung am Jordan bis zum Pfingsttage! Zu ihr hat der Zug und die Offenbarung des Vaters gewirkt und das Zeugnis des Geistes hat sie vollendet; aber Lebenskraft sog ihre Hoffnung nicht aus der inneren Erfahrung, sondern aus der Auferstehung Christi, und die Wiedergeburt stammte ihnen nicht aus der unwägbaren Wirkung des Geistes, sondern kam ihnen durch das gepredigte Wort. [2]) — — Wenn denn unsre Lage einem Stimmungschristentume nicht günstig ist, so wollen wir nicht murren. Umsomehr sind wir daran gewiesen, auf Grund der Führung unsres Lebens, in der wir berufen sind, [3]) uns frei unter das Wort zu stellen und es uns anzueignen. Stellt doch Gott selten einen seiner Berufenen in einem Augenblicke vor einen alles entscheidenden Entschluß; wenigstens liegt das in der Erziehung der Jünger durch Jesum selbst so vor. So wird es auch uns geraten sein, nicht künstlich zu suchen, was der Regel des von Gott geschaffenen Personenlebens nicht entspricht; denn diese Regel heißt Entwickelung. Es ist kein Schade, wenn die Zeitlage uns in der nicht immer anmutenden Schule einer langsam anwachsenden Entwickelung festhält. Aber wenn sich unser Haupt doch auch in der Zeit des Strebens und Harrens frei erheben soll, dann bedürfen wir des Punktes, von dem aus wir die Last der auf unsren Sinn drückenden Erfahrungswelt, der inneren wie der äußeren, zu bewegen vermögen. Dieser Punkt aber ist eben jener Zusammenschluß mit dem Worte, in dem uns der entgegenkommt, um dessentwillen wir unser Leben zu verlieren wagen, damit wir es gewinnen. Und den Zusammenschluß schildert er selbst: „Der Same ist das Wort Gottes. Das aber auf dem guten Lande

---

[1]) Röm. 6, 14; 1. Joh. 1, 8—10. [2]) 1. Petri 1, 3. 23 f. [3]) 1. Kor. 7, 17. 20.

sind, die das Wort hören und behalten in einem feinen, guten Herzen und bringen Frucht in Geduld.“ Und seine Jünger danach: „Nehmet das Wort an mit Sanftmut, das in euch gepflanzet ist, welches kann eure Seelen selig machen. Er hat uns gezeuget nach seinem Willen durch das Wort der Wahrheit.“[1])

Weist endlich die Signatur der Gegenwart auf Vereinzelung, so kommt dieser Umstand zu dem soeben Ausgeführten, um jeden Methodismus zu widerraten, jede Ausschließlichkeit in der Feststellung des alleinberechtigten Weges, der zum Glauben führen soll. Es gibt aber solchen Methodismus durchaus nicht bloß bei denen, die sich selbst und andern Leuten Methodisten heißen. Gewiß, je länger man in dem Durcheinander einer zerfahrenden Christenheit nach Festigkeit sucht, um so froher wird jeder dessen werden, wenn er sie erlangt; und es liegt nahe genug, den eignen Erwerb andern anzubieten. Ist doch Übertragung von Person zu Person im Gebiete des Glaubens vielleicht das kräftigste Förderungsmittel. Aber, daß nur die Person lediglich den Glauben übertrage, lediglich ihre Zuversicht zu Christo und dem Evangelium von ihm! Daß sie nicht ihre Persönlichkeit und ihre besondre Art und Führung damit verwechsele! Eine solche individualistische Anleitung mit jenen gemeinsamen Gütern mag als Schiene und Krücke für Lahme dienen, aber sie gibt keinen festen Gang auf bedenklichem Pfade.

Schwer mag es denn in der Gegenwart sein, zu festem Glauben zu kommen; ist es doch zu keiner Zeit vielen leicht geworden. Schwer mag es sein, unmöglich ist es nicht. Einen Ruheposten aber hat Jesus seinen Jüngern in seiner Nachfolge nicht verheißen. Und heißt es im Faust vom weltlichen Berufe: „nur der verdient sich Freiheit und das Leben, der täglich sie erobern muß“, wie sollte es im geistlichen Leben anders sein? Es hat zu allen Zeiten gegolten und gilt auch heute: man hat so festen Glauben als man geübten und sich übenden Glauben hat, als man Umgang mit dem Heiland in seinem Worte hat. Und unser Gott ist nicht ungerecht, daß er uns in unsrer Zeitlage mehr auferlegen sollte, als daß wir es könnten ertragen.[2])

---

[1]) Luk. 8, 11. 15; Jakob. 1, 21. 18. Vgl. 1. Petr. 1, 23—2, 3.
[2]) 1. Kor. 10 13; Ebr. 6, 9—12.

Die moderne Theologie und die Stellung der Kirche zu ihr auf Kanzel und Katheder.

Thesen.

I. Abschnitt.

1) „Moderne Theologie" im prägnanten Sinne heißt nicht die gesamte theologische Arbeit unsrer Zeit, sofern dieselbe sich unter der umgestaltenden und auch fördernden Einwirkung entwickelt, welche die methodischen Fortschritte der Wissenschaften, besonders der geschichtlichen, ausüben. Vielmehr gilt jener Name einer besonderen Richtung, welche durch ihn von andern unterschieden wird und gelegentlich sich selbst unterscheidet. Sie verwirft jeden überlieferten Maßstab für religiöse und sittliche Anschauung; dagegen gilt ihr die allgemeine Wissenschaft (und zwar im Grunde unter Ausschluß der Theologie) ausschließlich als Begründung aller erkenntnismäßigen Überzeugung; und als Maßstab für diese gelten ihr die Ergebnisse der Wissenschaft, die man in der sog. „modernen wissenschaftlichen Weltanschauung" zusammengefaßt findet. Demzufolge ist das geschichtliche Christentum für sie nur Gegenstand der Forschung und Sichtung oder Umdeutung. Als unantastbarer Bestand des Christentumes erübrigt für sie nur die allgemein menschliche Religiosität.

2) Diese sogenannte „wissenschaftliche Weltanschauung" ist **nicht** das Ergebnis der exacten Forschung, sondern eine Hypothese des zusammenschauenden Denkens. Sie ist überdem mit mehr oder weniger Deutlichkeit nur eine Variation des uralten Monismus, d. h. der Annahme einer Wesens-Einheit oder Ursprungs- und Entwickelungs-Einheit

alles Seienden. Demgemäß ist diese „Diesseitigkeitslehre“ längst als „modernes Bewußtsein“ zum Vorurteile der sogenannten Bildungswelt geworden.

3) Principiell gefaßt und folgerichtig durchgeführt steht diese moderne Weltanschauung in unaufhebbarem Widerspruche zu dem unveräußerlichen Erkenntnisgehalte des christlichen Gottesglaubens. Dasselbe gilt mithin von der „modernen Theologie“ je nach dem Grade ihrer folgerichtigen Durcharbeitung.

4) Die christliche Kirche (erstens) in ihrer geschichtlichen Gesamterscheinung ist für diese moderne Theologie a) die Voraussetzung, sofern einerseits das Gewicht ihrer Erscheinung die Wissenschaft unter ihren Einfluß zieht, anderseits die Bedingtheit und Trübung des Christentumes in seiner geschichtlichen Entfaltung die Kraft jenes Einflusses beeinträchtigt; — b) die Widerlegung, weil sie das weltgeschichtliche Bekenntnis zu dem gekreuzigten, auferstandenen und lebendigen Jesus Christus, dem Herrn, dem Heilande der Sünder ist.

5) Die christliche Kirche (zweitens) als die Gemeinschaft der an Christum Glaubenden ist durch ihr Bekenntnis zu ihm die Macht, welcher die Überwindung auch dieser modernen Theologie gewiß ist.

II. Abschnitt.

6) Die rechtlich verfaßten Genossenschaften, in denen sich (drittens) die christliche Kirche gesellschaftlich wirkend darstellt, haben es, wenn sie als solche und geschlossen handeln, mit dieser „modernen Theologie“ allein in deren Wirkungen auf der Kanzel und in deren Pflege auf dem Katheder zu tun.

7) Grundsätzlich können die evangelisch-protestantischen Kirchen dieser „modernen Theologie“ weder gesetzliches noch sachliches Recht zugestehen, auf ihren Kanzeln laut zu werden.

8) Grundsätzlich können dieselben dieser Theologie die Fähigkeit nicht zuerkennen, auf den Universitäten ihnen einen geeigneten Lehrstand vorzubilden.

9) Die Leitung dieser Kirchen in allen ihren Formen und Graden darf den Grundsatz nicht als Gesetz handhaben. Auf Grund ihrer Hirtenpflicht hat sie bei der Zulassung zum Lehramte und bei der Entlassung aus ihm freilich vor allem das Recht der Gemeinden auf das lautere Evangelium gegenüber den Lehrern geltend zu machen; indessen soll sie auch, in Erkenntnis der geschichtlich erwachsenen Lage,

sorgfältig unterscheiden zwischen grundsätzlich klarer und bewußter Richtung und zwischen verschiedengradiger Beeinflussung durch dieselbe, zwischen herausforderndem Angriff und zwischen unreifer und unvollständiger Erfassung des Evangelii.

10) In betreff der Universitäten müssen die deutschen evangelischen Kirchen die von Gott gefügte und vielfach zum Segen gesetzte Gestaltung ehren, auf grund deren die theologischen Lehranstalten Glieder der allgemeinen Lehranstalten und darum als solche der kirchlichen Leitung und Disciplin entnommen sind. Den leitenden Staatsbehörden haben ihre Leiter nach Kräften die Berechtigung und den Zweck dieser Ordnung gegenwärtig zu halten, die sich im Dienste der bestehenden Kirchen gebildet hat. Den ihnen zustehenden oder für sie noch zu erringenden amtlichen Einfluß, namentlich auf den Personalbestand der Facultäten werden sie zweckdienlich dahin anwenden, daß für die studierende Jugend keinerlei, weder ausdrücklicher noch mittelbarer, Zwang bestehe, ihre Bildung bei Vertretern der „modernen Theologie" zu suchen.

Ausführung.

Eine kurze vorläufige Bemerkung.

Sehr stark stehe ich unter dem Eindrucke der Verantwortlichkeit, die mit einem öffentlichen Wort in dieser Angelegenheit verknüpft ist. Ich darf dabei versichern, daß es mir nicht um eine neue eigenartige Beleuchtung der Dinge zu tun ist, sondern darum, die Natur der Sache einfach in das Tageslicht zu rücken. Ich weiß aber und bin mir bewußt, daß jedermann nur unter seinem Gesichtspunkte sehen kann und daß deshalb Sachlichkeit immer ein Ziel bleibt, welches wohl redlich erstrebt, doch nie völlig erreicht wird.

Etwas ausführlicher muß ich mich einleitend über das Thema aussprechen.

Mein Thema ist nicht das theoretische: Verhältnis von Kirche und Theologie. Wenn über dasselbe neuerdings mehrfach verhandelt worden ist, so hat der Anlaß dazu natürlich in einzelnen Vorgängen unsrer Tage gelegen; aber unmittelbar werden dieselben von jenen Äußerungen oft nicht getroffen. An einem andern Orte hat E. Riehm sich so umsichtig und vorsichtig über jene Fragen vernehmen

lassen,[1]) daß eine Wiederholung gewiß überflüssig sein würde, selbst wenn sie wichtige Modificationen einschlösse. Übrigens aber ist jenes theoretisch gefaßte Thema für mich als Lehrer der kirchlichen Glaubenslehre zwar sehr wichtig; indes ich bin der Ansicht, daß die wissenschaftliche Erörterung desselben nie etwas Erkleckliches an den tatsächlichen Beziehungen ändern wird. Ich kann nicht ernstlich fürchten für den Bestand der Kirche, auch nicht für die Freiheit der Theologie. Keine Theologie wird je die Kirche in ihren Grundfesten erschüttern können, denn diese sind unerschütterlich. Wenn es mit den Kirchen sich anders verhalten sollte, so läßt sich über sie eben nicht so im allgemeinen urteilen. Kein Mißgriff kirchlicher Unduldsamkeit wird je die Theologie ersticken; sie lebt von dem unzerstörbaren Zuge des wahrhaftigen Erkenntnisdurstes zur ewigen göttlichen Wahrheit und wird sich ihre Freiheit immer wieder erobern, wo man sie beschneiden wollte. So sehr in sich begründet aber beide Erscheinungen immer sein mögen, sie können doch nicht voneinander lassen; denn die Kirche lebt nicht von einer vagen Religiosität, sondern von der Wahrheit, die der Glaube aufnimmt; und die Theologie lebt nur in der Kirche, durch sie und für sie. Dieses Verhältnis liegt meines Erachtens jenseit menschlicher Einrichtungen und Maßnahmen.

Ferner verstehe ich unter Kirche nicht Pastoren und Behörden, unter Theologie nicht Professoren. Ich habe hier nicht die immer wiederkehrenden Reibungen zwischen Praktikern und Theoretikern zu lindern. Soweit ich bisher beobachten konnte, helfen dazu lehrhafte Auseinandersetzungen nicht viel; Mißverständnisse und Mißtrauen wurzeln ja selten in der Einsicht, sondern zumeist in Urteil, Neigung und Gewohnheit. Diese Mißhelligkeiten zwischen „Amt und Universität" gleichen denen in einer christlichen Ehe; sie werden getragen und auch überwunden, weil Gott die beiden durch die Natur der Sache doch aufeinander angewiesen hat.

Das Thema handelt vielmehr von der Stellung der Kirche zu der „modernen Theologie". Das ist eine **Zeitfrage**. Es ist eine besonders geartete Theologie und es sind unsre jetzigen kirchlichen Verhältnisse, die ich ins Auge fassen soll.

Gibt es nun eine solche besondre Zeitfrage auf diesem Punkte? Daß dem so sei, ist allerdings meine Meinung. Zum vorläufigen Verständnisse das Folgende:

---

[1]) Kirche und Theologie. Referat. Halle. Strien. 1880.

Der Streit theologischer Richtungen um den Lehrstuhl in der Kirche ist fast so alt wie die Kirche selbst. Auch das ist nichts Neues daß eine Wissenschaft und Bildung, welche die überlieferte Lehre des Christentums bekämpft und verachtet, einen großen Teil der Kirchenlehrer beherrscht. Sonst aber hat eine solche entweder behauptet, ausschließlich das echte wahre Christentum zu sein, und zwar auch nach geschichtlichem Zusammenhang und Verständnis; oder sie hat der Kirche als solcher offen abgesagt und je nach den Zeitverhältnissen bald an ihrer Statt die Vorstellung einer Schule zur Volksbildung untergeschoben oder sich aus der geschichtlichen Kirche herausgestellt.

Anders verhält es sich heute. Eine theologische Richtung, welche zu der Lehre des ganzen geschichtlichen Christentumes von Paulus bis heute nein sagt, fordert jetzt, nicht an unsrer Stelle, sondern neben uns volles Recht zum Wirken in der Kirche als solcher. Sie stützt sich auf die öffentliche Meinung und lehrt diese, die Kirche als Werkzeug für außerchristliche, für sociale und politische Zwecke in Anspruch zu nehmen. Das bedeutet nichts andres als dieses, daß für das christliche Leben die Wahrheit, die religiösen und auch die sittlichen Anschauungen gleichgültig sind. Denn diese moderne Lehre macht auch das Sittengesetz flüssig; darüber kann sich ein scharfsinniger Beurteiler nicht täuschen.[1])

Da ist nun die brennende Frage, ob diese Forderung anzuerkennen sei? ob man jener Richtung eine Berechtigung in unsren Kirchen zuzugestehen habe, die in ihrem amtlichen Verhalten Ausdruck finde?

Dieselbe besteht als solche überhaupt nicht für unsre confessionellen Brüder, welche meinen, die je geschichtlich gültigen symbolischen Schriften als Lehrgesetz geltend machen zu können — es bleibe dahingestellt, mit welcher Klarheit theoretisch und namentlich mit welcher Folgerichtigkeit praktisch. Diese Frage ist auch keine eigentlich brennende für unsre andern Brüder', welche besorgt vor Mißgriffen urteilen, hier dürfe und müsse alles der Entwickelung überlassen bleiben, und sich deshalb auf das individuelle Wirken zurückziehen — ob mit voller Schätzung der evangelischen Lehrpflicht neben der protestantischen Lehrfreiheit, bleibe gleicherweise hier dahingestellt. Aber jene Frage ist eine brennende für uns, die wir allerdings dafür halten, es gäbe heute

[1]) Vgl. Stanton Coit, D. ethische Bewegung i. d. Rel. übs. v. v. Gizycki. 1890 S. 25 f.

keine nach dem Wortlaute der symbolischen Schriften correcte Orthodoxe; und die wir doch nach einer Schranke uns umsehen — nicht für die freie Bewegung in der theologischen Arbeit, wohl aber für den bestimmenden Einfluß auflösender theologischer Betriebsamkeit auf den gesamten kirchlichen Unterricht, auf κήρυγμα der Evangelisten und διδαχή der Lehrer. Läßt sich eine solche Schranke ziehen? Daß dieselbe nicht in einer neuen Bekenntnisformel zu suchen sei, darin werden wir einig sein. Bekenntnisse, auch Formeln, wenn sie Bekenntniswert haben, werden nicht erfunden und gemacht, sondern sie wachsen und ihre wesentliche Kraft und Bedeutung liegt darin, daß sie Zeugnisse sind und Überzeugungen erzeugen. Gesetze sind sie nicht und darum nicht geeignet, im einzelnen als Unterlage für Gerichtsurteile und Urteilsvollstreckungen zu dienen.

Mir scheint nur **eine** Lösung dieses Knotens möglich. Wenn es gelingt, rein sachlich den grundlegenden Widerspruch jener Richtung mit dem geschichtlichen Christentume klar zu legen, und zwar eben nicht nur an einzelnen Symptomen und an einigen mehr oder weniger willkürlich herausgegriffenen Punkten, sondern in ihrem Principe, d. h. in der Grundrichtung, in dem Grundsatze; wenn es gelingt, diesen Widerspruch so klar zu legen, daß in dieser Klarlegung bereits das Eingeständnis eben jener Richtung liegt, sie sei nicht mehr christlich. Wenn das gelingt, dann wird darin eine Schärfung des Gewissens liegen für alle Beteiligten, aber auch die Grundlage für ein durchgreifendes kirchliches Handeln mit gutem Gewissen und darum mit festem Mut und sicherer Hand; und nur ein solcher Griff ist für alle Teile gleichermaßen heilsam.

Meine Hauptaufgabe liegt hiernach darin, die „moderne Theologie“ sachgemäß zu zeichnen, und zugleich das Verhältnis, in welchem sie demgemäß zu Christentum und Kirche steht; die sich ergebenden Folgerungen deute ich nur an und erwarte hier nicht nur Ergänzung, sondern Belehrung. [1])

---

[1]) Vgl. übrigens meine Schr. „D. Universitäten u. d. öffentl. Leben“ 1891. V. Abh. — Die Beziehung auf diese um ein Jahrzehnt jüngere Schrift und der Blick auf die Bewegungen über die Autorität der Bibel legen mir die Frage nahe, ob der erneute Abdruck dieses Gelegenheitswortes berechtigt sei. Zur Bejahung dieser Frage veranlaßt es mich, daß in diesem Aufsatz eben die principielle Fassung die Hauptsache bildet, aber doch auch die Durchführung dieses Urteiles in der Anwendung versucht ist. Die moderne Theologie sachlich zu schildern, während man

I. Abschnitt.

1.

„Moderne Theologie" ist soeben im prägnanten Sinne gebraucht. Hat man zu solchem Gebrauche ein Recht? Wird er nicht Mißverständnisse erzeugen? Ich denke, nein.

Ein Gebrauch ist zur Verständigung dienlich, wenn er vorhanden ist. Und daß jener wenigstens in der Präge sei, dafür zeugt es, wenn ein so gelesener Schriftsteller wie v. Hartmann ihn in solchem Sinne auf den Titel einer Schrift setzen kann.

Auch ist der Ausdruck bezeichnend. Modern — traditionell, zeitgemäß — veraltet, wie oft liest man diese Gegensätze. Wir setzen an stelle der je letzten Bezeichnungen eine andre ein: positiv. Darin liegt einmal die dogmatische Thesis statt der Skepsis, sodann die geschichtliche Tatsache gegenüber der Idee, der immer gleichen und doch in der Erscheinung immer schillernden. Folgt aber daraus, so fragt man wohl, daß wir auf die Zeitgemäßheit, mithin auf die Neuzeit freiwillig verzichten müssen und dürfen?

Besteht denn wirklich zwischen moderner und positiver Theologie

es vermeidet, mit einzelnen Büchern zu hadern und Namen zu nennen, das halte ich noch immer für das Wichtigste, und darum auch für das Richtigste. In den Personen, namentlich in den werdenden, kreuzen sich die geistigen Strömungen, und für die Selbstprüfung ist es förderlich, nicht durch die Pietät für einzelne Männer oder durch die Solidarität einer Schulgenossenschaft in der rein sachlichen Erwägung gestört zu sein. Der Leser kann in seinen Meistern wie in sich selbst Züge jener Theologie finden, ohne daß man beide je nach ihrem Maß als Träger derselben bezeichnen muß. — Demgemäß ist mir der 1. Abschnitt der wesentlichste. Aber der 2. versucht es, die Brauchbarkeit seines Inhaltes zu zeigen; er möge als Exemplifikation gelten. Durch polemische Verteidigung wider zum Teil sehr freundliche Erwidrungen würde er sich so erweitern, daß sein Inhalt als das Gewichtigere erschiene. Über den Wert solcher Vorschläge entscheidet schließlich doch nur ihre Anwendung in der Wirklichkeit. Übrigens leiden die dort entscheidenden Grundsätze keine Änderung, auch wenn die Verwickelungen peinlicher werden und lauter zur Sprache kommen. Es ist mir nicht verborgen, daß eine Anweisung zur leichten Lösung des geschichtlich geschlungenen gordischen Knotens in jenen Folgerungen nicht geboten ist. Die glatteste Lösung aber liegt für mich außer der Möglichkeit; nämlich die Behandlung unsrer Confessionskirche als Sprechsaal für wissenschaftliche Meinungen, als gleichgiltiger Boden, auf dem sich so und so viel Religionen durch einander tummeln, oder als die Erscheinung der religiösen Strömungen des modernen Culturlebens. Dann würde die brennendste kirchliche Frage zu einer „glatten Ohnmachtsfrage". Allein das Unvermögen der Anstalt braucht nicht die Ohnmacht des lebendigen Körpers zu bedeuten.

ein solcher durchgreifender Unterschied? Ist der Kampf, von dem wir ja alle wissen, daß wir in ihm stehen — ist dieser Kampf ein entscheidender, um Sein oder Nichtsein; oder ist es nur einer der Kämpfe, wie sie in der Geschichte gewöhnlich sind, ein Kampf zwischen den erhaltenden und den fortbewegenden Mächten, die auf einem Lebensboden sich messen und nur gradweise unterschieden sind? Ist dieser Kampf also nur eine Form, in welcher sich der Fortschritt vollzieht? — Gewiß fußen wir nicht nur im ganzen Leben der Gesellschaftsbildung alle auf einem Boden, auf dem der Neuzeit; auch in der Bildung stehen wir Positiven trotz des Culturkampfes nicht zurück; auch in der Theologie, in der Wissenschaft sind wir alle modern. Die Theologie unsrer Orthodoxesten hat ein durchaus andres Antlitz als die unsrer Vorfahren vor 200 Jahren. Kaum einer, der etwa meinte, man könne irgendeine überlieferte Aussage über Gegenstände der Naturkenntnis verteidigen, wenn ein Experiment nein dazu sagt. Allgemeines Einverständnis, daß unmißverständlich redende Urkunden — und sie sind sehr verschiedener Art — mehr wiegen als die ehrwürdigste Überlieferung, wenn es sich um Tatsachen handelt. Ja auch noch tiefer hinein: von den wichtigsten Gegenständen der Theologie, von den Vorgängen des inneren Lebens und den übersinnlichen Dingen reden wir in einer Bildersprache; sie wird dem Leben entlehnt, das sich uns durch unsre Sinne vermittelt; und wie dieses unser gemeinsames Erdenleben teilweis seine Formen wechselt, so muß auch der Stoff der Veranschaulichung für die transcendenten Gegenstände ein andrer werden. In allen diesen Beziehungen sind wir alle moderne Menschen und sollen wir Theologen alle bereitwillig lernen von den Fortschritten der Bildung und Wissenschaft unsrer Tage.

Warum denn ein so heftiger Streit? so hält man uns öffentlich vor. Hier ist kein Unterschied der Art, sondern nur ein Unterschied des Grades. Wer nicht ganz orthodox ist, der hat das Princip verleugnet und ist es gar nicht mehr. Wer die Naturwissenschaft von heute gelten läßt, kann auch die Erkenntnis der Seele nicht der zählenden und messenden Beobachtung entnehmen. Wer geschichtliche Kritik zuläßt, darf ihr nicht beliebig irgendwo Halt gebieten; sie lebt nach ihren Gesetzen. Und wo liegt der durchschlagende Unterschied, wenn der eine die Offenbarung bei Abraham, der andre bei Mose, der dritte bei David, der vierte bei Amos und Hosea anheben läßt, während sie alle die Urgeschichte preisgeben? Wo liegt der durchschlagende Unter-

schied, wenn der eine vier Evangelien, der andre drei, der dritte nur ein Urevangelium in den dreien zur Grundlage des geschichtlichen Jesusbildes nimmt, da doch alle nur die Kritik als Erkenntnismittel handhaben?! Vielmehr liegt die Sache so: auf kurzen Raum drängt sich in dieser Zeit der Krisis die Entwickelung von Jahrhunderten mit ihren Wandelungen und Übergängen zusammen. Wer die äußersten Grenzen ins Auge faßt, kann sich einen Gegenstand träumen; wer jedoch den Weg von dem einen Endpunkte zum andern aufmerksam betrachtet, findet stetigen Übergang vom Mehreren zum Minderen und überall nur Gradunterschiede. Dem Überlieferungsglauben ist überall schon etwas von zersetzender Wissenschaftlichkeit beigemengt, die hier in frage stehende Wissenschaft hat immer noch Glauben zur Seele.

Diese Rede vernehmen wir so lange, als es gilt, für die moderne Theologie die Gleichberechtigung in den Ämtern der Kirche in Anspruch zu nehmen. Allein das Blatt wendet sich, sobald ihre Alleinberechtigung vor dem Forum der modernen Bildung einleuchten soll, und es dienlich scheint, der positiven Theologie ihr gleiches Recht an das moderne Geschlecht abzustreiten. Dann ist unsre Teilnahme an der fortschreitenden Wissenschaft nur eine Schwäche ohne Folgerichtigkeit; das Ehrenprädicat der Wissenschaftlichkeit bleibt den Positiven versagt. Und diese Wendung des Urteiles hat ihren sachlichen Grund; denn es gibt bei aller Gleichheit in der Benützung des wissenschaftlichen Verfahrens einen tief greifenden, einen Artunterschied.

Es handelt sich für den Glauben und darum in der Theologie **zuletzt** nicht um eine weite und breite Geschichte, und vollends nicht um eine Erkenntnis der Natur. Rücksichtlich dieser liegt uns wesentlich nur an der Berechtigung eines Urteiles über sie, nämlich des Urteiles, daß sie unser Mittel ist und nicht unsre Herrin. Und was die Geschichte angeht, so ist das Entscheidende in dem zweiten Artikel des Apostolicum beieinander, und das alles ist so wenig bloße Geschichte, als der erste und dritte Artikel. Da haben wir keinen Grund zur Spannung mit der sonstigen Wissenschaft, zur Widerspenstigkeit gegen ihre Fortschritte und ihre Methoden. Vielmehr handelt es sich in Kirche und Theologie **wesentlich** um grundlegende Überzeugungen von Mensch und Gott und von ihrem Verhältnisse zueinander, und in der Folge dann eben auch von der Bedeutung der Natur, der ganzen Welt für dieses Verhältnis. Wir könnten den Inhalt dieser Überzeugungen Ideen nennen, wenn wir sie aus unsrer Philosophie hätten, aus unsrer

Vernunft; wenn sie nur unsre Denkbilder für die immer gleiche Sachlage wären. Allein das Christentum „ist nicht Ideenkrämerei, sondern Sache“ (Wandsbecker Bothe), und die christlichen Lehren sind uns bestenteils Ausdrücke für Taten, für Handlungen Gottes, und die Kenntnis derselben stammt uns aus jenen geschichtlichen Tatsachen einziger Art, die einen Inhalt haben, der die Bedingtheit aller Geschichte überschreitet. Wir kennen unsren Gott nicht aus der Religionsphilosophie und uns selbst nicht aus der Anthropologie oder philosophischen Ethik, sondern wir kennen Gott als den Vater unsres Herrn Jesu Christi, der diesen seinen Sohn zuvor verheißen und ihn von den Toten auferweckt hat; wir kennen uns in unsrer Bestimmung und in unsrem Elende aus dem Wege des Menschensohnes vom Jordan bis auf Golgatha. Die Anerkennung, daß unser Gottesbild nicht der Fund unsres Denkens ist, sondern die Gabe seiner Selbstoffenbarung, und daß diese Offenbarung geschichtlich und doch unüberschreitbar in Jesu, dem Erfüller des Verheißungsbundes, gegeben ist — diese Anerkennung ist die unverrückbare Grenze, welche alle positive, und dabei oft recht stark heterodoxe, Theologie der Modernen scheidet von der „modernen Theologie“, die sich mit ihrer Modernität etwas weiß und keinen Maßstab für die Wahrheitserkenntnis gelten läßt, als den rein formellen der Wissenschaftlichkeit; das bedeutet in ihrem Sprachgebrauche aber den Maßstab der gerade gangbaren Methoden.

Denn eben jene geschichtlich gegebenen Grundüberzeugungen nennt man unsren Aberglauben; die Stellung zu ihnen einen Widerspruch mit der Grundvoraussetzung aller Wissenschaftlichkeit, mit der Voraussetzungslosigkeit. Indes es gibt in der Wissenschaft nur eine Voraussetzungslosigkeit, die möglich und berechtigt ist. Sie heißt Wahrhaftigkeit. Sie hat überall mit Vorurteilen zu ringen, nicht minder mit Vorurteilen der Mode, als mit denen der Pietät gegen Autorität. Und sowohl der Bestand einer Christentumswissenschaft überhaupt, als ihre mächtige Einwirkung auf die kirchliche Entwickelung, zumal in der Reformation, wird es dem Nachdenken beweisen, daß in jener positiven Wissenschaft nicht abergläubige Autoritätsscheu das Schaffende und Erhaltende gewesen sei, sondern gerade die Wahrhaftigkeit, der Wahrheitssinn, der in dem Evangelium seine Befriedigung gefunden hat.

Es ist auch in der Tat nicht die Frage nach dieser Voraussetzungslosigkeit oder nach der Sachlichkeit der Erkenntnis, was die beiden Seiten unterscheidet, vielmehr ein verschiedenes Urteil über die

Leistungsfähigkeit, welche den Werkzeugen des Wahrheitssinnes eignet; zumal über die Tragweite der obenerwähnten wissenschaftlichen Methoden. Und hier steht uns eine Schwärmerei gegenüber, die Schwärmerei für die einheitliche untrügliche Wissenschaft, unfehlbar wenigstens in ihrem Fortschreiten. Daß diese einheitliche Wissenschaft ein fern hinausliegendes Strebeziel sei, daß sie durchaus nicht Gegenwart habe; wie wenige reife, besonnene Geister sind es, die das nicht nur gelegentlich aussprechen, sondern auch immer nach dieser Einsicht urteilen und verfahren. Dem Aberglauben an die eine unfehlbare Wissenschaft entsproßt immer von Zeit zu Zeit wieder der entsprechende Aberglaube an die eine unfehlbare Methode. Es ist der Sache nach einerlei, ob man von einer speculativen Methode mit Hegel träumt oder von einer empirischen mit Häckel. Man hat sich das Trugbild eines Zaubermittels geschaffen, um kurzer Hand zu einer zusammenstimmenden Einsicht in alles, auch das durch Erfahrung nie Erreichbare, zu gelangen und läßt der Möglichkeit nicht (wahrhaftig) Raum, es könnten sehr auseinandergehende Methoden für die verschiedenen Gegenstände unsrer erlebenden und betrachtenden Seele erforderlich und eine lückenlose Überschau alles Seienden uns versagt sein.

Nun herrscht in unsren Tagen eine fast unbegrenzte Verehrung für die exacte Methode. Nur die Behandlung äußerlich gegebener Forschungsstoffe gibt sichere, wirkliche Erkenntnis — Wahrheit, wie man wohl gern sagt. Diese exacten Wissenschaften haben ja erst neuerdings zu den Ergebnissen geführt, die wir alle bewundern und dankbar mit genießen. Natur und Geschichte enthüllen erst vor unsren Augen ihr verschleiertes Antlitz und müssen diesem Blicke sogar das Werden entdecken, das doch niemand geschaut hat. Kann und darf — so fragt man — gegenüber diesem neuen Licht eine überlieferte Erkenntnis Geltung behalten? Kann vor Jahrhunderten, ohne die neuen Mittel und Wege, die Wahrheit erkannt, ja der Erkenntnis nur dargeboten sein? — Freilich, durchaus nicht alle Mitarbeiter an der Wissenschaft halten ausschließlich an der exacten Methode fest; allein man steht durchweg unter dem fortreißenden oder erdrückenden Eindrucke, welchen der mächtige Fortschritt auf jener einen Seite der Wissenschaft hervorgebracht hat. Es herrscht vielfach das Bestreben sich annähernd gleicher Methoden auch da zu bedienen, wo es sich nicht mehr um äußere Gegenstände der Erforschung handelt. Jedenfalls aber entlehnt man von jenem Aufschwunge das Recht, die Leistungsfähigkeit

und die Leistungen der modernen Wissenschaft mit unbedingter Zuversicht zu betrachten, während doch zumal der gegenwärtige Stand der Philosophie gewiß keinen Anlaß zu solcher Zuversicht bietet. — Allerseits gilt als Grundsatz der Erkenntnislehre: Wahrheit, welche vor dem Denken Stich hält, welche die Überzeugung bestimmen kann, welche also auch das Verhalten des denkenden Mannes lenken darf — Wahrheit ist nur von dieser einheitlich fortschreitenden Wissenschaft zu erlangen. Wie sollte man dem apostolischen Christentume maßgebende Grunderkenntnisse zugestehen?! — Auf grund dieser Denkweise bleibt in der Theologie nur eine doppelte Stellung möglich, je nachdem man den Fortschritt der Wissenschaft schätzt. Wer der Wissenschaft zutraut, daß sie schon jetzt das letzte Wort über Gott und Mensch zu sprechen vermag, der wird kurzweg eine philosophische Theologie und ihre Dogmen an die Stelle der christlichen Anschauungen setzen und die letzten nach jener teils umdeuten, teils beseitigen. Wer dagegen sich überhaupt skeptisch gegen fertige Ergebnisse verhält, der wird nur dafür sorgen, dem Christentume jeden Anspruch auf gewisse Erkenntnisse zu nehmen, und es so zu gestalten, daß es sich jeder künftigen Erkenntnis der höchsten Gegenstände immer wieder anpassen lasse, allzeit bereit zur ehrerbietigen Reverenz vor den wechselnden Ergebnissen der unfehlbaren Wissenschaft. Wie verschieden diese Stellungen auch rücksichtlich der wissenschaftlichen Methode sind, sie sind doch wesentlich eins in der Schätzung der modernen Wissenschaft und in der Schätzung des Christentumes. Gilt jener Denkweise das Weltbild der Wissenschaft auch noch nicht als fertig, so trägt es nach ihrem Urteile doch schon so bestimmte Grundzüge, daß die christliche Lebensanschauung vor ihm zurücktreten muß: heißt man die christliche Anschauung doch eine Abart der überwundenen antiken Weltanschauung. Das Christentum ist darum nur als anthropologische Tatsache bedeutsam, und als solche eben Gegenstand der Wissenschaft; diese anthropologische Tatsache ist einerseits eine menschheitliche in der Geschichte — als solche Vergangenheit, die kritischer Erforschung unterliegt; anderseits individuelle Tatsache in der Frömmigkeit der einzelnen — hier aber ist das Wesentliche eben das durch die Geschichte zwar Bedingte, aber doch immer Gleiche, nämlich die allgemein menschliche Religiosität, die fromme Stimmung. Es bleibt im Grunde einerseits bei Hegel: dem Anschauungsgehalte nach ist das Christentum unvollkommene, überwundene Vorstufe; anderseits bei dem Schleiermacher der Reden an die Gebildeten: bleibend ist das

Christentum nur als Religion, losgelöst von seinem geschichtlichen Anfange, d. h. als eine besondre Art sich zu denselben Gegenständen zu verhalten, deren Wahrheit die Wissenschaft erforscht; eine besondre Art solcher Beziehung, welche der Mensch oder auch nur gewisse besonders veranlagte Menschen nun einmal nicht los werden können.

Man könnte hier noch darauf hinweisen, daß man ja auch davon spricht, die Theologie erfasse das Christentum als die Religion der Idee oder die Idee der Religion — naiv genug gleichgesetzt.[1] Indes ich brauche nicht weitläufig darüber zu sein, daß wir mit der Idee der Religion bereits bei einem philosophischen Dogma sind, an welchem das geschichtliche Christentum gemessen wird; also in neumodischer Wendung immer wieder bei der sogenannten natürlichen Religion, die bekanntlich nie existiert hat, oder bei dem „Christentum so alt als die Welt"; d. h. mit geringerer Klarheit bei der alleinigen Schätzung der Religiosität.

2.

Wir haben zwei gegenüberstehende Formal- oder Erkenntnisprincipien gefunden; das kirchliche: die Offenbarung in dem geschichtlichen Jesus Christus; das moderne: die voraussetzungslose Wissenschaft. Wir gehen dem Gegensatze nicht aus dem Wege. Man pflegt wohl zu sagen: Offenbarung ist nicht nur Lehrmitteilung, sondern auch Lebensmitteilung. Der ungenaue und darum mißverständliche Ausdruck möge einstweilen gelten.[2] Aber man streiche nicht das erste und setze auch nicht statt Leben: Erregung religiöser Stimmungen, so daß Offenbarung Name für religiöse Genialität wird. Für uns liegt in dem formalen Principe auch das materiale: Christus der Weg zur Wahrheit, weil die Wahrheit selbst und dadurch dann eben auch das Leben, d. h. die Gottesgemeinschaft. Ebenso steckt hinter jenem formalen Principe der Modernen auch ein materiales: eben die von ihnen so oft gepriesene, uns zur Beschämung vorgehaltene moderne Weltanschauung, angeblich die reife Frucht der Wissenschaft.

Sehen wir ihr Antlitz etwas schärfer an, so kommt sie dem Geschichtskenner nicht sehr jung vor. Er findet Anlaß ihren Geburtsschein genauer auf seine Echtheit zu untersuchen; ob sie nämlich wirklich

---

[1] Räbiger, Theologik. 1880. S. 115. [2] Der Ausdruck ist ungenau, weil Offenbarung dem Begriffe nach immer auf die denkende Erfassung abzielen muß: nur der Weg, auf dem sie sich bietet, und dann namentlich ihr Zweck kann andre Art haben.

die Tochter der modernen exacten Wissenschaft sei? Ist er ein nüchterner, scharfsinniger Forscher, so wird er es anders befinden. Die exacte Forschung allein führt auf keinem Gebiete zu so umfassenden Anschauungen; diese sind nie bloße Spiegelbilder der Dinge in der menschlichen Seele, sondern in ihnen betätigt unser Geist seine Productivität. Naturanschauungen, Geschichtsanschauungen, Weltanschauungen entsprechen einem tiefen Bedürfnisse unsres Geistes, aber sie ruhen zum geringsten Teil auf Ergebnissen der Forschung, statt dessen zumeist auf Wertschätzung [1]) und auf Urteilen, in denen eben diese sich ausspricht. Daher gibt es aller Orten längst solche Anschauungen, ehe eine exacte Forschung beginnt oder umfassend wirkt. Die Volksreligionen entwerfen solche Weltbilder mit den Mitteln der Einbildungskraft, sobald und soweit sie nicht in toter Überlieferung erstarren. Und nur zu verwandt mit diesen sind die philosophisch gestalteten Gemälde, die man nach ihren Farbentönen oder nach den bevorzugten Anschauungselementen Optimismus und Pessimismus, Individualismus und Socialismus, Idealismus und Materialismus nennt. Sie unterscheiden sich von jenen hauptsächlich durch die Absichtlichkeit; es sind Versuche, die Dunkelheiten zu erhellen, in welche die exacte Forschung nicht einzudringen vermag; die Rätsel zu lösen, welche jene stehen läßt und eben damit dem fragenden Sinne aufgibt. Weil man diese Hypothesen an jene sicher schreitende Arbeit anknüpft, bekleidet man sie mit der Geltung, die nur der letzten gebührt; doch das ist Selbsttäuschung. Es besteht zwischen beiden in ihrer ganzen Art ein weiter Abstand; dessen wird man deutlich inne, wenn man auf ihre Geschichte achtet. Der Kenner weiß, wie jene Weltanschauungen, deren Benennungen sich ja vermehren lassen, wechselnd sich wiederholen und sich wiederholend wechseln; dagegen die exacte Forschung schreitet stetig, wenn auch nicht durchaus gradlinig fort; und wenn sie abgelenkt wird, so gehört zu den verwirrenden Mächten in erster Linie der unberechtigte Einfluß jener hypothetischen Weltanschauungen.

Betrachtet man vollends diejenigen Weltanschauungen näher, welche sich im Anschluß an die Wissenschaft zu entwickeln pflegen, so bemerkt man an den meisten unter ihnen eine starke Familienähnlichkeit; sie entstammen dem Bedürfnisse unsres Geistes, die Dinge mit uns und untereinander in Harmonie zu schauen, und sie bilden sich unter dem

---

[1]) nach sehr verschiedenen sachlichen Maßstäben.

übermächtigen Drucke, welchen die sinnliche Wirklichkeit auf den beobachtenden und sammelnden Sinn ausübt. Die philosophischen Weltanschauungen sind weit überwiegend monistisch, und die monistischen sind optimistisch-diesseitig, wenn sie nicht im Atomismus und Pessimismus zerfallen. So steht es auch mit der heutigen. Der „modernen Theologie" aber stellt v. Hartmann durch seine Gegnerschaft Zeugnis darüber aus, daß sie nicht am pessimistischen Idealismus, an der Sinnlichkeitsflucht Anteil nehme.

In dieser Gattung von Weltanschauungen kommt ein tiefer Mangel zum Ausdruck. Die Person findet in ihrer Selbst- und Weltschätzung nicht die Kraft, dem Massendrucke zu widerstehen, welchen der Eindruck des sinnlich auffaßbaren Gesamtorganismus oder Gesamtmechanismus auf sie ausübt. Das ist ein schätzendes Urteil, und zwar zum guten Teil ein erlebtes Urteil; darum spricht man mit gutem Rechte nicht nur von einer modernen wissenschaftlichen Weltanschauung, sondern von einem „modernen Bewußtsein". In diesem Namen drückt es sich aus, daß die Entscheidung für die Modernität von der persönlichen Erfahrung und Wertgebung herkommt. Bewußtsein ist diese Stimmung in jenen Auffassungen gewiß, auch modern — allein modern doch nur, wie heute die Trachten aus der Zeit, in der das système de la nature seine socialpolitischen Folgen zog. Dieser Monismus, zu deutsch: diese Diesseitigkeitslehre, ist so wenig neu, daß sie sich seit 200 Jahren zum letzten Grundgedanken der Literaturen gemacht hat; und daß sie trotz Kant, zumal seit Herder, Goethe, Hegel unsre Literatur durchaus beherrscht, von ihr aus die Presse, durch beide die Durchschnittsbildung. Sie leuchtet von selbst ein, wie jedes Vorurteil der öffentlichen Meinung. Modern ist dieser Monismus aber nur, sofern er in die Theologie, in die kirchliche Wissenschaft eingeführt worden; und darum ist der Name moderne Theologie auch so bezeichnend.

3.

Nicht umsonst wünscht die moderne Bildungswelt außerhalb des Schattens der Kirche leben und sterben zu können; nicht umsonst schäumt die volkstümliche Mission der modernen Weltanschauung von Haß gegen das christliche Jenseits; nicht umsonst schweigen die Thesen des Bremer Protestantenvereins vom Christentume gänzlich und nennen den Protestantismus ein weltgeschichtliches religiöses Princip. Diesseitigkeitslehre und Christentum können ja miteinander nicht bestehen.

Gottheitsahnung und frommes Gefühl, auch Tugendstreben hat man vor dem Christentum aller Orten gehabt; diese menschlichen Regungen haben nicht die Angel der Weltgeschichte umschwingen gemacht; vielmehr: daß aus der Gottheitsahnung Bekanntschaft mit dem lebendigen Gott, aus dem frommen Gefühle Gebetserhörung, aus dem Tugendstreben Wiedergeburt wurde.[1]) Und das alles knüpft sich laut der unwiderleglichen Geschichte an die Verkündigung und den Glauben, daß Gott Jesum Christum von den Toten auferweckt und zu seiner Rechten erhöht hat. An diesem Punkte wird sich der grundlegende Widerspruch immer wieder am bestimmtesten klar legen. Er fällt in das Gebiet der Anschauung, nicht in das der exacten Forschung. Die geschichtliche Kritik kann die Urkunden für die Tatsache der Auferstehung Jesu nicht beseitigen und das Zeugnis aller Beteiligten nicht fortschaffen. Nur der Grundsatz von der „immanenten Entwickelung" vollzieht hier Kritik und schafft eine Erklärung, welche die Sache beseitigt, nämlich die Visionshypothese. Die Naturgeschichte kann weder eine Tatsache leugnen, welche sie nicht untersuchen kann, noch sich mit dem kritisch befassen, was den Sinnen transcendent bleibt. Das entscheidende Nein kommt von der modernen Weltanschauung, von dem modernen Bewußtsein.

Seinem zum Fanatismus und zum Instincte gewordenen Monismus widerspricht der Gott, der nicht nur seine Idee, sondern Selbstherr und Weltherr ist, der nicht im Processe sich entfaltet, sondern wirksam und einzeln handelt. Der bequemen Bescheidenheit seiner Diesseitigkeit widerspricht der Mensch, welcher den irdischen Kreis durchbricht und im Jenseits erst ganz wirksam und wirklich wird, Jesus. Der heuchlerischen Demut gegenüber dem All widerspricht der Vollwert eines einzelnen und neben ihm der Unwert der dem Tode verfallenen Menschheit, der Unwert der unendlichen Weltmassen. Seinem Erkenntnisstolze widerspricht der geschichtliche Anbruch der größesten Erkenntnis, während nach seinem Grundsatz alle Ideen der positiven Möglichkeit nach von je im Menschen vorhanden sind oder durch die Sinne auf die leere Tafel der Seele geschrieben werden.

Dagegen für das Christentum bleibt diese Auferweckung Grundpfeiler. Freilich bildet den Gehalt seines Grunddogma nicht das nackte einzelne Factum, nämlich das erwiesene Fortleben Jesu nach seiner

[1]) Apg. 17, 23 f. — Gal. 4, 6; Röm. 8, 16. — Römer Kp. 7 u. 8.

Bestattung; aber dieses Factum ist die geschichtliche Seite des Grunddogma, denn dieses Fortleben ist das Siegel auf Jesu Messinanität und das Unterpfand seines Regimentes und seiner Wiederkunft; es hebt das Kreuz in seinem Wert über Jesu Lehrtätigkeit hinaus und zeigt uns so den königlichen Hohepriester und den königlichen Propheten. In dieser Tatsache finden wir den Gott des herablassenden Offenbarungswunders, den persönlichen, der uns unsre Person verbürgt gegenüber dem irdischen Geschicke und seiner vernichtenden Spitze, dem Tode; der uns aber in dieser Geschichte auch den Wert unsres Erdenlebens verbürgt, aus dem wir nicht zu flüchten brauchen in die Welt der blassen Abstraktionen oder der unerreichbaren Ideale.

Und nun, wie der Monismus seiner Natur nach, so auch tatsächlich die „moderne Theologie“. Sie bekennt, daß sie nicht beten kann. Das ewige persönliche Leben ist ihr ein Problem, und gelöst wird es nur in einer Phänomenologie des religiösen Bewußtseins. Den Glauben an den erhöheten Christus erklärt sie für Götzendienst und spricht nur von der Religion Jesu, des schwärmenden und irrenden Idealisten. Das Christentum, das kirchliche, liegt hinter ihr als Sache der Vergangenheit; darum fragt sie höchstens noch nach der „Zukunft der Religion“. Der Zusammenhang mit dem Christentume wird durch eine nicht eben logische Wendung gewahrt; es ist die Religion der Idee oder (!) die Idee der Religion. Der übliche Satz: „das Christentum ist die Religion schlechthin“, der sehr zweifelhaften Wertes ist, läßt sich nach derselben Logik sehr leicht in den entsprechenden umsetzen: die Religion schlechthin (wie wir sie denken) ist das Christentum. Hat sich aber die Religion schlechthin bisher so mangelhaft verwirklicht, so ist es kein Wunder, daß der eine auf eine segensreiche Kreuzung mit dem Buddhismus, dem Lieblinge Schopenhauers und v. Hartmanns, in Californien hofft; der andre rät, durch Gelehrte nach einer deutschen Reichsreligion suchen zu lassen;[1]) der dritte als solche das Princip des Protestantismus empfiehlt, ohne es zu definieren.[2])

Bei solchen Aussprüchen kann über den grundleglichen Widerspruch mit dem Christentume wohl kein Zweifel bleiben. Allein ich höre den

[1]) Lehrstühle für die Theologie (vergleichende Religionswissenschaft) als „Pfadfinderin der deutschen Religion“, de Lagarde, D. Verh. d. deutsch. Staates zu Theol., Rel. u. Kirche. 1873. S. 48 f. [2]) jedenfalls ohne dabei an die sog. Principien der Reformation, Schrift und Rechtfertigung, zu denken. Bremer Protestantentag.

Einwand: dies sind nur die äußersten Spitzen. Darauf antworte ich: nach den Spitzen berechnet man den Zug des Gebirgsgrates; die deutlich ausgeprägten Wirkungen lassen die Art der Ursache erkennen; und wenn auch gelegentlich eine schädlich wirkende Äußerung oder ein unvorsichtig ehrlicher Mitarbeiter zeitweise kirchlich desavouiert wird: in der theologischen Discussion zählen alle diese Extremen für voll mit; ein principieller Unterschied kann also nicht walten. — Auch demgegenüber wird freilich weiterhin eingewandt werden: die Charakteristik dieser kirchenfeindlichen Richtung mag zutreffen; indes ist sie zu eng. Weder in allen brennenden Fällen tritt jene Grundrichtung so deutlich hervor, noch lassen sich alle bedenklichen Abirrungen unsrer Tage wirklich aus derselben ableiten.

Das entgeht mir nicht; und doch meine ich die Aufgabe richtig aufgefaßt zu haben. Wir haben es hier mit Wirkungen der Theologie zu tun. Nun liegen ihre verderblichen Schäden nie in der Geschichte und Exegese, sondern immer in der Dogmatik; nie in der bloßen methodischen Untersuchung, sondern immer an der sogenannten religiös sittlichen Grundanschauung — in dem Glauben. Der Katholicismus ist nicht zufolge falscher Schätzung der Schrift in Verkehrtheiten hineingeraten, sondern weil er der Irrlehre und dem Irrglauben huldigte, konnte er schließlich die Schrift nicht mehr wie im Anfange der Kirche schätzen. Auch übertragen sich jene irregehenden Forschungen auf den genannten Gebieten nicht positiv auf die kirchliche Wirksamkeit, wie vielfach sie auch hemmen können. Zur volkstümlichen Propaganda sind eben nur Anschauungen angetan; und nur im Dienste solcher erscheinen die natürlichen Geschichten Jesu von Nazareth oder die Lebens- und Charakterbilder Jesu für das deutsche Volk erst im Drucke, dann unter Hochdruck der öffentlichen Meinung auch auf der Kanzel. — Mit Absicht und wie ich meine mit Grund schließe ich deshalb den rein methodischen Kriticismus von der Charakteristik der „modernen Theologie" aus. Er mag sehr peinlich werden und im einzelnen Leben stören.[1]) Im großen wirkt er auch heilsam und trägt sein Gegengift in sich, wenn er ehrlich bleibt. Weiterhin schließe ich jede dogmatische Richtung aus, die sich nicht auf jenen Monismus zurückführen läßt; wenn eine solche vielmehr die überweltliche Bestimmung und Beziehung der menschlichen Person vertritt, wenn sie Gottes geschichtliche Offenbarung in der

[1]) Vgl. meine Schr. „Unser Streit um d. Bibel." 1895, S. 51 f.

Schrift hoch hält, wie sie dieselbe auch näher definiere, wenn sie endlich ehrerbietig vor der Person Christi stehen bleibt und wahrhaftig die Tatsache seiner Auferstehung stehen läßt, obwohl sie gestehen muß, sie wisse dieselbe nicht zu verwerten, so hat sie noch nicht zu dem modernen Monismus geschworen. Mögen aus dergleichen Richtungen im kirchlichen Leben Mißlichkeiten entstehen; die hat es immer in der Kirche gegeben, und sie müssen getragen oder einzeln ausgetragen werden. Aber weder tröstet bisher der Kriticismus die Gemeinde durch eine Betrachtung über die Sünden Jesu, noch geht der Moralismus unsrer Tage zu Ostern auf die Kanzel mit der Freudenbotschaft: Christus ist nicht auferstanden. [1])

Denn diese Richtungen an sich sind eben prüfend und nicht propagandistisch; sie suchen oder sichten, aber sie schwärmen nicht; sie sind nicht getragen oder doch nicht getrieben von dem „modernen Bewußtsein". Nun weiß ich sehr wohl, daß in vielen der sich überstürzenden populär-theologischen Schriften und in den „Predigten der Gegenwart", daß in vielen ehrenwerten, edlen Männern und in ganzen Schichten und Strömungen des ganz und halb „theologischen Publicum" — denn weithin ersetzt heute, was man so Theologie nennt, das religiöse Leben, trotz alles Geredes von diesem —, daß in solchen Erscheinungen dieses moderne Bewußtsein ohne Entscheidung ringt mit der Liebe zum Christentume, entstamme diese persönlicher Erfahrung oder wissenschaftlich-geschichtlicher Betrachtung. — Aber für das Urteil, um das es sich hier handelt, kommt es auf die Entscheidung an. In ihnen oder an

---

[1]) Hier ist natürlich nur eine ungefähre Grenze angedeutet; es ist auf Vorgänge in der Literatur und in der Praxis der zurückliegenden Jahrzehnte angespielt. Diese Grenze ist schon damals mit Bewußtsein so gezogen, daß sie A. Ritschl und seine Anhänger nicht in den Bereich jener modernen Theologie stellt. (Diese Bemerkung ist nicht erst (aus Anlaß von G. Ecke, D. theol. Schule A. Ritschls 1. S. 102 niedergeschrieben.) Ob man auch Nachwirkungen der Hegelschen Gedanken bei A. R. nachweisen mag, so wollte er doch zweifellos kein Monist sein; und ein großer Teil seiner Schüler ebensowenig. Wenn die weitere Entwickelung in dem Umkreise dieser Gruppe, wie uns scheinen will, mit dem Abweichen von A. R. zugleich eine Hinneigung zu der modernen Theologie zeigt, so ist das Beleg dafür, daß es sicherer ist, inhaltliche Anschauungen zu bestreiten, als Gruppen, Schulen oder Parteien. — Selbstverständlich weiß ich wohl, daß von vielen, die man zu jener Gruppe zu zählen gewohnt ist, die oben sogleich folgende Aussage nicht mehr gilt. Ihren socialen oder sonstigen Wirkungseifer haben sie aber auch nicht aus ihrem historischen Kriticismus, sondern aus ihrer theologischen Wehrlosigkeit gegen Zeitströmungen bei vielfach löblichen Beweggründen.

ihnen muß es zur Scheidung von Säuren und Basen kommen, und das wird nur dadurch möglich sein, daß man das Princip der verwirrenden Strömung, von welchem die Zeit besessen ist, scharf faßt, klar herausstellt und diese Einsicht geltend macht; daß man zeigt, wie die Hingabe an das Formalprincip der modernen Theologie, an jene geschilderte angebliche voraussetzungslose Wissenschaftlichkeit, unausbleiblich auch unter die Macht ihres Materialprincipes zieht, nämlich des Monismus, der nicht immer irreligiös sein muß, aber stets widerchristlich. — Die Gefahr kommt nicht von den teilweisen Negationen der apostolischen Lehre, sondern von der durchschlagenden Privation des apostolischen Zeugnisgehaltes, die es sich für ihre vage, politisch und social nutzbare Religiosität mit Ernten ohne Säen bequem machen will auf dem kirchlichen Boden, welcher mit Blut und Schweiß, mit Gebeten und Tränen durch Jahrhunderte bereitet ist. Wir brauchen nicht eine Schablone behufs einer Jagd auf Heterodoxien, sondern eine principielle Erkenntnis der Härese unsrer Zeit.[1])

4.

Denn kirchenstürmend tritt diese Richtung in unsren Tagen nicht mehr auf; sie gründet nicht eigne Gemeinden wie in den vierziger

[1]) Darlegungen, wie der obigen, pflegt man entgegenzuhalten, daß durch solche Maßstäbe auch Männer wie Schleiermacher und Rothe von der Kirche ausgeschlossen würden. Da ich selbst einen Kanon für falsch halten würde, der zu diesem Ausschlusse führte, so wird bei der Veröffentlichung eine verständigende Andeutung über diesen Punkt am Platze sein. In betreff Rothes, von dessen „Köhlerglauben" — wie er selbst zu sagen pflegte — rücksichtlich des oben in den Mittelpunkt gestellten Dogma sich jeder seiner Leser überzeugen kann, braucht man mit gebildeten Theologen nicht weitläufig zu verhandeln. Schleiermacher schließt die Überschreitbarkeit des Christentumes aus; leugnet die Geschichtlichkeit der Auferstehung nicht; weil er dieselbe nicht dogmatisch zu werten weiß, kommt er in Verlegenheit rücksichtlich der directen Beziehung zwischen dem Christen und Christus, behauptet aber dieselbe mystice. Beachtet man seinen Gang von den „Reden" bis zum „christlichen Glauben", so wird man nicht verkennen können, daß der Trieb seiner Theologie der „Glaube an Christum" gewesen, seine Abhängigkeit von dem philosophischen Monismus nur deren Voraussetzung und Schranke. Was mit dieser zusammenhängt, ist nicht das Originale des großen Theologen, sondern seine Zeitschranke; das Originale ist der Kampf um die Selbständigkeit der Religion und das Ringen um die Erkenntnis des Christus, der nicht ein Religionsstifter, sondern der andre Adam gewesen; endlich das wieder gewonnene Verständnis für die geschichtlich bedingte religiöse Gemeinde, die Kirche. — Übrigens war nicht der expost heterodoxe, suchende Kirchenvater Origenes ein Häretiker; wohl aber konnten einseitige, zersetzende Origenisten für die Kirche gefährliche Ketzer werden.

Jahren; das gespenstische Schattenleben der freien Gemeinden hat sie gewitzigt, jene gottesdienstliche Öde, welche selbst einem David Strauß unheimlich war. Trotzdem daß einer der fruchtbarsten Vertreter dieser Theologie sein Rectorat mit dem Rate an dieselbe antrat, ihre Arbeitshütten auf baldigen Abbruch einzurichten und bei der allgemeinen Wissenschaft Herberge zu bestellen [1]) — trotzdem führt sie sich mit hohem Anspruch als Theologie, als kirchliche Wissenschaft ein, welche christliche Glaubenslehren schreibt, nicht mehr bloß berichtend und kritisch, sondern auch thetisch (Biedermann, Lang).

Das führt uns auf das Verhältnis der Wissenschaft zur Kirche. Um dieses ins Licht zu stellen, richte ich die Aufmerksamkeit auf die Kirche in ihrer dreifachen Daseinsweise.[2]) Die Kirche Christi stellt sich sichtbar dar in den verfaßten Einzelkirchen. Unsichtbar und doch wesenhaft ist sie vorhanden in der Gemeinschaft der Glaubenden. Endlich lebt sie in der großen geschichtlichen Gesamterscheinung des Christentumes als die unsichtbare in ihrem geistlichen Wesen, unsichtbar ihrem Haupt und ihrer Lebenskraft nach, und doch sichtbar in ihren Mitteln und Wirkungen. So faßt sie das augsburgische Bekenntnis mit klarem Blick in seinem 7. bis 10. Artikel. Diese geschichtliche eine Kirche — zerrissen, zerfetzt, befleckt und doch mit der unverwüstlichen Lebens- und Heilskraft die wahre crux derjenigen historischen Köpfe, welche gern alles hübsch irdisch nivellieren möchten —, sie bekennen wir mit dem apostolischen Bekenntnisse in dem 3. Artikel. Von ihr gehen wir in unsrer Betrachtung aus, um zunächst auch hier die Sachlage kurz festzustellen.

Wenn wir eben hervorhoben, daß die moderne Theologie Theologie sein will, obwohl sie es doch eigentlich nicht sein kann, so liegt darin ein Anerkenntnis für die geschichtliche Bedeutung der Kirche. Soll in unsren Völkern überhaupt noch Idealismus und um seinetwillen Religiosität gepflegt werden, so kann es nur in der Anknüpfung an diese religiöse Erscheinung ohnegleichen geschehen. Deshalb sucht sich die moderne Theologie ein kirchengeschichtliches Recht. — Aber auch noch in anderm Sinne müssen wir ihr ein solches zusprechen; und zwar liegen die Wurzeln tief in der Vergangenheit. Als das zum Leben galvanisierte Heidentum unter dem Schatten der Tiara seine

[1]) H. Holtzmann, üb. Fortschritte und Rückschritte der Theol. 1878. S. 28.
[2]) Vgl. hiezu meine „Wissensch. d. christl. Lehre" § 472—488. 754—777.

Orgien feierte, als der Humanismus zum ersten Male von „Evangelien-Fabeln" sprach, da klagte die Christenheit längst, daß die Kirche krank sei an Haupt und Gliedern. Den Vater des Deismus hat das Zeitalter der Religionskriege großgezogen, und der Rationalismus der Aufklärung ist ein Kind des orthodoxen gewesen. Nicht nur oberflächliche Trockenheit, auch fromme Ehrlichkeit wurde von den Ausschreitungen des Pietismus abgestoßen, und um den Gang mit den mächtigen Geistern der philosophischen Ära auszufechten, hatte unsre Kirche keine geisteskräftige Geistlichkeit, sondern vorerst nur die Stillen im Lande, darunter wohl einen Kottwitz und unter den Dichtern den Wandsbecker Boten, den Hirtenknaben mit der Schleuder. Deshalb hat sich jenes Menschentum, das sich seiner Erdgeburt in mancherlei Zungen rühmt, so stetig, so unüberwindlich, so erfolgreich durch die Jahrhunderte im Schoße der Christenheit entfalten können als Fleisch von ihrem Fleische. Man darf seine Geschichte als den Index zu den dunkelen Blättern der Kirchengeschichte bezeichnen. Darum soll die Christenheit, welche ein Recht hat von ihren Sünden zu sprechen, wohl mit Ernst diese Richtung prüfen, aber sie darf nicht pharisäisch auf sie herabsehen. Und was wir ihr auch bestreiten müssen und mögen, Leben und Wirkungsraum auf dem Boden der modernen Gesellschaft dürfen es nicht sein.

Und dieses Verhalten kann uns nicht schwer werden; denn wir sehen in der Kirchengeschichte noch ganz etwas andres. Was ist diese Kirche, in dem oben bestimmten Sinne gefaßt, was ist sie von dem großen Heidenapostel bis auf die Blutzeugen unter den Vätern, von Ulfila bis Luther, von Baxter und Paul Rabaut bis Spener und Wesley, von Bengel bis auf Neander anders, als das Welt und Herzen überwindende Bekenntnis zu dem gekreuzigten und auferstandenen Jesus Christus, dem Herrn, dem Heilande der Sünder?

Das ist die Wirkung der Verheißung des Meisters: wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater; und zugleich die Erhörung des nie verstummenden Gebetes, das Er den Seinen in den Mund gelegt: Geheiligt werde dein Name! Denn was ist Gottes Name? Der Gott, der sich bekannt gemacht hat, gefaßt in das gläubige Bekenntnis. Da schlingen sich Tatsachen und Überzeugungen zu einem großen weltgeschichtlichen Zeugnisse, zu einer lebendigen Urkunde zusammen; — oder zieht man es vor, das alles mit D. Strauß für die Äffung der Menschheit

durch den größesten weltgeschichtlichen Humbug zu erklären? — Diese tatsächliche Widerlegung entkräftet auch nicht ein Hinweis auf die Abwendung der modernen Cultur von der Kirche. Damit ist jene Tatsache noch nicht zu den acta der Geschichte gelegt. Ernstlicher als ehedem steht die Kirchenfrage überall auf der Tagesordnung wie in der Politik so auch in der Wissenschaft. Namentlich aber reicht der Horizont der Weltgeschichte weiter als der des Bildungsphilisters. Der Erfolg der Mission, den man weder tot schweigen noch tot verleumden kann, zeigt, daß das kirchengeschichtliche Kapitel der Historie trotz Rothe noch gar nicht seinem Ende zuneigt.

5.

Die Betrachtung der Kirchengeschichte mit dem Auge des Glaubens ist uns unwillkürlich in den Vorblick der Hoffnung umgeschlagen, die nicht zuschanden wird.[1] Als den unzerstörbaren siegreichen Grundzug in der Sichtbarkeit dieser Kirche erkennen wir das einhellige Bekenntnis zu dem Gott und Vater unsres Herrn Jesu Christi; aber dies Bekenntnis schallt heraus aus dem unsichtbaren Kerne dieser Kirche, dem „heiligen Häuflein und Gemeinde auf Erden eiteler Heiligen unter einem Haupte Christus". Diese Gemeine, an die wir glauben müssen, und um derentwillen, nämlich weil wir an sie um ihres Hauptes willen glauben, wir eine heilige christliche Kirche glaubend bekennen können, — diese Gemeinde gibt uns Sicherheit und Klarheit in der Stellung zu den Wirren der geschichtlichen Entwickelung, deren Wogen uns wohl zuweilen über die Köpfe zusammenschlagen wollen. Haben wir heutzutage in der Tat einen Geisterkampf auf Tod und Leben zu streiten, das ist im Grunde nichts Neues; so ist es der Gemeinde Jesu je und je beschieden gewesen. Und darum dürfen wir ohne Sorgen in ihm stehen, wenn es uns dabei nur um die große Sache des Reiches Gottes geht. Christus der Auferstandene, der Herr, im Worte verkündigt, wie gestern so heute, und im Herzensglauben aufgenommen und darum mit den Lippen bekannt[2] — da liegt das Schwert des Geistes, dem der Sieg nicht fehlen kann. Auf der Wende der beiden ersten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung hat der Apostel, ein Patriarch weniger Christenhäuflein, getrost geschrieben: das ist der Sieg, der die Welt überwunden hat, unser Glaube; wer ist's aber, der die Welt überwindet,

[1]) Röm. 5, 2—5, vgl. Kp. 9—11. [2]) Röm. 10, 9—15.

ohne der da glaubt, daß Jesus Gottes Sohn ist.[1] Wieviel mehr dürfen wir das bekennen, wenn wir aus der Erfahrung im eignen Herzen[2] begründeten Mut zur Beurteilung der großen Gänge des Gottesreiches gewinnen. Jenes Geistesschwert, welches bisher die großen Schlachten geschlagen hat, die viva vox evangelii, der unser Luther alles zutraute, schlägt auch diese noch. Ist es doch das Bekenntnis zum Kreuze;[3] das Kreuz aber ist der Weltverzicht, der auf den Weltenthron gehoben hat.[4] Wir treten dankbar und fröhlich ein in die Reihe, die durch die Zeiten reicht. Was an dem kirchlichen Bekenntnisse, dessen Urkunden wir ja Bekenntnisse nennen, was alles an ihm Bekenntnis ist, das ist nicht ein Erbe der Väter im Schweißtuche aufzuheben, noch ein Schatz, den wir mit Angst und Nöten vor Verlust verwahren und gegen Angriffe verteidigen müßten. Vielmehr ist das bekennende Bekenntnis die Waffe, welche eben dadurch schützt, daß sie erobert. Wir bedürfen keiner andern. Die Leben zeugende Sonne macht die Frostwüste grün. Das christliche Bekenntnis, welches über den Trümmern der alten Welt eine neue schuf, indem es die düsteren Nebel des heidnischen Monismus vor der Heilssonne schwinden ließ, ist die Macht, welcher auch die Überwindung des modernen theologischen Monismus gewiß ist.

Indes auch auf diesem Punkte liegt in der Verheißung Gottes zugleich eine Forderung, in der christlichen Hoffnung zugleich die Pflicht. Wer sich mutig jener Gewißheit getrösten will, wer der Zuversicht leben will, jenes Bekenntnis werde nicht ersterben, sondern fortgehen und siegen, der mache Ernst mit dem „unser" in des Apostels Wort und mit dem andern: ich glaube, darum rede ich. Und umgekehrt: wir halten Glauben; Schulter an Schulter mit unsren Brüdern, die keine Theologen sind, legen wir in unsrer besonderen Sprache Bekenntnis ab; wir treiben christliche bekennende Theologie. Wir lassen getrost die moderne Theologie ihren Gang gehen, und ist es not, dann scheuen wir uns nicht, einen Waffengang mit ihr zu tun vor aller Augen. So dürfen wir sorglos unsre Arbeit tun, eingedenk unsres Katechismus: „Gottes Reich kommt wohl von ihm selber." Denn darin spricht sich die gläubig-geschichtliche, die „reichs-geschichtliche" Ansicht der Sachlage aus, auch in betreff des Verhältnisses der Kirche zur modernen Theologie.

---

[1] 1. Joh. 5, 4. 5. [2] 1. Joh. 2, 14. 15. [3] 1. Kor. 1, 17 f. [4] Philipper 2, 6—11.

II. Abschnitt.

6.

Allein die Kirche, an die wir glauben und die wir mit dem Glaubensauge in der Vergangenheit wirksam erkennen, erscheint unter uns nur in den einzelnen Kirchen; sie tritt handfest und handgreiflich nur hervor gesellschaftlich wirkend in den rechtlich verfaßten Körperschaften oder Genossenschaften. Diese Kirchen stehen im lebendigen Drange der Gegenwart und wir mit und in ihnen; sie müssen handeln. Da hilft keine tröstliche allgemeine geschichtliche Betrachtung. Sie müssen auch handeln in dem zuletzt genannten Verhältnisse. So erhebt sich die Frage: was ist da die Aufgabe unsrer Kirche und zwar unsrer Kirche heute? Die Vorfrage aber lautet: was ist ihr Recht und damit ihrer dienenden Glieder Pflicht?

Das Verhältnis der Einzelkirchen zur einen allgemeinen grundlegend und erschöpfend zu behandeln, kann mir an dieser Stelle nicht beikommen. Allein auch auf diesem Punkte die „Natur der Sache" herauszustellen, wie dieselbe sich mir darstellt, ist unerläßlich. Das in die Augen springende unterscheidende Kennzeichen der Einzelkirchen besteht nun darin, daß sie als begrenzte Körperschaften neben andern Körperschaften im Schoße der allgemeinen menschlichen Gesellschaft bestehen. Haben sie für ihren Bestand zu sorgen, so müssen sie auch sorglich ihre Grenzen selbst achten, um sie von andern geachtet zu sehen. Sie dürfen sich nicht der Allotrioepiskopie ergeben.[1]) Wie kein Christ mit seinem christlichen Leben in seiner Kirche und Kirchlichkeit aufgehen darf, so decken die Aufgaben der Einzelkirchen bei weitem nicht die Wirkungen der einen allgemeinen. Darum ist es verkehrt, wenn eine kirchliche Körperschaft den Anspruch erhebt, das gesamte Leben eines Volkes, einer Gesellschaft anstaltlich zu umspannen und zu regeln, sie muß sich begnügen, den Ausgangspunkt für die Sauerteigswirkung zu bilden. Für die Eroberungszüge des Christentumes gilt allezeit die Losung der freien Überzeugung. Nur zu leicht aber erliegt eine Volkskirche der Versuchung, wo die eigenartig christlichen Mittel sich nicht wirksam erweisen, da zu fremdartigen und fremden Mitteln zu greifen —

---

[1]) 1. Petri 4, 15. 16.

zu anstaltlichen; das ist der Mißgriff der Intoleranz, immer peinlich empfunden, auf die Dauer und in der Hauptsache immer unwirksam.

Zu jenen weit über die Einzelkirchen übergreifenden Auswirkungen der Kirche gehört auch und vornehmlich die kirchliche Wissenschaft, die Theologie. Für kurze Zeit nur hat es einst bloße Kirchentheologien gegeben; längst hat die Natur der Sache Wandel geschafft. Auf Grund dieser Einsicht weisen wir alle Intoleranz gegen Geistesströmungen, auch gegen die „moderne Theologie" von uns. Wir rufen nicht nach Ketzergerichten. Wir räumen ihr grundsätzlich bereitwilligst Raum neben uns auf dem offenen Boden des allgemeinen menschlichen, des bürgerlichen Lebens ein. Wir begehren kein Verbot derselben. Wir wünschen ihre vollste Entfaltung in der Literatur, damit beiderseits die Karten ganz offen vor jedermann liegen. Wir gönnen ihr Gelegenheit und wünschen ihr den Mut dazu, religiöse Genossenschaften auf jenes Princip des Protestantismus ohne geschichtliches Christentum zu gründen. Wir werden, wohl mit Schmerz, aber ohne Kränkung des Freiheitsrechtes, Abbröckelungen von unsren Kirchen duldend hinnehmen.

Dagegen anders liegt die Sache, wenn es sich um die inneren Verhältnisse unsrer Kirchen handelt. Und das ist sonder Zweifel der Fall, wenn solche Theologie auf unsren Kanzeln laut wird, und wenn die künftigen Diener unsrer Kirchen sich bei ihr die Vorbildung für ihren künftigen Beruf suchen.

7. u. 8.

Hier gilt es, über den Rechten zu halten, welche sich aus der Natur von rechtlich verfaßten Genossenschaften ergeben; und weiter über denen, welche aus der besonderen Natur kirchlicher Genossenschaften folgen. Keine Genossenschaft kann bestehen, wenn sie der Tummelplatz der Willkür gegenüber ihrem Grundgesetze wird. Das Grundgesetz der Kirchen in diesem Betrachte ergibt sich daraus, daß sie zunächst Erscheinungen der einen Kirche sind; darum sind und bleiben sie wie jene Bekenntnisgemeinschaften. Und weil sie ferner die genossenschaftlich verfaßten Werkzeuge derselben für ihre Arbeit an der Menschheit sind, darum sind und bleiben sie Erziehungsanstalten.

Sie sind Bekenntnisgemeinschaften. Luther sagt: ecclesia fit de verbo. Freilich die Kirche war Weltkirche, und unsre Kirchen

waren Territorialkirchen; da schienen sie sich mit dem Volksleben dem Umfange nach zu decken. Jetzt kann doch kaum noch ein Kurzsichtiger sich über die gegenteilige Sachlage irren. Freilich macht ja auch Fanatismus kurzsichtig und übersichtig, und nicht zum mindesten der moderne Ethnicismus, die Volkstumsvergötterung, von den naiven „Bekennern der Landeskirche" bis zu den Schwärmern für eine deutsche Reichsreligion. Erschreckend weit herrscht die Auffassung, die Kirche sei nur eine Seite am Volksleben, dessen Auswirkung in religiöser Artung. Wäre dem so, warum meint der deutsche Japhetismus sich so ängstlich vor dem Semitismus wehren zu müssen; ich denke hier an Bunsen und nicht an Stöcker.[1]) Dagegen zeugt ja die viel beklagte, aber darum doch vorhandene Zersplitterung des Protestantismus in Lehrgemeinschaften von internationalem Bestande. Dagegen zeugt die römische Kirche, die man umsonst der romanischen Volksindividualität zuweist; warum brennte sonst der erbitterte Culturkampf bei uns wie bei den Romanen? — Es bleibt dabei: der Glaubensinhalt, der sich nur in Lehren erfassen läßt, der Glaubensinhalt macht Kirchen; und nur die verschiedene Fassung desselben scheidet Kirchen, mag auch manches andre sie teilen können. Was nun Grund des Entstehens war, bleibt auch Grund des Bestehens.[2]) Die Kirchen

[1]) Vgl. den wüsten Antisemitismus und daneben das feine Gift gelehrter Erfindungen, wie wenn die „Arischen" Grundanschauungen das Christentum durch Clemens v. Alex. zur Weltreligion gemacht haben sollen! — Max Müller. — [2]) Unter diesem Gesichtspunkt ist es lehrreich, wenn ein berühmter Kirchenhistoriker seine Beobachtung nicht ohne Besorgnis und mit unverhohlener Ratlosigkeit darüber ausspricht, daß der Protestantismus sich „katholisiere", d. h. wenn ich es recht verstehe, sich nationalisiere und veranstaltliche. Andre seiner Gesinnungsgenossen finden diesen Vorgang in der Ordnung. Das ist eine deutliche Aussage der Sachlage, welche eintritt, wenn der Inhalt der biblischen Anschauung verloren geht. Die geschichtlich entwickelte Kirche ist dann eben nur der bequeme Boden für die Auswirkung einer allgemeinen „natürlichen" Religion, bequem und doch anderseits sachlich widersprechend; denn alles Abstracte, Generelle — und das ist ja alles im Sinne der Aufklärung „Natürliche" — und alles Unbestimmte — und das ist nicht minder eine sogenannte einfache Moral als eine religiöse Grundstimmung — liegt notwendig in Fehde mit allem Positiven, allem geschichtlich Bestimmten. Und nun gibt es nur ein geschichtlich Gewordenes, das nicht veraltet, und das ist das vom Himmel kommende evangelische Wort (1. Petri 1, 23—25 vgl. 12), und das besitzen die Kirchen als viva vox in dem lebendigen Bekentnisse zu seinem Inhalte. Geht dieser Inhalt einer einzelnen Kirche verloren, dann verfällt sie dem Marasmus aller bloß geschichtlichen Gebilde, wie sie auch heiße, ob römisch, ob griechisch, ob protestantisch; sie verfällt eben dem Gesetze der Vergänglichkeit. Lediglich

sind nirgend **wesentlich** durch Geburt und Volkstum bedingt, sondern bleiben Genossenschaften von Freiwilligen, und dieser Grundzug — freilich wie alles in der Welt sehr bedingt — tritt doch neuerdings immer heller ins Licht. Sind sie das, dann hält sie auch als Genossenschaften nur eine Ordnung zusammen, die ihrem Inhalte entspricht; dieselbe will gegen Bruch und Einbruch einzelner gehandhabt sein. Es gibt hier eine **Rechtsfrage**.

Ferner sind die Kirchen Erziehungsanstalten in genossenschaftlicher Form. Man bestimmt sie auch wohl gern als Cult- oder Feiergenossenschaften. Nun ist eine Feiergemeinde gewiß nicht eine solche, die bloß in den Ceremonien einig ist, nicht aber über deren Inhalt. Eine christliche Feiergemeinde ist gewiß Gebetsgemeinde. Gebetsgemeinschaft aber ohne Bekenntnisgemeinschaft ist Träumerei oder Heuchelei; ohne Einheit der Glaubensüberzeugung, die sich auch im Ausdrucke verständigen kann, gibt es keine Gemeinschaft in der bewußten Hinwendung zu Gott. Denn im Bekenntnisse spricht sich der Glaube aus an den, zu dem wir beten; was uns Christus im Bekenntnisse ist, danach bestimmt sich, was das heißt, im Namen Christi beten; und darum soviel Einheit in der Überzeugung, aus der heraus allein man wirklich beten kann und darf, so viel auch Gemeinschaft im Beten. Wo sie aufhört, da wird das „Wir" des gemeinsamen Gebetes nur Plappern. Indes Feiergemeinde zu sein, ist für mich nicht die erschöpfende, ja nicht die erste Bestimmung der Kirche als Genossenschaft; „Leib Christi" deutet mir auf Arbeit und Werkzeug dazu. Vollends in den Volkskirchen kann doch nicht von „darstellenden Gemeinden" die Rede sein deren Hauptzug in dem Cultus läge, während sie sich an demselben nicht zu beteiligen pflegen. Vielmehr haben wir hier seit **Constantin** in den örtlichen Abteilungen (nach Hundeshagen) das Publicum einer Parochie, aus welchem eine unsichtbare Gemeinde sich herausbildet. Aber auch die bewußten und eifrigen Bekenner haben gewiß nicht zunächst den Drang zum Darstellen, vielmehr zur Glaubens- und Heiligungsarbeit. Darum suchen sie nicht einen neuen Schauplatz zur Erweisung ihrer Mündigkeit, sondern sie begehren als Unmündige nach

---

das Bekenntnis, in dem sich das „Bleibende" des geschichtlich-inhaltlichen Gotteswortes mit dem Lebendigen der Auffassung und Aussage des Glaubens verschmilzt (vgl. „Wissenschaft" § 230. 231 — § 22f.), macht die zeugende Lebenskraft jeder Kirche aus; der sonstige Fortbestand von Kirchen hat eigentlich nichts mit dem Christentume zu tun.

der lauteren Milch des Evangelii.[1]) Alle wollen und sollen erzogen sein; nicht durch einen bevormundenden Stand, sondern durch jede Lebensmacht, jede Lebensbildung, jede kirchliche Person, die und soweit dieselbe eins geworden ist mit dem Bekenntnisse, auf dem die Kirche gründet. Alle Liebestätigkeit an Not des Lebens und des irdischen Lebens aus christlichem Sinn und Drang kann sich vollziehen ohne die bestimmte Form kirchlicher Genossenschaft. Allein die Erziehung durch das Evangelium und zu ihm bedarf der Festigkeit und Klarheit in der Erfassung desselben; erziehen und nicht bloß formell den Verstand bilden, erziehen, d. h. den Charakter gestalten, das kann nur eine Gemeinschaft, die selbst Charakter hat. Erziehende Macht haben die Kirchen nur dann und so viel, wenn und als sie Einhelligkeit haben im bekannten und bekennenden Glauben.[2])

Und was hier von den Kirchen gesagt ist, das gilt in vollstem Maße von den Kirchen, die sich auf diese Natur der Sache besonnen haben, von den protestantisch-evangelischen. Sie sind die Kirchen des Wortes; die Kirchen, welche sich auf das Evangelium in der Schrift gründeten, um sich vor Menschenfund zu bewahren. Und das ist der Grund, weshalb sie um ihrer unveräußerlichen Aufgabe willen der modernen Theologie nie und nimmer ein Recht auf den kirchlichen Lehrstuhl einräumen können. Ein solches Zugeständnis wäre der Verzicht auf den geschichtlichen und christlichen Rechtstitel ihres Daseins; es wäre ihre Selbstverneinung. — Daß aber auch gesetzlich zu Recht besteht, was Naturrecht ist, darüber ist kein Zweifel. Gesetze sind Tatsachen, Tatsachen, welche richterlich zur Anerkennung gebracht werden; und in diesem Falle ist das Gesetz richterlich zur Anerkennung gekommen. Dieses gesetzliche Recht darf eine irdische Genossenschaft nicht unterschätzen und deshalb preisgeben. Jedoch die Hauptsache bleibt das Recht aus der Natur der Sache.

Aus dem Urteile, die moderne Theologie sei unzulässig auf unsren Kanzeln, ergibt sich das grundsätzliche Urteil darüber von selbst, ob sie zur Vorbildung für unsre Geistlichen tauge.

9.

Mit der Hinweisung auf das Bekenntnisrecht und seine Geltend-

---

[1]) 1. Petri 2, 2. [2]) Denke an Luthers pädagogische Weisheit in dem Vorworte z. klein. Katech. bes. R. 361.

machung treten wir der Aufgabe der Kirchenleitung näher. Bei Kirchenregiment denke ich nicht nur an die verwaltenden Behörden, sondern immer zugleich an alle diejenigen Stellen und Personen, welche im kirchlichen Organismus mitarbeiten und namentlich Lehrdienste bestellen, also Synoden in ihren verschiedenen Graden, Vorstände oder Vertretungen von Gemeinden, Patrone. Kein Regiment kommt mit richterlicher Tätigkeit aus; das Richten kommt beim Verwalten immer zu spät; es ist Eindämmung, nicht Förderung. Und hier handelt es sich nun nicht nur um Verwalten, sondern um einen Anteil an der Erzieherarbeit der Kirche; um Hirtendienst in der Nachfolge des guten Hirten. Wir kommen eben von der Theologie auf die Theologen, von dem Grundsatze auf die casus. Ich brauche nicht breit zu sein über die Frage, ob ein Princip sich so bequem wie eine lex auf den Fall anwenden lasse. Überdem kennen wir die Kunst juridischer Interpretation, welche oft genug genötigt ist, sich von der Kunst des Prokrustes ablösen zu lassen. Wir wollen es so bestimmt wie möglich aussprechen, daß die Entscheidung über die Theologen und über die Fälle nicht eine Sache theoretischer Klarlegung sein kann, sondern immer die Sache der Weisheit bleibt. Ist es Sache der Weisheit, die Vermittelung zu suchen zwischen Grundsatz und einzelnem Falle, so bedarf es hier gewiß der Weisheit von oben, die, weil sie nur von oben kommt, erbetet werden muß, aber auch zuversichtlich erbetet werden kann.[1]) Je ernster und verantwortlicher diese Sache für die Leitenden ist, desto mehr haben die nur mittelbar Beteiligten sich vor einem krankhaften Kriticismus auf diesem Punkte zu hüten. Die Hochhaltung des Grundsatzes dürfen und sollen wir von den jedesmal handelnden Leitern fordern; hat es daran nicht gefehlt, dann wird es bei der Einzelentscheidung wohlgetan sein zu denken: ein jeder lern' sein Lection, so wird es wohl im Hause stohn.

Darum bescheiden wir uns heute bei den allgemeinsten Gesichtspunkten. Voran: wir haben schier unzählige Disputationen und Vorträge über Wahrung oder Beschränkung der Lehr**freiheit**, nämlich über das Maß der zulässigen Willkür der Lehrenden vernommen. Mir hat es immer scheinen wollen, es läge näher über die Lehr**pflicht**, über die **Zeugen**pflicht derer zu handeln, welche doch nicht im eignen Namen

---

[1]) Jak. 3, 17. 18; 1, 5f. — Das neue Testament enthält eine ganze Reihe vorbildlicher kirchenleitender Handlungen. Erinnert sei hier namentlich an Gal. 2, 11—21.

kommen, sondern auf Grund einer Sendung, als Boten. Der sonst tadelnd herausgekehrte Zug an unsrer lutherischen Kirche, daß sie vorwiegend eine Pastorenkirche sei, kommt bei den Tadelnden selbst doch wieder darin zur Geltung, daß dann die Lage der Lehrer als Theologen fast allein in Anschlag kommt, während doch die Hirtenpflicht der Leitenden vor allem auf die Herden hinweist, denen mit dem Evangelium gedient werden soll. Allerdings hören wir ja neuerdings auch von dem Rechte der Gemeindeglieder auf einen Geistlichen ihrer Richtung. Liegen diese Richtungen innerhalb des evangelischen Bekenntnisses, so geben die Wahlen hierfür Mittel und Wege, die durchaus nicht versperrt werden können. Tritt aber ein Zweifel über ihre evangelische Berechtigung hervor, so kann von dem Recht einer Richtung innerhalb der Bekenntniskirchen nicht mehr die Rede sein. Nicht auf Theologie und theologische Richtung, wohl aber auf das unverkürzte Evangelium hat jede Christenschaft ein angeborenes Recht, mag die Menge einer Parochie das wissen oder nicht, wissen wollen oder nicht. Und für jenes Grundrecht hat die Leitung einzustehen; im Notfall auch gegen die Mehrheit von Gemeinden.

Dies bevorwortet, so bleibt weiterhin allerdings zu beachten, daß die moderne Theologie doch eine in der Geschichte unsrer Kirche erwachsene und mit ihrer geschichtlich gewordenen gegenwärtigen Gestalt verwachsene Größe ist. Man kann die Personen nicht behandeln, als wäre diese Größe nicht da und nicht wirksam; als wüßte man nicht, wie manche ihrer Wurzeln auf die theologischen Arbeiten und Versuche zurückgehen, von denen wir alle lernen, und wie aus diesen und andern Gründen ihr Einfluß so natürlich und mächtig in unsren Tagen ist. Der unversöhnliche Kampf gilt jener Theologie in ihrer Folgerichtigkeit und nicht den von ihr bestimmten Theologen, die es zum guten Teil unbewußt und halb bewußt oder (aus löblichen Beweggründen) wenig folgerichtig sind. Die Kirche, welche in dem Anspruch an das Zeugenleben so bescheiden sein muß, kann in dem Anspruch an das Lehrzeugnis nicht unerbittlich strenge sein. Man fordert nun behufs Klarstellung der Sache von verschiedenen Seiten eine Feststellung der kirchlichen Lehrnorm, d. h. einen Auszug des Unerläßlichen aus den überlieferten Bekenntnisschriften. Diese Aufgabe muß ich für meine Person für unlösbar ansehen. Unsre Bekenntnisse sind einmal die gegeschichtlich gegebene Gestalt, in welcher das Bekenntnis unsre Kirchen geschaffen hat; beide sind untrennbar. Keine Behörde und keine Ver-

sammlung kann an diesem Verhältnisse tatsächlich und mit dauerndem Erfolg etwas ändern. Jede Begrenzung der Lehrbindung wird immer darauf hinauslaufen, gewissen Bestandteilen die Geltung abzusprechen; versteht sich das nicht wegen deren Natur und Beschaffenheit von selbst, so ist es der Versuch einer teilweisen Abschaffung. Ein solcher ist meines Erachtens vergeblich; die Bekenntnisse schaffen sich durch ihr gewachsenes Recht doch wieder Geltung, aber freilich nicht dadurch, daß sie Gesetz, sondern dadurch, daß sie Zeugnis sind, und sofern sie in einer Zeit wieder lebendig werden. Dergestalt nun, wie sie in dieser Zeit leben, können sie und müssen sie als Maßstab gehandhabt und anerkannt werden.

Freilich kommt dann die Hirtenweisheit zuerst darauf hinaus, gegenüber dem Rechtsanspruche von seiten bewußter und entschlossener Abweichung das Recht der Genossenschaft herauszukehren. Das ist nicht Intoleranz; sie tritt nur ein, wo man das Erziehungsrecht über die Grenzen der Genossenschaft hinaus beansprucht. Innerhalb dieser Grenzen zu schweigen, das wäre Versäumung der Erziehungspflicht der Kirche gegenüber ihren Gliedern. Sodann wird die Weisheit tragen und dulden, soweit es ohne Schaden der Gemeinden tunlich ist. Findet man es verletzend und unerträglich, nur geduldet zu sein oder noch erzogen werden zu sollen, so dürfte doch die protestantische Selbstgewißheit stärker dabei im Spiele sein als die echte evangelische Selbsteinschätzung und die Dankbarkeit gegen die Kirche, in der man erwuchs. Wer sich einer solchen als Diener, als ausübender Träger ihrer Aufgaben darbietet, hat gewiß keinen Anspruch, sich in der Abweichung von diesen, ja auch nur von dem Urteil ihrer berufenen Vertreter über dieselben zu behaupten. Und würde durch ein Urteil derselben wirklich das Recht der Überzeugung und des Individuums gekränkt, so ist der Verzicht auf einen Kirchendienst ja nicht Verlust der Kirchengliedschaft, und das Gebiet christlicher Gemeinschaft reicht weiter als die Grenzen einer Einzelkirche.[1])

10.

Schließlich das Katheder — nicht eine oratio pro domo. Ich hoffe, Sie trauen es mir nach dem bisherigen zu, daß mir bei aller Liebe für meinen Beruf die Kirche doch über die Universität geht.

---

[1]) „Wissenschaft" § 777.

Das Verhältnis liegt in jedem Betrachte sehr anders. Die Facultäten gehören nicht ohne weiteres in das genossenschaftliche Leben der Kirchen hinein, wie genau auch der Zusammenhang sei. In dem Maß als unsre Staaten sich entconfessionalisiert haben, sind auch die Universitäten reine Staatsanstalten geworden; und für uns liegt in Deutschland die Frage so: Staatsfacultäten oder kirchliche Seminarien. Besetzungsrecht werden die Kirchen für staatliche Anstalten nicht erlangen; über die Nützlichkeit desselben zu reden, scheint daher müßig. Jedenfalls aber sind die Facultäten, die wir haben, den kirchlichen Seminarien, die an ihre Stelle treten könnten, unbedingt vorzuziehen. Dabei ist natürlich nicht von den sehr wünschenswerten Candidatenseminarien die Rede. Unsre Facultäten haben zunächst einen Vorzug, weil sie in ihrer unabhängigen Stellung gegenüber den einzelnen Landeskirchen es zum Ausdrucke bringen und befördern, daß die Theologie als gemein-kirchliche und -christliche Angelegenheit betrieben wird. Demnächst besitzen sie Anteil an der Ausstattung der Universitäten mit Bildungsmitteln nach jeder Richtung, an welche kirchliche Anstalten nie auch nur denken könnten. Ferner sind sie die hohen Schulen für die theologischen Lehrer selbst; damit weise ich darauf hin, daß wir akademische Lehrer es nicht nur als Ehre zu betrachten haben, unter unsren Collegen andrer Facultäten zu stehen, sondern daß diese Stellung auch im höchsten Sinne einen bildenden Einfluß auf uns ausübt. Es gereicht zur Förderung unsrer Arbeit im Dienste des Christentumes, daß wir uns innerlich und äußerlich fort und fort mit dem Fortschritte der Wissenschaften auseinandersetzen müssen, um unsren Platz zu behaupten. Die Versuchung, in dem engen Gesichtskreise von Gesinnungsgenossen unbeweglich zu werden, wird uns ferngehalten; und das ist unersetzlich für einen Bildner der beweglichen Jugend. Endlich für unsre jungen Leute ist die ungehemmte Vermischung mit den Commilitonen unschätzbar in dieser Zeit, in der sie Gesinnung und Charakter bilden sollen. Hat die Kirche auf die Welt zu wirken, so braucht sie Werkzeuge, welche dieselbe kennen und ihr selbständig gegenüberstehen. So mögen denn diejenigen, deren Herz für unsre Kirche schlägt, nicht denen in die Hände arbeiten, welche, wie unlängst der Rector einer ehrwürdigen protestantischen Universität in einer Festrede geraten, die Vertreter der Theologie von den Universitäten ausweisen möchten, weil die Theologie keine Wissenschaft sei. Unsre Kirchen haben vielmehr alle Ursache, dessen zu gedenken, wie viel gerade von kirchlich-christlichem Leben ihnen

durch Professoren zugeflossen ist, von Luther und Melanchthon bis zu Francke, bis zu Schleiermacher, Neander, Tholuck, Hengstenberg, Männern, von Staatsbehörden in ihren Beruf eingewiesen, und zum Teil unter Widerspruch kirchlicher Instanzen.

Daß wir an den allgemeinen hohen Schulen Bekenntnisfacultäten haben, das ist ein dankenswertes Erbstück, über dem wir halten sollen, weil es vor aller Welt ein deutliches Zeugnis für die Sachlage ablegt. Es kommt ja hierbei zunächst gar nicht auf die Art an, in welcher dieselben an das Bekenntnis einer Kirche gebunden sind. Die einfache Tatsache, daß es evangelische und katholische Facultäten nebeneinander gibt, zeigt klar, in welchem Sinne diese Schulen gegründet sind und erhalten werden. Ist es doch nicht eine Einsicht der allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften oder ihr Teilungsprincip, was neben der philosophischen Facultät eine juristische und medicinische fordert, sondern das Bedürfnis des Staates und der Gesellschaft.[1] Ebenso entsprechen unsre Facultäten dem Bedürfnisse der Bekenntniskirchen. Dann liegt es auch auf der Hand, daß die Facultäten mit ihren Kirchen in Übereinstimmung stehen müssen. Die Rationalität unsrer Forderung leuchtet ein, sobald man den § 1 der staatlich gewährleisteten Kirchenordnung der unierten Landeskirche Preußens geltend macht, und wenn man ferner bemerkt, daß diese Ordnung Abgeordnete der Facultäten als solche in den Synoden zuläßt, mithin diese Facultäten eine kirchliche Qualität haben. Jene Forderung zu vertreten, dazu besteht vorerst auch ein bestimmtes Recht; die Kirche hat die Besetzung der theologischen Professuren zu begutachten. Der Wert dieses Rechtes ist zunächst unabhängig davon, durch welches Organ die Kirche es ausübt. Darum lasse ich diese rein innerkirchliche Frage hier unerörtert. Ob mehr an Rechten auf diesem Punkte für die Kirche zu erlangen sei, etwa ein Veto, bleibe dahingestellt. Wichtiger ist die Frage, auf welches Ziel man bei der Ausübung des vorhandenen Rechtes hinstreben soll.

Als dieses Ziel sehe ich nicht den Ausschluß aller Anhänger jener modernen Theologie von der akademischen Lehrtätigkeit, auch nicht ihre Beseitigung aus den Professuren an. Allerdings wird hier ein Unterschied zwischen Entlassung aus dem Amte und Anstellung zu machen sein. Rücksichtlich der ersten stelle man keine unzulässige

---

[1]) Vgl. „Die Universitäten" I.

Forderung. Der gelehrte und lehrende Theologe kann und darf sich den Inhalt des Christentumes seiner Kirche, wie herzlich er auch an demselben hänge, nicht zum Gesetze seiner untersuchenden Arbeit machen. Er darf als Theologe keine andre Bindung anerkennen als die der Überzeugung und des Gewissens. Wenn derselbe in aller Treue und Ehrlichkeit der Forschung bei der Leugnung jenes Inhaltes anlangt, so darf das nicht als eine Verletzung seiner Berufspflicht gestempelt werden. Das würde aber durch einen Ausschluß aus der Professur geschehen; denn für diese steht dem Staate ja nur der Disciplinarweg offen. Daß in andern Beziehungen wir Theologen anders stehen als unsre Collegen und diese uns teilweise nicht für voll ansehen, halte ich für unvermeidlich und unbedenklich. Allein das wäre unerträglich, wenn ein Theologe seiner wissenschaftlichen Arbeiten willen der staatlichen Disciplin verfallen sollte. Bei der Doppelstellung des Professors einerseits zu Universität und Wissenschaft und andrerseits zur Kirche bleibt es freilich eine sachliche Unzuträglichkeit, daß derselbe den Ast absägt, auf dem er als Lehrer für die Bekenntniskirche sitzt; das aber ist eine Sache des Gewissens. Denn freilich ist ein Professor nicht Mitglied der Akademie der Wissenschaften, sondern Lehrer und zwar Lehrer für die Kirche. Trotzdem scheint es mir nicht im Interesse der Kirche selbst zu liegen, für ihre Bildungsanstalten ein Verdict der modernen Theologie zu erlangen. Im Interesse der Kirche liegt eben nicht ängstliche Besorgnis um die Wahrheit, sondern getrostes Vertrauen auf dieselbe. Und bei der Vorbildung ihrer künftigen wichtigsten Vertreter handelt es sich in der Hauptsache nicht mehr um pflanzende und groß ziehende christliche Unterweisung, sondern um den Gewinn einer Einsicht und Überzeugung, welche in allen Fällen befähigt, auf dem Gebiete der geistigen Bewegungen sich selbst zurechtzufinden und zurechtzuweisen und so streitend und leitend seinen Mann zu stehen. Dazu gehört, daß der Jüngling sich tapfer in der Freiheit herumschlage. Wir Evangelischen brauchen in den kirchlichen Dienst Freiwillige und Überzeugte, nicht Überredete und Durchgestohlene. Wie der Glaube im Feuer der Drangsal geprüft werden muß, um fest zu sein, so auch die theologische Überzeugung. Ein Theologe von heute muß sich von der Hitze der kritischen Arbeiten und von dem Froste der Negation haben anwehen lassen, um hinterher zu wissen, was sie einem tun mögen; sonst möchte ihm heimlich ein Unsicherheitsgefühl ungekannter Gefahren für seine Überzeugung nachschleichen, ihn unsicher und hitzig

machen. Vor allem darf unsre Jugend nicht den Eindruck erhalten sie und wir hätten jene Theologie so zu fürchten, daß man ihr nicht einmal das Ohr bieten dürfe. Deshalb wäre auch eine Repressivmaßregel durchaus verwerflich, wie wenn man gleich den Bischöfen die Annahme zum kirchlichen Dienste davon abhängig machte, daß Studenten nicht solche Theologen gehört haben; sie wäre durchaus verwerflich, noch ganz abgesehen von ihrer unausbleiblichen Unwirksamkeit, mit der zugleich noch eine besondere Schädlichkeit gegeben ist.

Ich würde hienach im Namen der Kirche darauf verzichten, irgend welche Repressivmaßregeln zu fordern oder zu üben. Dagegen hat die Kirche erstens Recht und Pflicht der sittlichen Einwirkung auf die akademischen Lehrer dem zufolge, daß sie ein Amt über sich genommen haben, welches ihnen sowohl in ihrer kirchenordnungsmäßigen Beteiligung an den Synoden, als zumal durch seinen Einfluß auf die künftigen Geistlichen kirchliche Wirksamkeit und Qualität verleiht. Kann diese Einwirkung sich nur durch öffentliches Zeugnis und Urteil der Stellen vollziehen, die im obigen Sinne kirchenleitende sind, und bleiben diese zunächst ohne unmittelbare rechtliche Wirkung, so dürfen sie in dieser ihrer Freiheit um so weniger auf der einen oder andern Seite gering geschätzt werden.[1]) Sodann hat die Kirche auch dem Staate gegenüber Recht und Pflicht zu der Forderung, daß er nicht geradezu hemmend in die Bildung ihrer künftigen Diener eingreife. Dies geschieht aber dann, wenn die Studenten gezwungen werden, Träger der modernen Theologie zu hören oder gar ausschließlich bei ihnen ihre theologische Bildung zu suchen. Und das geschieht allemal, wenn auch nur mittelbar, da, wo eine Universität überhaupt nur oder für die entscheidenden Disciplinen mit Männern jener Richtung besetzt wird; vollends wenn dahinter noch der sanfte Druck der Examina steht. Die Kirche darf fordern, daß der Staat nicht zur Hintertür eine Richtung in ihr Leben hineindränge, welcher sie um der Natur der Sache willen kein Recht in dem Organismus ihrer Dienste einräumen darf. Der Wege, diese Forderung an der rechten Stelle laut werden zu lassen, gibt es außer jenem Rechte der Begutachtung noch manche; und es wäre ein merkwürdiger Anspruch vonseiten der gelehrten Theologen, wollten sie die Competenz in diesem Betrachte den Synoden bestreiten,

[1]) Damit soll betont sein, daß auch die Theologen sich nicht kühl und vornehm über solche Äußerungen wegsetzen dürfen, wie wenig sie ihnen als Gesetz zu gelten vermögen.

die zum guten Teile den von ihnen selbst gebildeten Lehrstand vertreten.

Zum Schlusse ein Rückblick von den einzelnen Fragen auf die Gesamtbetrachtung.

Wenn die „moderne Theologie“ in ihren Wurzeln zurückgeht auf Spinoza, Cherbury, Bembo und Leo X., ja auf Valentin und Basilides — gleicht sie nicht dem Meere, das mit seiner zerstörenden Flutwoge allmählich zehrend und zuletzt umstürzend die Dämme der Kirchen bespült? denn die Verheißung der Unüberwindbarkeit haben wir nur für die kleine Herde. Wäre es nicht besser zu sprechen: schiedlich, friedlich; nehmt die Volkskirchen hin, wir wollen uns neue Bekenntniskirchen bilden?

Nein! — Allerdings: nur wenige sind erwählt; aber doch: viele sind berufen. Erwählen ist Gottes Sache, am Berufen haben wir den Dienst zu tun. Der Acker ist die Welt; und das „mit einander wachsen lassen“ muß auch der kirchlichen Genossenschaft gelten, sonst käme es ja gar nicht in frage. Purificieren ist freilich nicht unsre Aufgabe, und darum auch nicht Inquirieren und Ketzerjagd. Aber Bekennen. Und jene Handlungen des Kirchenregimentes sollen auch nur Bekenntnisacte sein; nicht Glaubensgerichte, sondern Glaubenszeugnisse, weil der Glaube nicht schweigen darf, nicht schweigen darf aus brüderlicher Liebe und aus Hirtentreue. Die Pflicht ist unser, der Erfolg ist Gottes.

Ohne dieser Pflicht gerecht zu werden, wie dürften wir Sonntag für Sonntag mit getrostem Mute bitten, wie wir es auch in diesem Augenblicke tun dürfen und wollen: „Herr Gott himmlischer Vater, wir bitten dich, du wolleſt deine christliche Kirche mit ihren Lehrern und Dienern durch deinen Geist regieren, daß sie bei der reinen Lehre deines Wortes erhalten, der wahre Glaube in uns gestärkt werde, auch die Liebe gegen alle Menschen in uns erwachse und zunehme.“ Amen.

Christentum und Systematik.

Eröffnungsrede zu den Vorlesungen über die Wissenschaft der christlichen Lehre.

Hier soll Systematik getrieben werden. Dieser übliche Kunstausdruck ist nicht eben sehr bestimmt und deutlich.[1] Indes das hört man doch zumeist richtig heraus, daß es sich hier um Erkenntnis eines Ganzen und aus dem Ganzen heraus handle.

Ist dergleichen gegenüber dem Christentume berechtigt? Der Apostel versichert doch, daß ihm Weissagung und Erkenntnis nur als Stückwerk gelten.[2] Sind wir über ihn hinaus? oder unternehmen wir es, im Widerspruche mit ihm zu urteilen? Derselbe Paulus fordert jedoch seine Zöglinge auf, nur in der Bosheit und nicht am Verständnisse unmündig zu sein, und versichert in demselben Briefe, daß er unter den Vollkommenen das Evangelium als Weisheit verkündige.[3] Weisheit aber ist Erkenntnis aus dem Zwecke heraus und für die Durchführung des Zweckes. Wo nun Zweckmäßigkeit erfaßt wird, da wird auch Zusammenhang erkannt. So ist Weisheit gewiß Erfassen der Zusammenhänge. Und nun kennt Paulus einen großen Zusammenhang göttlicher Zwecke, einen Rat Gottes, von dem kein Stück unbekannt bleiben soll; einen Rat, der eine Fülle von Gottes Gedanken und Taten in sich schließt.[4] Das Wissen um diesen Rat ist für uns die Kunde von der Weisheit Gottes, und man erfaßt also in ihr ein Zusammenhängendes, ein Ganzes. Faßt sie sich doch zusammen in der Person Jesu Christi und ihrem Verständnisse.[5]

---

[1] Vgl. meine „Wissenschaft" § 43 f. [2] 1. Kor 13, 9. [3] 1. Kor. 14, 20; 2, 6 f. [4] Eph 1, 11 f.; Apg. 20, 27; Röm. 8, 28; Eph. 3, 2 f. [5] 1. Kor. 1, 24. 30; Kol. 2, 2. 3 (bei jeder LA.).

Diese Sätze fußen freilich auf der Annahme, daß man die Ausdrucksweise der heiligen Schrift in ihrem nächsten einfachen Sinne durchaus ernst nehmen darf. Diese Annahme ist indes nicht mehr die herrschende. Weithin hat sich die Auffassung verbreitet, der gemäß Religion und Religionsgeschichte die Offenbarung sei und nicht aus der Offenbarung hervorgehe; die Gottheit wirkt offenbarend in stummen Tatsachen und nicht durch die Eröffnung von Einsichten. Dann stehen wir der offenbarenden Geschichte völlig ebenso gegenüber wie der Natur, die „geheimnisvoll am lichten Tage sich des Schleiers nicht berauben läßt". Wie der Naturforscher aus der Zweckmäßigkeit in den Vorgängen der dinglichen Welt auf schöpferische Gedanken zurückschließen mag, so schließen die Zeugen unter den Christen aus den Tatsachen der Heilsgeschichte auf göttliche Heilsgedanken, und was sich ihnen, einem jeden anders als dem andern und in verschiedenen Stimmungen verschieden, vor die Seele stellt, das verkünden sie als göttliche Ratschlüsse. Deshalb denn eine starke Abneigung gegen einen alles beherrschenden Zusammenhang, ein triumphierendes Behagen an den Paradoxien apostolischen Zeugnisses und eifriger Nachweis von Widersprüchen in der biblischen Gedankenwelt, deren Einheit lediglich in Stimmungen und sittlichen Zielen zu suchen sei. Was aber von Verständnis der Zusammenhänge sich hier findet, wo sich ein von Christo dem Mittelpunkte beherrschtes Ganze ankündet, da hat man das Ergebnis menschlichen Verständnisses von immerhin zweifelhafter Geltung und menschlichen verknüpfenden Denkens vor sich, bei dem die Einbildungskraft eine einflußreiche Einwirkung geübt hat.

Erinnert man sich dieser gegenwärtigen Sachlage in der Theologie, so hat man zugleich den grundlegenden Gegensatz in der Stellung zu den Quellen christlicher Einsicht vor sich. Ein solcher kann nicht im Vorbeigehen ausgetragen, nicht einmal genügend erörtert werden; aber er muß deutlich bezeichnet sein, wo es sich um wirkliches Verständnis der weiteren Aussagen handelt. Deshalb sei hier ausdrücklich gesagt, daß die entgegengesetzte Überzeugung die Voraussetzung der gesamten folgenden Betrachtung bildet. Die apostolische Aussage von dem offenbar gemachten Geheimnisse Gottes ist uns nicht nur eine fromme dichterische Redewendung. Offenbarung ist uns mehr als die uneigentliche Bezeichnung für das Aufwallen religiöser Stimmungen, bei denen „Gefühl alles", „Name" (d. h. klarer Ausdruck) „leerer Rauch" wäre; sie ist nicht nur erwärmendes, sondern auch und vornehmlich erhellendes Licht.

Gott tut seine Gedanken kund, und seines Geistes Werk ist es, daß menschliche Rede seine Gedanken in sich fassen und erschließen kann.[1]) Darum bildet unsre Voraussetzung die Zuversicht, daß wir im apostolischen Zeugnisse den völlig entsprechenden Ausdruck der göttlichen Gedanken empfangen haben. Im alten Bunde war das noch nicht völlig so. An die einzelnen andeutenden Bekundungen, welche sie empfingen, durften die Propheten ihr weiteres Fragen und Suchen anschließen.[2]) Im neuen Bunde ist auf die Vorbereitung der Abschluß, der Weissagung die Erfüllung, dem mit einer Prophetenreihe bedachten Volke die Pfingstgemeinde gefolgt.[3]) Der Vollzug des neuen Bundes ist aber zugleich die Enthüllung des nun durchgeführten Ratschlusses, und die Männer, welche den Dienst des neuen Bundes tragen, verstehen diesen Ratschluß und aus ihm heraus auch die vielmannigfaltige Weisheit in seiner Ausführung.[4])

Wo jedoch bleibt das Stückwerk? Wenn der Apostel am weitesten ausschaut, in Höhe und Tiefe und Weite der ausgeführten Gottesgedanken, dann bekennt er seinen Eindruck von ihrer Unermeßlichkeit und den Lücken unsers Erkennens.[5]) Wir haben mehr im Leben, als wir im Gedanken durchschauen. Und doch streben wir nicht bloß danach das Ganze zu erfassen; wir erreichen das auch in etwa mit unsrer Auffassung. Nur daß es Grade des Erkennens und Erfassens gibt. Wenn der Maler die Schirmtanne auf die Leinwand wirft, so schaut und malt er ein Ganzes, ob er wohl nichts von ihrer Wurzel sieht oder kennt. Der einsichtige Förster weiß, wie sie wächst und zu pflegen sei; ihm steht das Ganze über und unter der Erde vor dem fürsorgenden Gedanken. Der Pflanzenkundige sieht hinein in den Bau von Stamm, Zweig und Blatt, kennt Steigen und Sinken der Säfte, Atmen und Ausatmen des Laubes; er verfolgt Werden und Sterben des Ganzen; aber auch er stößt immer auf neue Rätsel im Haushalte des Gewächses. Und was in allem das Leben sei, das ergründet keiner. Unser Wissen bleibt Stückwerk. Aber darum ist es nicht eine bloße Brockensammlung. Denn das Gesetz, in dessen Formel man die Beobachtungen zusammendrängt, täuscht bei dem wiederholenden Versuche unter tausend Fällen erst einmal. Freilich begreift man das Leben nicht. Trotzdem sehen

---

[1]) 1. Kor. 2, 10—16. [2]) 1. Petr. 1, 10 f. [3]) 2. Kor. 1, 20; 5. Mose 18, 15 f.; Joel 3, 1 f.; Jer. 31, 31 f.; Apg. 2, 15 f.; Ebr. 8, 8 f. [4]) 1. Kor. 2, 7 f.; 2. Kor. 3, 4 f.; Eph. 1, 8 f.; 3, 2—12. [5]) Röm. 11, 33 f.; Eph. 3, 18—21.

wir, daß das Leben lebt und wie es lebt, auch wenn uns unklar bleibt, was das Leben sei. Die Lebensganzen sind da, und wir fassen sie auf; wir verstehen auch ihre Ganzheit, auch wenn sich uns weder alles an ihnen aus dieser Ganzheit erklärt, noch oft genügend feststellen läßt, was im Grunde sie zum Ganzen macht. Nicht stumpf und verstandlos stehen wir vor einem wirren Bei- und Ineinander, sondern bewundernd und lernend versenken wir uns durch Denken und Nachbilden in den überwältigenden Eindruck von der Ganzheit eines Ganzen. Gerade das ist der Silberblick in der ernsten Arbeit denkender Forschung.

Schon Alexander von Humboldt hat am alten Testamente den tiefen Sinn für die Ordnung in der Schöpfung bewundert; jener Ordnung, in welcher den Frommen des alten Bundes sich die Weisheit Gottes aus seinem Innersten heraus spiegelt. So geht durch alles Zeugen und Sinnen in der heiligen Schrift ein Zug nach Erkenntnis des Zusammenhanges. Nicht an der Wissenschaft und ihrem Streben zur Einheit genährt, welche Israel weder kannte noch suchte, zieht er Anregung und überwindende Kraft gegenüber widerstreitender Erfahrung aus der Bekundung der herrschenden Gedanken Gottes, an denen sein zweckdienliches Walten gemessen und erkannt wird.[1])

So verträgt sich Erkenntnis des Ganzen aus dem Ganzen mit Stückwerk. Und vollends hier, wo wir es nicht mit den Tiefen der Gottheit zu tun haben, sondern mit seinem Tun für uns und an uns. — Ist sie denn kein Unding, eine solche bescheidene Erfassung des Ganzen, wenn man das Christentum zum Gegenstande hat, so bleibt doch die Frage, ob sie unentbehrlich, ob sie mindestens förderlich sei und darum von Bedeutung für den Diener am Worte?

Auch Ihnen ist die Stunde gekommen, oder sie wird Ihnen gewiß einmal kommen, in der Sie nach einem **Ganzen** fragen, nach einer in sich zusammenstimmenden, in sich geschlossenen Erkenntnis und Darstellung des Christentumes. Ist Ihnen im kirchlichen Unterricht, namentlich bei der Vorbereitung auf die christliche Mündigkeit in den Confirmandenstunden ein solches Ganze zuerst entgegengetreten, so hat es sich nun inzwischen, zumal auf der Universität, in eine Menge einzelner Tatsachen und Erkenntnisse zerlegt und aufgelöst. Die wissenschaftliche Arbeit, die Sie bisher hier getrieben haben und außerhalb dieser Stunden forttreiben, war und ist eine geschichtliche. Es sind Tat-

---

[1]) Ps. 40, 6; 92, 6; 33, 11.

sachen und Überreste der Vergangenheit, mit denen Sie sich beschäftigen, und Sie lernen es, dieselben mit den geistigen Augen genau zu sehen, sie aus den Nebeln herauszulösen, in welche die Zeitentfernung und die Überlieferung dieselben eingehüllt hat, um sie dann deutlich und richtig für die Anschauung her- und darzustellen. Da handelt es sich um zuverlässiges Wissen von geschichtlich vorliegenden, zunächst einzelnen Dingen. So verhält es sich doch auch bei aller wissenschaftlichen Behandlung der heiligen Schrift und ihres Inhaltes. Selbst in Geschichte und Theologie des alten und des neuen Testaments sind es zunächst für sich bestehende Tatsachen, welche erhoben und beschrieben werden. Was sich aber nicht geschichtlich feststellen läßt, das ist das Folgende.

Hier bestehen nämlich noch andere Zusammenhänge, als die der gegeschichtlichen Aufeinanderfolge und Bedingtheit; sie fließen aus einem Tun Gottes, aus seiner Offenbarung. Das alte Testament ist nicht einfach durch Christum antiquiert. Für die Lehrtätigkeit der Apostel bildet Jesus noch in anderm Sinne die Ursache, als dadurch, daß er Lehrreden an sie richtete und daß er gestorben und auch auferstanden ist. Die Berechtigung dieser Behauptungen der urchristlichen Quellen und des kirchlichen Glaubens läßt sich nicht geschichtlich feststellen. Wohl läßt es sich geschichtlich feststellen, daß schon die Apostel solche Überzeugungen hegten, daß sie von dem Christus, dem lebendigen, der durch sie rede, und von seinem Geiste zeugten, der sie unterrichte; aber daß es sich wirklich so verhalten habe, das kann doch kein Historiker beweisen wollen. Es ist eben nicht durch Erforschung sinnenfälliger Tatsachen beweisbar, daß das Tatsachen und nicht Meinungen und Annahmen derer seien, die davon reden. Wo nun diese für uns so wichtigen Tatsachen, die jenseit geschichtlicher Feststellung liegen, in eine große Gesamtanschauung zusammengefaßt werden, da wirkt immer bereits der Zug unsers Geistes mit, der sonst in der Wissenschaft sich durch die Philosophie seine Auswirkung schafft. — Innerhalb der Theologie aber tut er das in den hier bearbeiteten Disciplinen. Das ist der Zug zu einem zusammenfassenden Verständnisse, zum einheitlichen Begreifen der Gegenstände unsers Wissens und Forschens.

Dazu gesellt sich aber noch jenes zweite, nicht minder Wichtige, das so eben schon angedeutet wurde. Der Theologe bedarf nicht allein der Kenntnis des geschichtlichen Christentumes, des Wissens um seine Wirklichkeit, die vergangene wie die gegenwärtige; der Theologe bedarf der Überzeugung. Denn wo Religion und Sittlichkeit in Frage

stehen, da handelt es sich nie bloß und nie wesentlich um das, was gewesen ist, sondern stets um das, was ist, oder um das, was sein soll. Wenn Jesus bloß gewesen ist, was kümmert das eine Gott suchende Seele — selbst wenn er der höchste Prophet gewesen wäre, aber nicht mehr als das. Dann liegt uns nicht an ihm, nicht an seiner verschwundenen Persönlichkeit, sondern nur an dem Inhalte seiner Reden, vielleicht an dem Grundzuge seiner Gesinnung, den wir teilen mögen. Aber es wäre ein sich selbst betrügender Autoritätsglaube, wenn wir um einer vergangenen Person willen ihre Lehre annehmen wollten; der wahrhafte, ernstlich um die Wahrheit bemühte Mensch könnte seine Lehre nur um ihrer inneren Wahrheit willen billigen. Erst der lebendige verklärte Jesus Christus macht auch den irdischen, gestorbenen Jesus zum Gegenstande des Glaubens, zu einem Gegenstande von unmittelbarer Bedeutung für jeden einzelnen Christen auch noch in der Gegenwart. Für Religion und Sittlichkeit hat Wert nicht das, was gewesen ist, sondern das, was ist, oder das, was sein soll. Und eben dies „Soll" wenigstens führt uns jedenfalls in die Gebiete hinein, die jenseit der fünf Sinne, jenseit auch der geschichtlichen Erfahrung liegen. Aber auch das Seiende, dem für den religiösen und stitlichen Menschen Bedeutung zukommt, unterliegt nicht jener gemein menschlichen, irdischen Erfahrung. Wir lächeln über den großen Astronomen Laplace, der erklärte, mit dem schärfsten Teleskope die Gottheit nicht entdecken zu können. Aber man tut dasselbe, was er gemeint hat, wenn man es versucht, die Gottheit aus begrifflich verarbeiteten Sinnenerfahrungen zu demonstrieren Das Dasein einer übersinnlichen Seele, die Unabhängigkeit derselben von dem Sinnenleibe, dergemäß sie auch über dessen Bestand hinaus bestehen mag, und die Allgemeingültigkeit eines Sittengesetzes — das sind Tatsachen, die nicht als Wirklichkeiten der Erfahrungswissenschaft im heutigen Sinne gelten können. Hier gibt es nicht Augenscheinlichkeit, Sinnenfälligkeit, Tatsächlichkeit, die sich jedem gesunden gebildeten Menschen zur Kenntnisnahme und zum Wissen aufzwingt. Hier sind vielmehr Tatsachen des inneren, übersinnlichen Lebens in Frage; Tatsachen des persönlichen Daseins, in betreff dessen es eben nur Überzeugungen gibt, und Gedanken, zu deren Billigung man sich aus guten — oder schlechten — Gründen entschließen muß. Das sind uns dann Wahrheiten, die uns als solche gelten, die wir glauben. Und wie möchte es uns frommen, wenn vereinzelte solcher Überzeugungen gleich Gestirnen am Nachthimmel das Dunkel der Un=

gewißheit durchbrächen — das gibt noch keinen sicheren Gang. Wir bedürfen einer in sich geschlossenen und festen Überzeugung, wenn wir an ihre Verwirklichung und an ihre Verkündigung ein Leben setzen sollen; dieses Leben, das wir doch nicht zweimal zu leben haben.

Allein — wo von Entschluß die Rede ist oder auch von Anschauung und Auffassung — darf man da auch noch von Wissenschaft reden? Ist hier nicht das Katheder mit der Kanzel verwechselt? Die Wissenschaft hat doch nur Tatsachen zu finden, zu erfassen, zu begrenzen oder abzuleiten. Mit der persönlichen Überzeugung hat sie unmittelbar nichts zu tun. Wenn sie den sichern Boden der allgemeinen und immer sich erneuernden äußeren Erfahrung verläßt und nach den Gründen und Zielen alles Lebens fragt, dann beginnt sie den Ikarusflug. Wenn sie sich nicht begnügt, Geschehenes zu berichten, wenn sie sich auf die Wahrscheinlichkeitsrechnung für eine planvolle Lebensführung einläßt, dann gerät sie ins Träumen und Taumeln.

Mit diesen Erwägungen ist die große Frage angerührt, welche in unsern Jahrzehnten einmal wieder die Geister bewegt. Viele erregt sie tief. In dieser Wirkung greift sie weit hinaus über die Gelehrtenstuben, die Hörsäle und den literarischen Streit. Sie wird in den Tagesblättern verhandelt, und so gut in den stürmischen Volksversammlungen wie in den gemäßigter unterhandelnden Vertretungen ganzer Völker erweist sie sich wirksam. Indem jene Frage sich hier auch uns stellt, erkennen wir, daß unsre Aufgabe uns in den Mittelpunkt des Streites der Geister stellt. Und wir Protestanten haben gewiß nicht das Recht, diese Frage schon an der Schwelle abzuweisen, die Ohren zu schließen und zu sagen: „Unsre Verfassungsurkunde ist Bibel und Bekenntnis; wir lassen uns auf solche Untersuchungen nicht ein; diese Vorfragen sind ja vorlängst entschieden." — Und wenn sie wirklich für manchen unter Ihnen bereits entschieden wären — wie sie das für mich ja in der Tat sind, mit gutem Grund und mit der Zuversicht für die Dauer — wir stehen nicht allein für uns, wir haben andern die Hand zu reichen. Auch wird es hier an denen nicht fehlen, die solchen schweren Fragen kaum schon mit ganzem Ernst ins Auge gesehen, geschweige diese Fragen zu einem klaren Austrage gebracht haben.

Ist es denn wahr, daß der Durst nach Wissen sich begnügen soll mit der Kenntnis des Sinnenfälligen, des in diesem Sinne Wirklichen? Ist der Durst nach Erkenntnis der letzten Gründe und Ziele des Menschenlebens krankhaft? Wenn er aber keine Aussicht auf Stillung

hätte — er könnte ja nicht anders als krankhaft erscheinen. Ferner: sind die Überzeugungen, nach denen man sein Handeln regelt, nur dumpfe Instincte unter dem Scheine bestimmter Gedanken, oder sind solche „Grundsätze“ Willkürlichkeiten, die man etwa erst hinterher nach dem Erfolge mit dem Verstande regelt? Aristoteles hat geurteilt, daß Lebensweisheit und sittliche Lebenskunst erst dann wirklich gewonnen sein könnten, wenn es eigentlich zu spät dazu ist, das Leben nach ihnen zu formen. Soll es dabei bleiben? Kurz: sollen Ideen und Ideale gelten? oder sind sie nur unvermeidliche Selbsttäuschungen, welche die öde Wirklichkeit des Daseins zu einem erfreulichen Traume gestalten?

Es wiederholt sich in unsern Tagen das melancholische Schauspiel, welches die Menschheit in ihrer Geschichte schon oft gesehen hat. Der Idealismus sucht sich des Empirismus zu erwehren, aber er erliegt seinen festen Griffen. Fußen doch beide in ihrem Ringkampf auf dem eigensten Heimatboden des Empirismus. In seinem Wolkenfluge hat der Idealismus nicht *ποῦ στῇ*, keinen festen Punkt als Ausgang eines nicht zu brechenden Widerstandes und einer sicheren Bewegung. Mit welcher Geschicklichkeit die Kunst des Dädalus den Flügel aus irdischen Stoffen gebildet hatte, die Glut der Himmelssphäre löste die künstliche Bindung, und Ikarus stürzte hinab. Wie fein der Verstand die Ordnungen des materiellen Seins herausstelle und ihre Gesetze begrifflich auspräge, die irdisch-sinnlichen Dinge und Kräfte haben ihren Bestand in Raum, Zeit und Zahl, und ihre Begriffe verlieren Halt und Gehalt, wenn man sie in das Gebiet des Geisteslebens hinüber trägt. Und ihre bloßen Formen ziehen unaufhaltsam alles in ihre Art hinab, was andern Ursprunges und Zuges ist, wenn man es in jene Formen zu fassen versucht. Immer wieder nimmt der denkende Geist seinen Flug in diese verborgenen Gebiete; die Philosophie meint, der Geheimnisse Meister zu werden unter steigernder Anwendung ihrer formalen Ergebnisse. Immer wieder scheitern und ermatten die einzelnen Forscher und die Geschlechter.

Ebenso war es bei jenem großen Bankbruch der alten Welt, in den Tagen des Pessimismus eines Seneca, der sein Leben genoß; des Skepticismus, der des Handgreiflichen froh ward, wie Pilatus; des wolkenfliegenden übergeistigen Mysticismus eines Philon und der abergläubischen, trugvollen Zauberei der Simon und Elymas. Und mitten hinein in die Zweifelsucht und das Faustrecht, in die Culturpracht und den Blutdurst, in die Schwärmerei und Verlogenheit jener Welt der

Verres und Catilina, der proscribierenden Triumvirn und der Vierfürsten, der Cäsaren und der Prätorianer — mitten hinein in dieses aussichtslose Ringen derber Wirklichkeiten trat die einfache Geschichte Jesu von Nazareth hinein. Ein kurzer Gang, so weltlos und weltfremd wie ein irdisches Geschehen überhaupt sein kann; für ein rein irdisches Schauen fast ganz zusammengedrängt in seinen schmachvollen Tod mit seinen Vorbereitungen und Folgen. Zu dieser Geschichte bekennt sich die Glaubensregel der ersten, der welterobernden Kirche — unser apostolisches Symbol. Das will sagen: soweit die Welt die Kniee im Namen Christi beugt, so weit hat der Welt im Grunde jene einfache Geschichte den Glauben an Ideen und Ideale gegeben; den Glauben an Ideen und Ideale, die nicht bloß Bilder in dem Gedankenspiele der Menschen sind; und darum vielmehr den Glauben an Gedanken, die göttliche Wesenheiten und göttliche Zwecke enthalten und aussagen, und von der Kraft begleitet sind, unsre Ohnmacht und Knechtung zu überwinden.

Tritt man nun willkürlich aus dem Strome des Geisteslebens heraus, den diese Geschichte in die Weltgeschichte ergossen hat, dann geht es dem Denker, auch dem theologischen Dilettanten, wie dem scharfsinnigen Lessing: der Graben zwischen Tatsache und Idee, zwischen Geschichte und Ideal will sich nicht schließen und läßt sich nicht überspringen. Das von der Abstraction geblendete Auge sieht keinen Weg, sondern einen Schlagbaum. So bleibt das Huhn vor dem Kreidestrich auf seinem Schnabel stehen. Aber jener Graben ist dort überbrückt, wo die Idee irdische Wirklichkeit, wo der λόγος Fleisch wurde — werden konnte, weil hier nicht Idee, nicht bloß Gedachtes, sondern Quell alles Denkens, weil hier Person ist. Der Graben ist überbrückt in jener schlichten Geschichte, die in ihrer Einfachheit dafür bürgt, daß die Überbrückung fortan überall und immer wieder gewonnen werden kann, im engsten Kreise und in den unbedeutendsten Verhältnissen so gut wie auf den lichten und farbenreich schimmernden Lebens- und Bildungshöhen der Menschheit. Der Graben ist überbrückt in jener Geschichte, die eben mehr ist als menschliches Erleben und irdische Tatsache. Und so hat sich bald im Anfange aus jenen wenigen Tatsachen eine ganze Weltanschauung entfaltet, in dem Gewande des schlichtesten Ausdruckes, den jedes Kind fassen kann. Den fand er in jenem vielgestalteten und doch einheitlichen Urbekenntnisse der Christenheit, dessen bekannteste Gestalt wir das apostolische Symbol nennen. — Und diese Welt-

anschauung hat das Leben der Menschheit umgestaltet — nicht zu einem tausendjährigen Reiche des Friedens und der Vollkommenheit, aber zu einem Ringen bisher ohne Bankbruch und nicht ohne Fortschritt.

Denn seit jener Zeit braucht der Schwung des Geistes nicht zu erlahmen, der über das irdisch Wirkliche hinüber greift auf die letzten Gründe und letzten Ziele des Lebens. Er braucht nicht mehr zu erlahmen, denn nun ruht seine Kraft nicht nur auf dem unruhigen Suchen eines Bedürfens, das sich nicht will stillen lassen; er gewinnt die Spannkraft, indem er angezogen wird von der angebotenen Befriedigung. Das Sinnen gewinnt Gegenstand und Gehalt durch den Glauben an die Offenbarung des lebendigen Gottes. — Und unsre Aufgabe ist es nun, diesen Schatz auch für die Kinder unsrer Zeit nutzbar zu machen. Es ist ohne Zweifel die am meisten anmutende und lohnende Aufgabe, den Reichtum jenes schlichten, aber unergründlich tiefen Manneslebens vor andern zu entfalten; zu zeugen und zu vernehmen, wie Gott „seine Liebe preiset, da Christus für uns Gottlose gestorben“.[1]) Man möchte am liebsten die Sache einfach für sich selber reden lassen.

Allein wir wissen, daß es damit nicht getan ist; und wenn wir es nicht wüßten, könnten wir es aus unserm neuen Testamente wissen; in ihm lesen wir nicht bloß die Evangelien, sondern daneben stehen die einschneidenden Lehr- und Streitepisteln. Wo ein Heiligtum in Gebrauch ist, da sammelt sich auch Unrat und stellt sich Mißbrauch ein. Die Leviten bedienen den Tempel, und selbst unser Meister hat die Geißel im Vorhof geschwungen. Die Schwelle des Heiligtumes rein zu halten, das ist die bescheidene, aber wichtige Aufgabe unsrer Disciplinen. Der Kirche will alle Theologie dienen, der Kirche in ihren Evangelisten, Lehrern und Propheten. Nie soll Dogmatik gepredigt werden, aber nie ohne Dogmatik; auch eigentlich nicht Apologetik, aber wohl aus der apologetischen Arbeit heraus. Das gehört zu dem apostolischen „Rechenschaft geben von der Hoffnung, die in uns ist“.[2]) Der Herr wird uns dereinst fragen, wie wir mit dem uns befohlenen Pfunde gewuchert haben. Die biblischen und die geschichtlichen Disciplinen sollen den Zugang zu diesem Schatz offen halten; sie sollen immer wieder an die Fundstätte heranführen und die edlen Metalle schürfen und ausschmelzen. Sie dann zu verwerten, den

---

[1]) Röm. 5, 8. [2]) 1. Petr. 3, 15.

Wert und die Zahlkraft derselben zu erweisen, das ist die Aufgabe der hier betriebenen Disciplinen. Es ist recht eigentlich ihnen zugewiesen, herauszuarbeiten, was den Grundanschauungen des Christentumes an überzeugendem Gehalt, an überführender Kraft innewohnt. Sie sollen zeigen, daß der sittliche Geist, daß die Persönlichkeit, welche ihre Erstgeburt nicht um das Linsengericht der Sinnlichkeit dran geben will — daß das Menschliche im Menschen seinen Heimatboden in jener längst vergangenen und doch unvergänglichen Geschichte findet, deren Ausgänge und Wirkungen über Zeit und Sinnenwelt hinausgreifen.

Es liegt auf der Hand, daß die Theologie auch hier nicht Philosophie werden kann und soll. Philosophia veritatem quaerit, religio sc. religio revelata veritatem possidet. Davon kann keine Theologie abgehen, welche nicht den verleugnen will, der gesagt hat: „Wenn ich sagte, ich kenne meinen Vater nicht, so wäre ich ein Lügner wie ihr; nun aber kenne ich ihn. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben."[1]) Wo man aber das Suchen ausschließt, steht es doch nicht notwendig auch ebenso mit dem Untersuchen. Freilich, was man untersuchen will, muß man vor sich haben. Und wir haben das ja vor uns; nicht bloß in den Urkunden von der Entstehung des Christentumes; längst auch in dem Bekenntnisse der Kirche vor Jahrhunderten und in einer umfassenden Arbeit, welche nach der Aneignung jenes Schatzes getrachtet hat. Doch mit dem bloßen Berichten, mit dem Wissen um Überliefertes ist es nicht getan. Es soll ja eben die entsprechende Überzeugung gewonnen werden.

Um eine solche würde man sich nicht erst mühen, wenn es hier damit getan wäre, Ergebnisse der wissenschaftlich gesicherten Erfahrung in ihren Zusammenhängen zu ordnen. So liegt es aber auf dem Gebiete des persönlichen Lebens nirgends. Man hat eine Kunde des persönlichen Gemeinschaftslebens, des Volkslebens lediglich der äußeren Beobachtung entnehmen wollen und gemeint, daß sich auf sie mit Sicherheit eine Kunst bauen lasse, die Gesellschaft und ihre Bewegungen zu leiten. Das ist unter Schmerzen am Leibe dieses Volkslebens als Wahn kund geworden. Die bedeutenden Forscher in der Nationalökonomie fordern heute laut die Berücksichtigung der sittlichen Seite des Menschen. Auf diesem Gebiete aber hört die Sicherheit der erfahrungsmäßigen Berechnung auf. Es gibt wohl eine Statistik der Verbrechen,

---

[1]) Joh. 8, 55; 14, 6.

auch eine solche der Sitte und der Knechtung unter allerlei Mode, aber wo ist die Statistik der sittlichen und unsittlichen Menschen? Hier eröffnet sich der weite Spielraum für Überzeugungen „aus subjectiv zureichenden Gründen"; hier liegen nach Aristoteles die Grenzen für das Reich der strengen Wissenschaft, in dem das Causalitätsgesetz faßbar herrscht.

Wie gelangt man zu einer Überzeugung in diesen Fragen? Zu einer festen Überzeugung gewiß nicht, wenn man sich einem Antriebe überläßt, dessen Gründe man nicht prüft und durchschaut. Der Eigensinn sieht oft dem Charakter zum Verwechseln ähnlich, bis die ernsten Proben kommen; dann bricht er zusammen, denn er gründet immer auf Zufall und Willkür. Aber Willkür ist nur das verderbliche Wasserreis an dem edlen Stamme des Willens. Die Verzerrung weist auf den echten Grundzug. Ein Entschluß soll ein Ratschluß sein, der in Kraft umgesetzte klare Gedanke. In ihm liegt das Persönlichste unsrer Person, denn in ihm setzt sich das Licht unseres Selbstbewußtseins um in den Funken der Tatkraft. Was dem Bewußtsein sich darbietet, ob es so klar einleuchte, daß kein Schatten eines Zweifels sich regt, ob es so mächtig sich aufdränge, daß jeder Nerv des Herzens bebt, es wird nicht zum stetig gegenwärtigen Grunde des Urteiles und des Handelns, es wird nicht zur Überzeugung, wenn nicht die innerste Richtung der Seele sich daran hingibt in der selbstherrlichen Handlung des Entschlusses. Wo mir die Kraft zu ihm herkam, wohl oft schon vergeblich gesucht, und dann endlich, endlich aufquellend, das wußte ich nicht; aber die Handlung ist vollzogen und sie ist die meine. Nun ist der Inhalt dieser Überzeugung Geist von meinem Geist. Das im Grunde ist es, was man zumeist in diesen Fragen das innere, das christliche Erleben nennt. Und Erleben ist die Sache eines jeden. Das hat auch der Meister aller Meister, das hat auch Jesus seinen Lehrjüngern nicht antun können. Das ist ein Vorgang zwischen dem, „der Wollen und Wirken wirket nach seinem Wohlgefallen"[1]) und zwischen dem „verborgenen" Menschen.[2])

Aber es gibt entscheidende Vorbereitungen dafür, und unter ihnen solche, welche die Theologie darbieten kann. Es sind Hindernisse zu beseitigen, als da sind: Zweifel und Mißverständnisse; es sind die entscheidenden Fragen klar herauszustellen und nach ihrem Gewicht oder

[1]) Phil. 2, 13. [2]) Röm, 2, 16 und 29; 1. Kor. 14, 25; 1. Petr. 3, 4.

ihrem innern Zusammenhange zu ordnen; es ist das Wesentliche vom Beiwerk zu sondern, was so oder anders sich angehängt hat. Es kann — sozusagen — das Musterbild einer durchgedachten christlichen Überzeugung hingestellt werden, die sich mit denjenigen Widersprüchen auseinandergesetzt hat, wie sie nun einmal in den Herzen der Kinder aller Zeiten und unsrer Zeit sich regen. Ein solches Musterbild christlicher Überzeugung kann angeboten werden behufs der Aneignung und individuellen An- und Umgestaltung.

Und was noch wichtiger ist: Sie können hineingezogen werden in die rüstige Arbeit um eine solche Überzeugung, soweit Erkenntnisarbeit bei ihr Dienst leisten mag. Das Gewissfeste ist Selbsterworbenes; aber zum Erwerben gehört Geschick. Und wo es Überzeugungen gilt, da reicht Gedächtniswerk gewiß nicht aus. Das Umgehen mit diesen Fragen und Stoffen will gelernt sein. — Was immer in den biblischen und geschichtlichen Disciplinen von Kenntnissen gewonnen werde — das Wichtigste davon, die Ergebnisse, das Mark, muß sich alles in den systematischen Disciplinen zusammenfassen. Natürlich nicht als bequemer Auszug für den Confirmandenunterricht oder als Compendium zur Examenrepetition. Vielmehr, um zu verstehen, was alles wert und warum oder wozu es da sei. Es gilt die eindringende, sichtende, zusammenfassende, erklärende und verstehende Gedankenarbeit. Arbeiten aber lernt man nicht da, wo die überraschenden Ergebnisse der Kunstfertigkeit beendet vorliegen, sondern wo man dem Arbeiter auf seine Hände sehen kann. Arbeiten lernt man nicht am Schaufenster und in den Ausstellungen — die sind nur für Meister —, sondern arbeiten lernt man in der Werkstatt. Zu lernen ist hier das christliche Denken selbst, die Gedankenbewegung, die ernste strenge Handhabung der Gedanken. Nicht Resultate behufs des iurare in verba magistri soll ich Ihnen überliefern; vielmehr Sie hineinführen in die große Werkstätte, in welcher seit Jahrhunderten und noch heute an der Ausmünzung jenes einen edlen Schatzes gearbeitet wird, damit Sie selbst, jeder in seiner Art und an seinem Fleck, an diesem Werk weiter arbeiten können. Sie kommen als Lehrlinge zum Lehrer; aber das Lernen selbst ist Ihre Sache; und der Mühe ist es wert.

Und was dann in diesen Stunden getrieben wird, das ist Arbeit, die für die ganze Theologie getan wird. Wo sind denn die biblischen Theologien, die Leben Jesu, die Geschichten Israels, die Dogmengeschichten — ja die Darstellungen der Kirchengeschichte —,

welche nicht von Grundanschauungen bestimmt wären, die zuvor festgestellt sind? Selbst die Literarkritik hängt bei den Gegenständen der Theologie von der Stellung ab, welche man zu der Tatsache der göttlichen Offenbarung einnimmt. Daher spricht man von theologischen Standpunkten. Wo stammen jene Vorurteile, jene Grundsätze, jene Stellungen her? Wo gewinnt man ein Urteil über dieselben? Wo werden sie geprüft und weist man sich über sie aus? — Leider wirken diese Voraussetzungen für den Leser und Zuhörer zumeist wie die unsichtbare Maschinerie der alten Epopöen und Tragödien; sie erscheinen nur, um den Knoten zu zerhauen, und nach ihrer Legitimation fragt man umsonst. Die Historiker, welche sich der „voraussetzungslosen" Kritik befleißigen, sind nur zu oft die entschlossensten Dogmatiker, nur daß ihre Dogmatik nicht von der Kirche gestempelt ist.

Nun, dogmatische und ethische Überzeugungen lassen sich nicht ohne Revision der Methode und nicht ohne Feststellung der durchherrschenden Grundsätze anbieten und erwerben. Hier muß das theologische Denken Rede stehen, seine Axiome aufdecken, seine Methoden selbst bestimmen. Hier wird die wissenschaftliche Propädeutik für alle Theologie einmal nicht bloß praktisch eingeübt, hier muß sie klargelegt werden.

Die Probe auf die Brauchbarkeit solches Verfahrens und solcher Grundgedanken ist dann zur Hand. Das geschichtlich gegebene Christentum soll sich in einem zusammenstimmenden Bilde darlegen. Je nachdem das in den Vorlesungen über Apologetik, Dogmatik und Ethik gelingt oder nicht, je nachdem ist die Probe gelungen oder mißraten. Das Christentum fällt damit so wenig, wie das Leben aufhört, Leben zu sein, weil wir es nicht erklären und begreifen können. Aber diese Theologie ist dann gerichtet. —

Und fassen wir schließlich das Gesagte zusammen: das letzte Ziel dieser Disciplinen ist der Erwerb einer bestimmten Überzeugung in betreff des Ganzen der christlichen Anschauungen. Den tausend Einzelheiten geschichtlicher Forschung gegenüber fühlt man sich unsicher und schwankend. Auch ein willkürlicher Abschluß auf diesem Gebiete bringt keine Sicherheit und kein Behagen. Mag sich da der Gesichtskreis ausweiten; der Horizont eines Theologen kann gar nicht weit genug sein. Mag die Anschauungswelt sich im Umgange mit Schrift und Kirche füllen und bereichern; man kann nicht reich genug werden, um für andre, für die Gemeinde auszugeben. Mag die Beweglichkeit der Seele sich an dem Verständnisse verschiedner Denker und Richtungen

üben; wer andre geistig bilden will, kann gar nicht gelenk genug sein, sich in andrer Sinn- und Denkweise hineinzufinden. Aber das alles gibt nicht zuversichtliche Klarheit, gibt nicht getroste Handhabung der Dinge.

Wissen ist Macht — zweifellos. Der Wissende ist den Unwissenden überlegen; er beherrscht sie, indem er ihr Staunen, ihre angeborne Begier nach Geistesherrschaft über die Dinge erweckt. Der Wissende hat das Vermögen, den Lauf der Dinge zu berechnen und mit seiner Berechnung ihn in etwa zu lenken. In etwa — denn was nützt uns die Berechnung, wie lange die Sturmfluten brauchen, um ein Felsenufer zu unterspülen? wir ändern an dem endlichen Facit vielleicht einige Jahrzehnte. Was frommt das Wissen darum, wie große sociale Umwälzungen verlaufen? Man beobachtet das Spiel der Kräfte — wer vermag einzugreifen? Der Verlaß auf Blut und Eisen ist jedenfalls eine Berufung auf ein Unbekanntes, auf einen Erfolg, den man nicht berechnen kann.

Alles menschliche Vermögen ist bedingt, auch das des Wissens.

Aber mehr als Vermögen über die Dinge ist Kraft in sich selbst Selbständigkeit. Und sie kann unbedingt werden. Sie aber wird durch kein reines Wissen gewonnen; sie wird nur dem Ineinander unsrer Geisteskräfte zu teil. Sie ruht in der Überzeugung. Daß Überzeugung Erfolg habe in der Welt wie die Berechnung, ist nicht verbürgt. Kajaphas ist vor seinen Zeitgenossen weiter gekommen als Jesus von Nazareth; und der Skeptiker Pilatus war für die meisten ein Wissender im Vergleiche mit dem schwärmenden Wahrheitskönig. Aber Karfreitag, Ostern und Pfingsten tun die unaustilgbare Predigt, daß Überzeugung Kraft ist in der Erfolglosigkeit, wenn sie Gottesgedanken zum Inhalte hat; daß Überzeugung nicht umsonst in der Welt ist; daß die begründete Überzeugung das letzte Wort behält.

Und das sind Erwägungen, deren wir in diesen Zeiten wohl bedürfen. Die Welt, wie die Kirche, erwartet in einem Theologen einen Zeugen vor sich zu finden. Zeugen kann man nur aus Überzeugung. Zeugnis wirkt nur, wenn ein Charakter dahinter steht. Und wenn es einen theologischen Charakter gibt, wenn auch die Wissenschaft unmittelbar zum Charakter helfen kann, dann leistet sie es in der Arbeit, die hier getan werden soll! Über den theologischen Charakter entscheidet die Übung, die ernste Arbeit, die Reife der Einsicht im Gebiete der systematischen Theologie.

Einleitung zur Ethik.

Zwei Eröffnungsreden zu Vorlesungen über die Ethik.

I. Wirklichkeit und Wahrheit.

Goethe, der kanonische Mann für das 20. Jahrhundert hat ein Wort gesprochen, welches vielfach gerade in apologetischen Verhandlungen citiert wird: „Das tiefste Thema der Weltgeschichte ist der Kampf zwischen Glauben und Unglauben." Sie werden mit Goethe bekannt genug sein, um ihm nicht zuzutrauen, daß er so „borniert" gewesen sei, damit den Kampf zwischen Christentum und Unchristentum zu meinen. Man könnte eher sagen: zwischen Idealismus und Realismus. Setzen wir dafür die Frage, die uns jetzt so oft bis ins Tiefste hinein bewegt; sie gilt den Worten: Wirklichkeit und Wahrheit. Wirklichkeit oder Wahrheit?

Ja, sind denn das zwei Dinge, die mit einem Entweder-oder nebeneinander gestellt werden können? Was ist denn Wirklichkeit anders als wirksam und handfest gewordene Wahrheit? Was ist denn Wahrheit als von uns ins Bewußtsein gefaßte Wirklichkeit? Sind das nicht Ausdrücke, die nur das Verhältnis zwischen uns und den Dingen bezeichnen, — und sehr ungefähr bezeichnen? Ist da überhaupt von einem Zwiespalt die Rede? Es ist immer gut, sich über solche Fragen an dem großen Gange der Entwickelung menschlichen Geistes zu unterrichten. Und nun haben wir wichtige Epochen, in welchen die tiefsten Denker, die auch die Gegenwart wenigstens noch in den Geschichten der Philosophie verehrt, behaupten: die Wirklichkeit ist Schein; das eigentliche Sein, das was allein zu sein verdient und was ewig ist, das ist die Wahrheit. Da wird man doch etwas nachdenklicher werden, und ein solches naives Urteil über das Verhältnis von Wirklichkeit und

Wahrheit nicht leichthin fällen, bei welchem es scheinen kann, als wenn die enträtselten Welträtsel von Haeckel die Wahrheit der Wirklichkeit wären. So einfach ist das Verhältnis von Wirklichkeit und Wahrheit nicht.

Was ist Wirklichkeit? Sie werden sagen: Das, was einmal gewesen ist, was geschichtlich ist, und das, was gegenwärtig ist. Wie steht's nun mit der vergangenen Wirklichkeit? Haben wir an ihr „Wahrheit"? Sie sind zu geschichtlich gebildete Kritiker, um zu meinen, daß wir ohne weiteres Wahrheit haben könnten an dem, was wir von der Vergangenheit überkommen. Wir haben Kritik der Quellen, haben überlieferte Bruchstücke und bilden uns oft wohl ein, daraus ein Bild der Vergangenheit zusammensetzen zu können. Ist ein solches, bestenfalls wahrscheinliches, Bild Wahrheit? — So müssen wir weiter nach Wahrheit fragen bei der Gegenwart. Allein — was ist Gegenwart? Der Augenblick, als ich hereinkam? Der, wenn ich hinausgehe? „Gegenwart" ist ein bequemer Pauschbegriff, unter dem man sogar Journale herausgibt; Gegenwart ist ein fortwährender Übergang aus der Vergangenheit — ja wohin?

Wir nennen das „Zukunft", „das Kommende". Und diese Zukunft gestalten wir uns, wir können gar nicht anders, in Bildern. Zu diesen Bildern stehen wir dann in einem Verhältnis unsrer Stimmung. Die einen ziehen uns gewaltig an; dies Angezogensein nennen wir Hoffnung und Streben. Die andern wälzen sich wie Blei auf unsere Seele, — das nennen wir Furcht und Sorge. Das werden wir nicht los, denn Gott hat, indem er die Ewigkeit uns ins Herz gelegt, die Zukunft auf unsern Willen und auf unsern Verstand gelegt. So können wir nicht anders, als immer und immer für die Zukunft leben. Ist die Zukunft Wirklichkeit? Hat die Zukunft, wenn sie sich in Idealbildern spiegelte, nicht oft genug uns enttäuscht? im großen, im kleinen? Und wenn sie das getan hat, dann wird man zurückgeworfen auf den gleitenden Moment der Wirklichkeit, den wir Gegenwart heißen.

Was ist alsdann die Aufgabe des Lebens? Dann wird Gesinnungslosigkeit Tatkraft; dann wird Hingebung, rücksichtslose Hingebung an die Sinnlichkeit Wahrhaftigkeit; dann wird Platzmachen für sich Tugend; dann wird Selbstsucht Größe. Die Losung heißt: lebe dich aus! Ahnen die Leute, was hinter diesem „Aus" liegt?! Ahnen sie, daß „sich ausleben" nichts anderes ist, als „ableben"? Daß hinter dem bloß scheinbaren Steigern des Wirklichen das öde Nichts liegt? Keine Zeitung, in der nicht ganze Reihen von Selbstmorden berichtet sind. Das ist das Ergebnis des Sichauslebens.

Die Christenheit kennt aus der „Legende“ (wie man heute sagt) den Berg der Versuchung. Auf ihm trat der Wirklichkeitsgeist, der Fürst dieser Welt an den König des Himmelreichs heran und sagte: „Siehe die Herrlichkeit der Welt und ihrer Reiche; ich gebe sie, welchem ich will. Bete mich an!“ Das ist der Preis, um den die Wirklichkeit gewonnen — und zugleich verloren wird. Denn, wenn in die Wirklichkeit keine Wahrheit kommt, so ist sie in und mit der Gegenwart verspielt. „Was du der Minute ausgeschlagen“, sagt unser großer, jetzt zu feiernder Dichter, „bringt keine Ewigkeit zurück.“

Aus deiner immer zur Vergangenheit werdenden und gewordenen Gegenwart erwächst deine Zukunft. Deshalb unser Träumen, Planen, Wirken und Hoffen. Einem einzigen Augenblicke des Glückes hastet der greise Faust entgegen; da haucht die Sorge ihn an und wirft ihn in die Nacht der Blindheit. Mephisto hohnlacht: hoffen und harren . . .! Wir zweifeln nicht an unsrer Bestimmung für die Zukunft; aber wir können nicht umhin zu zweifeln am Gelingen, an der Gestaltung unsrer Zukunft.

Gibt es etwas, um diese Zweifel niederzuschlagen? etwas über unsre Wirklichkeit hinaus?

Ja es gibt etwas. Das ist deine Wahrheit. „Nimm sie auf in deinen Willen“; dann steigt sie hernieder und wird deine Wirklichkeit, die Wirklichkeit, welche alles Zeitenflusses spottet. Nicht nur deine Würde, auch deine Ewigkeit ist in deine Hand gelegt. In der ernst-erhabenen Gestalt der Pflicht tritt die Wahrheit vor uns, und wo ihr Achtung begegnet, da übernimmt sie die Bürgschaft für die Macht, in der Zukunft die Ewigkeit zu erwerben.

Diese Prophetie, der Kern aller biblischen Prophetie, vollzieht sich nicht ohne ein Gericht über die Wirklichkeit. Sie fordert demütige Beugung. Das ist keine schmeichelnde Gestalt der Verbürgung. Man sucht sie lieber in der zwingenden Gewalt eignen übersteigerten Wollens. Darum ist die Losung ausgegeben: „jenseits von gut und böse“. Jenseits! Das Ammenmärchen von Sittlichkeit bleibt zurück. Ausleben des wirklichen Menschen, — das ist's, worum es sich handelt. Diese Losung kam unsrer Jugend von einem wortmächtigen Philosophen, der weniger einem scharfen Gedankengange geneigt war. Er hat sich satt und übervoll getrunken an der Herrlichkeit des von einer fordernden Wahrheit unbehelligten Hellenentums. Dieses ihm kongeniale Hellenentum ist einseitg in seinen Idealen aufgefaßt. Wir kennen es ja nur aus Dichtungen und aus Fragmenten einer großen Literatur. Die herbe Frucht seiner Wirklichkeit bringt der jähe Sturz nach Perikles

zutage; zumal aber die Gestalt dessen, den man den Vater der Ethik genannt hat. Sokrates bringt einen Bruch in das Hellenentum: er legt seinen Landsleuten die Wahrheit auf die Seele; — das konnten sie nicht vertragen; darum mußte er den Giftbecher trinken. Aber das konnten sie nicht los werden und mußten danach fragen, bis sie über der Menge ihrer Antworten reif wurden, den glaubend und sinnend aufzunehmen, der gesagt hat: ich bin die Wahrheit. —

Ein junger Japaner, der vom Christentum in seiner Knabenzeit ergriffen ist, wandert unter den Tränen seiner Eltern in die unbekannte Welt der Christenheit aus, nach Amerika.[1]) Er meint ins tausendjährige Reich zu kommen; er findet, daß die Amerikaner Sünder sind wie die Japaner; sie bestehlen ihn, betrügen ihn, verstehen ihn nicht. Wird er irre an seinem Christenglauben? Er kehrt nach Japan zurück, in der Begeisterung, dem heißgeliebten Volke das Christentum zu bringen, obwohl er Tugenden der Japaner kennt, die er an vielen Christen nicht beobachten konnte. Er hat doch gefunden: nur im Christentum gibt's Unterschied zwischen gut und böse; nicht nur in der Phantasie, sondern in der Wirklichkeit. Er hat die Wahrheit gefunden, trotz aller Wirklichkeit, die ihr widerspricht. Nicht er hat die Wahrheit gesucht und aus der Wirklichkeit herausgeholt, sondern die Wahrheit hat *ihn*, — sie hat ihn ergriffen und läßt ihn nicht mehr los. Die Wahrheit ist *wirklicher als die Wirklichkeit*, — wenigstens *wirksamer* auf unsern inneren Menschen.

Schauen wir diese Siegeskraft der Wahrheit noch in Vorgängen der Geschichte an.

Wir haben alle die Zukunft vor uns, müssen uns alle Zukunftsbilder machen; die Zukunftsbilder wirken kritisch. Etwas mehr als 100 Jahre ist es her, daß jenseits des Rheins die Ideen und Ideale eines Rousseau weite Massen ergriffen hatten. Man ging nun daran, die Zukunft nach diesen Idealen umzugestalten: drei oder vier Verfassungen nacheinander, eine — der Annahme nach — immer besser als die andere, sollten zur Verwirklichung dienen. Da kam ein kleiner Artillerieleutnant, schoß die Wirklichkeit der Revolution mit seinen Kanonen nieder und griff mit seiner Eisenfaust in die Ideale hinein. Er hatte einen unbedingten Unglauben an Ideale und Ideologen, und mit diesem Unglauben kam er von Paris bis Lissabon und Moskau. Dieser große Wirklichkeitsmann, der die Gründe der andern immer mit Wirklichkeiten, nämlich

---

[1]) Kanso Utschimura.

mit seinen Armeen niederschlug, mit seinem Geschick, die Wirklichkeit zu milchen und aus ihr Millionen für seine Pläne zu nehmen, — er ließ sich auf der Höhe seiner Laufbahn zu Erfurt den großen Dichter kommen, der mit seinen gewaltigen Zeusaugen die Wirklichkeit um sich her anschaute, wie wenige vor ihm und nach ihm. Der machte einen Eindruck auf ihn; und wie er ihn sah und beobachtete, sagte er: das ist ein Mann. Ob diese Anerkennung dazu mitgewirkt hat — denn auch große Leute können klein sein — oder ob es nur die unwillkürliche Anziehungskraft des Wirklichkeitsmenschen auf den Wirklichkeitsmenschen war: fortan war Napoleon Goethes Heros. Und er sagte: „.... der Mann ist euch zu groß! Die Wirklichkeit fordert die Sklaverei Deutschlands!" Wirklich? Da waren ein paar Männer, Staatsmänner, Generäle, Publizisten, — ein Stein, ein Gneisenau, ein Arndt, — die hatten einen tiefen Eindruck davon, daß es einen Unterschied gibt zwischen gut und böse, und daß die Wirklichkeit Napoleons jenseits von gut und böse eine Versuchung für die Menschheit sei, eine Versuchung zum Unglauben an das Gute. Und ihr Glauben an das Gute gab ihnen den bis zum Fanatismus gesteigerten Glauben ein: der Mensch muß herunter! Und als das Fanal von Moskau angesteckt wurde, fingen sie an zu wirken. Und vergessen Sie nicht: in einem freilich furchtbaren Ringen, aber nur von zwei Jahren, war die Wirklichkeit des napoleonischen Frankreichs von der vaterlandsliebenden Idealistik Deutschlands bezwungen. Als Paris genommen war, da hat man in London gedruckt: Wer hat an der Katzbach geschlagen? Die Preußen. Wer hat bei Leipzig gesiegt? Die Preußen. Wer ist über den Rhein gegangen? Wer hat Paris genommen? immer die Preußen." Der tiefsinnige englische Idealist, Thomas Carlyle, fand sich diesem Zuge wahlverwandt. Deshalb schrieb er sein Werk über den alten Fritz. Über der Schilderung des siebenjährigen Krieges wirft er die Frage auf, ob die Preußen verdient haben, einen solchen Helden zum König zu haben. Und er findet darauf ein Ja. Ein Volk, das den kategorischen Imperativ vor Kant lebt, hat es verdient, einen König zu haben, dessen kategorischer Imperativ die Pflicht ist. — Eine Wahrheit also gibt's für uns, welche stärker und mächtiger werden kann, als die ganze Last der Wirklichkeit.

Wo ist die Wahrheit zu finden? meine Freunde, wo?

Der am Kreuze hing, von dem es unter dem Kreuze hieß: „er hat andern geholfen, sich selber kann er nicht helfen", — der hat von sich, trotz aller seiner immer wieder bewährten Demut gesagt: ich bin die Wahrheit. Nicht die Wahrheit des Unwirklichen, des unerreichbaren

Ideales, sondern die Wahrheit des Lebens: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben." Die Wirklichkeit ist dazu da, daß die Wahrheit in ihr wirklich werde!

Was ist die Wahrheit? läßt sich's kurz sagen? Welches die Wahrheit sei, die die Wirklichkeit überwindet, dafür ein Gleichnis. Jedes Gleichnis hinkt; aber dieses ist wenigstens aus der Wirklichkeit genommen, ja es ist die Wirklichkeit der Wahrheit.

Da ist eine Menschenseele, eine Kindesseele. Noch hat sie die höchste Gabe Gottes an uns irdische Menschen, die Sprache, sich nicht aneignen können; da schließen sich für sie die Pforten zu der sie umgebenden Wirklichkeit, die Augen und Ohren; nur der Tastsinn bleibt übrig — Dornröschen, in einem Schlaf, von dem es scheint, daß es nie aus ihm erweckt werden kann.[1]) Sie wissen, daß ein solches Aufwecken schon vor langen Zeiten einmal geschehen ist: unter dem Hephata Jesu wurden dem Taubstummen die Pforten für die Wirklichkeit aufgetan, für die Wirklichkeit in dem angenehmen Jahre des Heils. Für dieses Kind findet sich eine erfinderische Liebe, welche vom Tastsinn aus den Ersatz findet für Ohr und Auge, und welche dieses Kind in, ich meine, nicht ganz fünf Jahren in den vollen Konnex mit der hochentwickelten Kultur unserer jetzigen Menschheit setzt. Dazu gehörte Talent; was aber war die Kraft, um diesem Talente Findigkeit, Ausdauer, Überwindermacht einzuflößen? Menschenliebe, Leutseligkeit. Finden Sie in der antiken Dichtung Menschenliebe? in den großen Männern unserer Geschichte, welche Tausende und Millionen opfern, um gewisse Ziele zu erreichen, Menschenliebe? „Als aber — wie Sonnenaufgang — die Güte und Menschenliebe Gottes unseres Heilandes erschien, machte sie uns selig." Das ist die suchende Liebe, die keine Schranken kennt. Die Liebe ist wirklich gewordene Wahrheit.

Und das ist das Thema, das wir in diesen Stunden z. T. trockener Untersuchung werden zu behandeln haben: gibt's eine Wahrheit, die uns faßt, hält, den Glauben abnötigt, d. h. die Zustimmung mit allen Kräften unserer Seele, unablehnbare Zustimmung mit allen Kräften unserer Seele? gibt's eine solche Wahrheit? wo ist sie zu finden? Und da sie sich uns angeboten hat, — wie kommen wir zur Überzeugung davon? und wie wenden wir sie an?

Das ist die Aufgabe dieser Stunden: das „Interesse". Wir haben

[1]) Helen Keller.

uns umzutun im Elemente der Wirklichkeit. Wir werden also die Aufgabe haben uns klar und gewiß zu machen, ob wir Aussicht haben, die Wirklichkeit zu bewegen. Archimedes hatte die Zuversicht: „nur einen Punkt zum stehen und ich will die Welt bewegen." Das ist das Geheimnis des Ostertages, daß uns der Zugang zu einem Platz gegeben ist, von dem aus wir die Welt bewegen können, so daß sie uns nicht erdrückt, und — was manchmal noch schwerer ist: die Welt zu bewegen, die in unserm Herzen beschlossen ist und in Wirrsal durcheinander kreist.

Genug, wir wollen uns mit dem sittlichen Leben der Menschheit beschäftigen im Lichte von Weihnachten, Karfreitag und Ostern; nicht unter dem Schein von Gedanken und Vermutungen, sondern indem uns die Augen aufgetan sind und werden für diese großen Tatsachen des wirklichen und des ewigen Lebens.

II. Bete und arbeite.

Meine Herren Kommilitonen! Sehr bekannt und Ihnen wahrscheinlich auch schon öfter begegnet ist ein Wort des Cicero über den Anfänger unter den Männern, die die Sittlichkeit zum Gegenstande ihres wissenschaftlichen Nachdenkens gemacht haben. Er sagt von Sokrates, er habe die Philosophie von den Sternen herniedergebracht auf die Erde, auf die Gassen der Städte und in die Zimmer der Häuser. Es ist eine beachtenswerte Beobachtung, daß das Denken des Menschen nicht bei ihm selbst anfängt, sondern bei seiner Umgebung und erst von dieser seiner Umgebung zu dem Menschen zurückkehrt. Im Gegensatze zu der Annahme, daß alles das, was uns bewegt, was uns in unserem Leben entscheidend ist, uns aus unserem Inneren entgegenquelle und von demselben abzulesen sei, im Gegensatze zu dem uns sehr geläufigen Subjektivismus, der nicht nur die Gewißheiten unseres Lebens, unseres denkenden Lebens, sondern auch ihre Inhalte aus unserem Innern herausholen will, erzählt uns unsere eigene Geschichte, die des sich emporhebenden Menschenlebens, und besonders die des sich schulenden Denkens, daß man erst eine reiche Fülle an Beobachtungen von außen aufgenommen und verarbeitet hat, daß man an der Beobachtung, am äußeren und inneren Schauen denken gelernt hat, ehe man dieses Denken brauchen konnte, um sich selbst kennen zu lernen nicht bloß in den Empfindungen, die unmittelbar Neigungen und Entschlüsse eingeben,

sondern auch um sich kennen zu lernen in seinen Fähigkeiten, Kräften, Aufgaben und Bestimmungen. Es ist dann auch beachtenswert, wie diese Entdeckung, daß man sich selbst kennen lernen könne, und daß es die höchste Aufgabe des Menschen sei, im Kennenlernen sich selbst kennen zu lernen, nicht angenehm berührt hat. Die Griechen sagen selbst, daß die Athener die unschuldige Nachtigall mit dem schönsten Schlage gemordet haben. Der große Frager, der allen Leuten gegenüber sich unwissend stellte, um ihnen eindrücklich zu machen, wie unwissend sie im Grunde selbst seien, dieser große Frager, der nicht ruhen konnte, bis er den Menschen genötigt hatte, sich selbst zu erkennen, war seinen Zeitgenossen unbequem, gar nicht bloß im gewöhnlichen Sinne, sondern auch im tieferen Sinne. Wo gefragt wird, da ist Unsicherheit. Wo man an einem Bau anfängt, zu den Fundamenten herabzusteigen, da müssen Risse sein, welche einen nötigen, nachzusehen, ob die Fundamente noch tragen. Es war in den Hellenen das tiefe Gefühl, der Takt dafür, daß das Fragen des Sokrates die Grundlagen des griechischen Denkens uud Urteilens erschütterte. Curtius in seiner griechischen Geschichte, wo er auf diese tragische Episode oder richtiger gesagt: wo er zu dieser Krisis des geistigen Lebens in Hellas kommt, sagt: Die Tugend der Hellenen bedurfte einer langen Gewöhnung, aber sie vertrug nicht die kritische Prüfung. Doch man konnte dem Sokrates den Giftbecher reichen, aber seine Fragen konnte man nicht stillen. Von ihm gehen die großen ethischen Schulen der Griechen aus. Und schließlich gegen das Ende der Entwicklung bleibt das forschende Interesse der Hellenen fast allein auf die zwei Dinge, die Sokrates betrieb, beschränkt: auf eine Kenntnis der Kunst zu denken, was wir jetzt Erkenntnistheorie oder Logik nennen, und auf die Ethik. Die Ethik ist die letzte herrschende Disziplin im griechischen Denken. Daß sie nur auf Fragen hinauslief, ist schon damit gegeben, daß es zwei miteinander disputierende große Schulen waren, die nicht starben, bis das Altertum ausstarb. Die Frage ging durch die hellenische Entwicklung hindurch, bis eine Antwort von außen kam. Das war die Predigt vom Nazarener. Dieses Wort ergriff zuächst die unteren Schichten, dann aber drang es durch und nahm alle Kräfte des Denkens, des Forschens, des Wollens in den hochbegabten Kreisen des aussterbenden Altertums für sich in Anspruch. Seitdem treiben wir auch in der Theologie Ethik, diejenige Disziplin, welche den Menschen hauptsächlich auf sich selbst zurückführt und sich damit beschäftigt, was er zu tun und zu treiben hat. Der einst so

einflußreiche Philosoph dieser Universität, Wolff, schreibt seine Ethik unter dem unscheinbaren Titel: Gedanken von des Menschen Tun und Lassen. Auch der Rationalismus hält daran fest und immer noch, immer wieder wird die Ethik als ein besonders interessanter Gegenstand behandelt. Selbst dort, wo man sonst nicht geneigt ist, das Christentum anzuerkennen, selbst dann, wenn die anderen Disziplinen der Theologie in Mißkredit geraten, bleibt der Ethik Schätzung und Interesse erhalten. Dieses spricht sich zum Teile darin aus, daß man auch in der Beurteilung des Christentums durchschnittlich bei sonst sehr abschätziger Stellung vor der Moral des Christentums ein tiefes Kompliment macht oder aber, was auch schon früher so war und jetzt neuerdings besonders in Schwung kommt, darin, daß der heftigste Widerspruch gerade gegen die christliche Moral als eine Knechtsmoral, dualistische Moral, als eine asketisch das menschliche Leben verderbende Selbstverstümmelung erhoben wird. Es werden manche unter Ihnen sein, die Nietzsche gelesen haben, obgleich wir rasch lebende Leute sind und der Eifer für das Lesen von schwergehaltigen Büchern ermattet ist. Dieser Philosoph des Übermenschentums ist vom heftigsten Haß gegen das Christentum erfüllt und hat ihn in prächtigem Deutsch und in sehr ungesunden und unklaren Äußerungen zur Geltung gebracht.

Ich darf Teilnahme für den Gegenstand, den wir treiben, bei Ihnen voraussetzen. Es bedarf aber einer Verständigung darüber, was eigentlich der Gegenstand ist, und ich möchte diese Verständigung damit beginnen, daß ich zunächst ablehnend verfahre. Von dem ganzen Gebiet des Menschenlebens, mit dem man sich denkend beschäftigt, ist gerade in der neueren Zeit, in dem letzten halben Jahrhundert langsam aufsteigend und immer mehr und mehr ein Teil in den Mittelpunkt und Vordergrund geschoben. Man beschäftigt sich mit einer Seite des Menschenlebens, man läßt nur sie gelten, man lebt für sie und ringt miteinander um sie — das ist die Arbeit. Die weitverbreitete Redeweise teilt die Menschheit wunderbarerweise in Arbeiter und Nicht-Arbeiter. Schärfer fast noch als die Scheidung zwischen den Rassen und Nationen geht durch alle Rassen und alle Nationen der Unterschied zwischen denen, die sich mit Vorzug und Stolz Arbeiter nennen und den anderen hindurch. Ist Arbeit das Wesentliche des Menschenlebens? Ist die Theorie des Menschenlebens etwa eine Theorie der Arbeit? Gewiß, Arbeit ist etwas eigentümlich Menschliches. Wir sehen auf unseren Straßen die Tiere arbeiten, aber die Tiere arbeiten nicht aus

eigenem Antriebe und nach eigener Leitung, sondern das Tier arbeitet als lebendige Maschine. Und nachdem der Mensch gelernt, die lebendige Maschine zu brauchen, hat er dann auch weiter gelernt, die lebendige Maschine durch die mechanische Maschine, den Mechanismus zu ersetzen; in ihr arbeiten für uns die Naturkräfte. Auch die Pflanze „arbeitet", wenn Sie wollen; aber sie arbeitet leidend in unseren Nutzpflanzen, unseren Kulturpflanzen. Aber eigentlich im vollen Sinne arbeiten, d. h. mit seiner einsichtigen Tätigkeit die Dinge und ihre Bewegungen in seine Macht bringen, kann doch nur der Mensch. Sie wissen, daß die Naturhistoriker darüber streiten, ob der Affe Hände habe, dann nennt man ihn Vierhänder. Die anderen sagen: nein, nicht Vierhänder, sondern mit vier Greiffüßen begabt. Dann bleibt es dabei: die Hand ist das entscheidende äußere Kennzeichen des Menschen. Darum, wenn wir die Bewegung des Menschen nennen, die wir unterscheiden wollen von anderen Bewegungen, die zwecksetzende Tätigkeit, so sagen wir: wir „handeln"; wir brauchen unsere Hände. In diesem Zusammenhang ist es erklärlich, daß wir wunderbarerweise jetzt das Mißverständnis haben, als ob nur das Handeln mit den Händen Arbeit wäre. Dieser Zusammenhang aber, daß man ja allerdings kaum eine Arbeit tun kann und dabei ganz der Hände entraten, die Tatsache, daß all unser Handeln durch die Mittel des Leibes und der Außenwelt sich vollzieht, zeigt uns, daß Arbeit für den Menschen unentbehrlich ist. Es ist dann aber doch noch nicht gesagt, daß diese Arbeit, die dem Menschen unentbehrlich ist, die ihn zum Herrn macht, das Ganze des menschlichen Lebens umspanne; das ist ein Mißverständnis. Es könnte sonst auch nicht so sein, daß eben die Hände-Arbeit so in den Vordergrund geschoben würde, und daß infolgedessen das Urteil über das, was arbeiten heißt, seit alten Zeiten ein außerordentlich schwankendes gewesen ist. Wenn wir jetzt sehr gewohnt sind, zu sagen: Arbeit ist des Mannes Ehre, ist des Menschen Ehre, ist das Charakteristikum des Menschen, so ist das gar nicht von alten Zeiten her so gewesen. Sie wissen recht wohl, daß die ganze alte Welt und gar nicht bloß die alte Welt, sondern daß die nichtchristliche Welt, ja bis ins vorige Jahrhundert hinein ein Teil der christlichen Welt den Menschen unter das freie Menschenleben herabwürdigt, ihn zum Sklaven gemacht hat. Nur mit diesem Frevel am Menschentum meint die außerchristliche Bildungswelt das echte Menschentum entfalten zu können. Sie entwürdigt den Menschen zur Maschine, um dem andern Teile Sinn und Hand für

das Handeln in Bürgertum und Verkehr, Wissenschaft und Kunst frei zu machen. Von dort her ist auf uns der böse Unterschied vererbt, durch den man Arbeitgeber und Arbeitnehmer, die Segen schaffende Arbeiterschaft von der Klasse der Drohnen scheidet, die von der Arbeit anderer leben.

Man kann die ganze Geschichte der Menschheit an der Bibel ablesen. Bei der Behandlung der Bibel übersieht und vergißt der Übereifer, sich im einzelnen darüber zu unterrichten, wo die Stückchen der Bibel herkommen und wie sie zusammengeraten seien, jetzt fast ganz, daß in ihr wirklich ein Auszug des ganzen Menschheitslebens geboten ist. Nun, von dem Ziegelstreichen Israels in Ägypten, von den Pyramiden Ägyptens ab bis zu dem Kolosseum in Rom sehen wir Herrschende, die die Sklavenarbeit als etwas ihrer Unwürdiges ansehen und sich dann freuen, daß sie humaniora, das Menschenwürdigere, treiben können, während sie die große Hälfte der Menschheit zum Banausentum verurteilten. Da ist die Arbeit also nicht das Ganze des Menschenlebens. Da ist die Arbeit eine Unterstufe des Menschenlebens, auf welcher sich dann ein höheres menschenwürdigeres Leben erhebt. Da ist Arbeit eine Last, etwas, was abzuschieben wünschenswert ist: ein Leiden. Und es scheint fast so, als ob die Bibel diese Auffassung bestätige. Sie erinnern sich wohl, daß arbeiten im Alten Testament gelegentlich so viel heißt, wie: mit Leiden ringen. Wenn das Menschenleben köstlich war, wenn es hoch gekommen ist, 70 und 80 Jahre: es ist Mühe und Arbeit gewesen. Mühe und Arbeit, das klingt so oft immer wieder zusammen: „Mir hast du Mühe gemacht in deinen Sünden und Arbeit in deinen Missetaten", sagt Gott, um Israel verständlich zu machen, wie sehr es sein Verhältnis zu ihm verkannt und verdorben habe. Ist dies das eigentliche Urteil der Bibel? Gehört die Arbeit zu den Leiden, zu dem, was eigentlich in der Menschheit nicht sein sollte, worüber man hinauskommen möchte? Man hätte doch die Bibel sehr oberflächlich gelesen, wenn man das finden sollte. Wohl hängt die Arbeit mit dem Leiden zusammen, wie die Sünde zusammenhängt mit dem Leiden. Aber damit ist doch der Arbeit nicht ihr Urteil gesprochen. „Sechs Tage sollst du arbeiten und am siebenten ruhen"; warum? Gottes Schöpfertätigkeit war Arbeit. Am siebenten Tage hat er geruht. Hier liegt das Urteil der Bibel über die Arbeit. Die Arbeit, die ähnlich ist dem Tun Gottes, der die Welt schafft, kann nicht eine verdammenswerte, eine menschenentwürdigende Tätigkeit sein. Sie

hat die Würde der Gottähnlichkeit. Wenn ein theologischer Ethiker meint, die Arbeit sei erst mit der Sünde in die Welt hineingekommen, so ist das nicht biblisch zu begründen, auch selbst dem äußeren Anscheine nach nicht. Adam ist in den Garten gesetzt, um ihn zu bewahren und zu behüten, d. h. um an ihm zu erbeiten. In der tiefsten Weissagung des alten Testamentes, welche auf unseren Herrn und Heiland hinaussieht, heißt es: Wenn seine Seele gearbeitet hat, so wird sie Lohn finden. Das ist nicht das Urteil der Bibel, daß die Arbeit das Kennzeichen eines anderen Dienstes sei als des Dienstes, der den Menschen adelt, des Dienstes gegenüber seinem Herrn und seinem Gott. So war es in alten Zeiten, und vielfach ist es trotz allem heute noch so. Im großen und ganzen hat sich das Urteil ganz gewaltig geändert. Überall in unseren ausgebildeten, der Kultur ergebenen Reichen scharen sich die sog. Arbeiter zusammen zu Bataillonen, die nach Millionen zählen und fordern die entscheidende Stimme im öffentlichen Leben. Wenn einmal das schreckliche Wort laut werden muß: Arbeitslosigkeit, dann geht das Zittern und Beben durch unsere moderne Gesellschaft. Und doch kann man nicht anders als feststellen, daß Arbeit nicht bloß auf der einen Seite ist, sondern auch auf der andern. Freilich teilt man die Gesellschaft in Arbeitgeber und Arbeitnehmer, und wenn das recht oft ausgerufen wird — wir Menschen sind gar nicht von so sehr prüfenden Gedanken, daß sich das nicht den Leuten einprägen ließe. Als ob es wirklich Leute gebe, die bloß die andern arbeiten ließen und Leute, die bloß arbeiten und nicht für sich arbeiten ließen! Jeder erfolgreiche Arbeiter ist auch ein Arbeitgeber und Leute, die nur dieses sind, zählen zu den Ausnahmen, welche die Regel bestätigen.

Es ist kein Zweifel: die Vereinerleiung von Handwerk im äußeren Sinn und Arbeit kann nur ein bornierter Fanatismus aussprechen und vollends festhalten. Es gibt freilich der Regel nach keine Kunst ohne Hände und ohne Hände-Arbeit. Ist darum aber die Kunst im eigentlichen Sinn Handwerk? Wie war es mit jenem Maler, der ohne Hände geboren war? Eine solche Fähigkeit für die Auffassung der Gegenstände und ihre Wiedergabe besaß er, daß, als ihm die Mittel gegeben wurden, er mit verkümmerten Füßen zum Kunstmaler sich emporarbeitete. Da war es doch nicht die Hand, die ihn zum Maler machte. Das ist nur ein krasses Beispiel, das Ihnen allen naheliegt. Die Arbeit, die eigentliche Arbeit, kann nicht getan werden, ohne die Vorarbeit des Denkens.

Wir sprachen vom Handwerk. Ist Ihnen schon einmal eingefallen, daß diejenige Klasse der Gelehrten, welche heutzutage die größesten Schätze sammelt, Handwerker sind, nämlich Chirurgen? Sind die Chirurgen, was sie sind, durch ihre Hände? Gewiß nicht ohne die Hände und ohne Übung der Hände, auch nicht ohne ihr Auge; aber was wären die Chirurgen ohne die bis ins kleinste hinein erforschende Wissenschaft, welche jeden Nerv, jede Muskelfaser, jeden zartesten und feinsten Fremdkörper in unseren Gliedern zu finden vermag? Gewiß hat diese Chirurgie und so alles Handwerk einen starken, geistigen Hintergrund. Die wichtigere Hälfte der Weltbeherrschung ist die forschende Wissenschaft. Erst galten sie als wunderliche Leute, als Zauberer, die Alchimisten. Aus den Alchimisten sind die Chemiker geworden, und was wäre unsere heutige Bildungswelt ohne die Vorarbeit der Chemie für die großartigen Anwendungen, die unsere Äcker fruchtbar machen, hinter den dampfenden Schloten die Werte schaffen, die dann von unseren Schiffen in die weite Ferne hinausgetragen werden und uns das Leben wert und möglich machen? Handwerk ist nicht bloß Händewerk, sondern Handwerk ist Menschenwerk, und der Mensch ist der Denkende; so haben unsere Urväter in dem Instinkt ihres Selbstbewußtseins sich selbst bezeichnet. Die Arbeit, von der wir eben sprachen, sie zieht sich freilich durch unser ganzes Menschenleben, und es sind wenige unter uns, die nicht von ihrer Arbeit leben, sei es der Teil, der seine Hände regt nach dem gemeinsamen Erwerb auf Grund der Kenntnis, seien es diejenigen, welche in der Stille forschend, sinnend und beobachtend das Handwerk vorbereiten. Ist es bloß Neugier, was unter uns die Leute dazu treibt, die Selbstverleugnung zu üben, sich jahrelang von der gebildeten Menschheit zu scheiden, sich vielleicht zu begraben im Eise des Nordpols und Südpols? Nein, es ist Arbeit. Es ist die Vorarbeit für die Beherrschung der Welt, die uns unentbehrlich ist, für die Macht über Erde und Wasser und was darinnen ist, und (wir können ja hinzufügen im Anbruch) die Luft und was darinnen ist. Mag man es unseren Zeitgenossen verdenken, wenn sie schwindeln über das allmählich gewonnene Können auf Grund des Kennens und müssen wir nicht selber staunen darüber, wie Schritt für Schritt das schlichte einfache Wort sich erfüllt: Füllet die Erde und machet sie euch untertan! So ergibt sich uns wieder die Frage: Macht die Arbeit das Wesen und die Aufgabe des Menschenlebens aus? Gewiß, meine lieben jungen Freunde, werden mir ant-

worten dürfen, daß jeder sich gesagt sein lassen muß: Ohne Arbeit kein wahres Menschenleben. Schon die Römer sagten: nulla dies sine linea. Ein Tag, an dem nicht gearbeitet wird, ist ein vergeudeter Tag. Eine Gattung von Menschen, eine Schar von glücklichen Kindern ihres Volkes, die ihren Namen davon haben, daß sie die Arbeit cum studio, d. h. eifriger treiben als die anderen, dürfen nicht vergessen: nulla dies sine linea. Wahres Menschenleben muß durchzogen sein, getragen und männlich geadelt, menschlich geadelt durch die Arbeit. Sehr nüchtern hat der Apostel den christlichen Enthusiasten der ersten Zeit gesagt, die meinten, sie seien über das Irdische hinaus: Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen. Unter dem „will" hat Paulus nicht verstanden: die Arbeit auf die lange Bank schieben, bis die Notwendigkeit zu dem Versuch zwingt, das Verlorene einzuholen.

Es ist ein Großes um dieses Schauspiel, wohin die Menschheit es unter dem Schöpfersegen mit ihrer Arbeit gebracht hat. Vor meiner Seele steht das Bild eines, der ein Held in der Arbeit nach dem Verstand unserer Zeitgenossen ist. Der Name ist weit berühmt. Sie haben ihn oft nennen hören. Alfred Krupp empfing, ein vierzehnjähriger Knabe, als Erbe seines Vaters eine Fabrik mit zwei Arbeitern und mit einer geheim gehaltenen Entdeckung seines Vaters. Dieser Knabe übernahm die väterliche Arbeit. Er unterhielt zwölf Jahre lang seine Mutter und seine Geschwister mit Kartoffeln und Brot. Er hatte als 31-jähriger eine Fabrik, in der nach damaligen Verhältnissen eine große Zahl, 100 Arbeiter, arbeiteten, und Sie wissen wohl, daß er als 72-jähriger noch selbst sein großartiges Unternehmen leitete und über eine Viertelmillion von Menschen herrschte. Einen solchen Mann hört man gern über die Arbeit reden. Es ist ein Wort aus seinem Munde: „Die Arbeit muß das Gemeinwohl zum Ziele haben. Dann ist die Arbeit Segen, dann ist die Arbeit Gebet." Es ist ein ernstes, großes Wort von einem, der wußte, was Arbeiten ist, was Arbeiten wirkt und was es heißt: sein Leben an die Arbeit setzen. Gewiß muß es uns fernliegen, den ehrwürdigen Sinn dieses selbstlosen Arbeiters gering zu schätzen. Im Grunde sagt er ja auch nichts Neues. Der Fürst, welcher im Gegensatz gegen den Sonnenkönig in Frankreich gesagt hat: der König ist der erste Diener seines Staates, ein hoher Siebziger, kaum noch fähig, sein Leben zu erhalten, läßt sein Räte bei Sonnenaufgang zu sich kommen, bestimmt das Große und das Kleine im Haushalt seines Staates und sagt: „Ich werde Sie

nicht lange mehr zu bemühen brauchen", und in der Nacht haucht er einsam sein arbeitsvolles, folgenreiches, großartiges Leben aus. Nach 100 Jahren legt sein neunzigjähriger Großneffe sein Haupt aufs Lager mit den Worten: Ich habe keine Zeit müde zu sein. Bis auf die Throne hinauf, aber gottlob doch auch millionenweise unter den Thronen ist der Ernst des Arbeitslebens unter uns bekannt und geschätzt. Die Gesinnungsgenossen von Krupp, Friedrich II. und Wilhelm I. sind nicht zu zählen. Aber hat das Wort von Krupp recht, wenn es sozusagen den Menschen ganz in die Arbeit aufgehen läßt? Sagt im Grunde dieses Wort nicht, daß das nicht möglich ist? Was heißt das: die Arbeit ist Segen, die Arbeit ist Gebet? Segen, das will doch sagen: sie hat nicht genug an ihrer Frucht, die unmittelbar aus ihr hervorgeht, sie braucht der Gunst der Verhältnisse, sie braucht der Förderung, die von außen an sie herantritt. Die Arbeit ist Gebet: das will doch sagen: das Tun und Treiben macht es nicht allein aus, es muß geschehen irgendwie in der Anlehnung an ein Höheres. Entweder sagen diese Sätze von Krupp aus: Segen und Gebet liegen in der Arbeit, dann sind die Worte mißbraucht oder sie sagen aus: Segen und Gebet sind der Arbeit entbehrlich. Ist das richtig? Ist das wahr, daß an Stelle des Segens und des Gebets für uns die Arbeit treten kann und darf? Gewiß haben wir oft vielleicht nicht bedacht: Arbeit ist Segen. Der greise Bodelschwingh — es ist mir unvergeßlich — hat es mir eingeprägt: man komme keinem verkommenen Menschen mit Wohltaten, auch mit den geistlichen, mit dem Evangelium, ehe man ihm nicht Arbeit verschafft hat. Der Arbeitslose ist unfähig, die Wohltaten anzunehmen; das erste, was man ihm geben muß, das ist Arbeit. Arbeitslosigkeit ist schwerer Übelstand, nicht bloß Nahrungsmangel. Der ganze Mensch leidet darunter. Segen liegt in der Arbeit, aber doch hängt der Segen auch von der Stellung des Menschen zur Arbeit ab. Nicht welche Arbeit ich treibe, sondern wie ich die Arbeit treibe, das ist das eigentlich Entscheidende, und den Segen des Erfolgs, wie reich er einem Krupp zugefallen sein mag, verbürgt doch die Arbeit nicht. „Fest wie der Erde Rund, steht mir des Hauses Grund", so hören wir es im Lied von der Glocke. Aber wir haben auch vor kurzem gehört, wie aller fester Grund der Häuser erschüttert wird, wenn die Erde sich bewegt; denn der Erde Rund steht nicht immer fest und dann ist aller Segen der Arbeit dahin. Stolz fuhr das Luftschiff stundenlang und meilenweit über das Vaterland dahin und in einer Viertel-

stunde war es vernichtet, denn „die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand“. Die Arbeit verbürgt nicht den Erfolg und den Segen, und die Arbeit ersetzt nicht das Gebet. Wenn das Wort: die Arbeit ist Gebet, in Stolz gesprochen heißen soll: ich bedarf des Gebetes nicht, so steht es in scharfem Gegensatz zu dem Worte dessen, der gesagt hat: ich habe mehr gearbeitet, denn sie alle, wenn er uns zuruft: betet allezeit. Nicht Arbeit ist Gebet; sondern: betet und arbeitet. Die Arbeit ist doch nur Form der Menschentätigkeit. Die Arbeit empfängt ihre Gesetze von der Außenwelt, und in der Arbeit hängt der Mensch von seiner Welt ab. Ob er diese Arbeit aber für das Gemeinwohl treibt, wie Krupp fordert, oder im schärfsten Egoismus, darüber entscheidet seine Gesinnung. So genial und fleißig er arbeitet: ohne die Liebe wird die Arbeit ihm und andern zum Fluche; so selbstlos er seine Kräfte einsetze: er kommt über die Enge und Ohnmacht seines Selbst nicht hinaus in die Kindesfreiheit des Kindes Gottes, das nicht Begehrlichkeit und Sorge kennt. Der große englische Denker, dem es unheimlich wurde unter dem Rollen der Maschinen und der Betriebsamkeit der neueren Arbeit, Thomas Carlyle, hat daran erinnert, daß zur Arbeit die Hoffnung gehört; daß die Arbeit selbst Hoffnung erzeuge, das wird man nicht beweisen können, keinesfalls die Hoffnung, von der es in der Bibel heißt: sie wird nicht beschämen. Die Arbeit erschöpft den Umfang des Menschenlebens nicht. Das Wesen und das Wohin unseres Lebens ist nicht in der Arbeit befaßt. Wenn die Arbeit alles wäre, dann nähme der Tod uns alles. Ein großer Handelsfürst jenseits des Ozeans lag im Sterben. Man fragt ihn, wie er über seine Millionen verfügen wolle; er antwortet darauf: ich will nicht sterben. Eine Stunde darauf war er tot; und nach wenigen Jahren waren seine Millionen zerronnen. Jenem großen modernen Arbeiter gegenüber erinnern Sie sich an das, dessen wir in den vergangenen Wochen immer wieder gedacht haben: wie unser Herr sein Haupt neigt und spricht: es ist vollbracht. Das war zum großen Teil nicht Händewerk. Das war nicht eine Arbeit, die den Segen ersetzte und des Gebetes nicht bedurfte. Das war Arbeit im Gebet begonnen, im Gebet durchgeführt, im Gebet vollbracht. Nicht das Losungswort unserer Zeit von der unerschöpflichen und segensreichen Bedeutung der Arbeit, nicht die Versicherung: „Die Arbeit ist das Ganze“ kann uns die Antwort darauf geben, welche wir für die Frage jenes großen Fragers aus Athen uns zu suchen haben; wir werden sie anderswo zu suchen haben: bei dem,

von dem Luther gelernt hat zu bekennen: „Fleißig gebetet ist halb gearbeitet“ und Paulus zu mahnen: „Betet allezeit.“ Beispiel und Mahnung dieser großen wirksamen Arbeiter ruft uns zu: Betet und arbeitet. Unser arbeiteifriges und arbeitstolzes Geschlecht schmilzt den Adel der Menschheit in die Kette um, mit der es sich selbst dem Diesseits verknechtet. Auch mit seiner angetretenen Herrschaft über den Ozean der Luft; auch dies Gebiet front dem Fürsten dieser Welt und seiner Geisterschaft. Nicht bloß Raum und Zeit neben der Arbeit kann und muß das Beten finden, nicht nur sie zu durchziehen vermag die Anbetung im Geist und in der Wahrheit. Für das Handeln des Gotteskindes darf das Gebet die Vorderhand in Anspruch nehmen, um die Freiheit des inneren Menschen zur Wirklichkeit zu machen. Jene Verknechtung in verzehrender Arbeit macht uns die Erde nur scheinbar untertan; um das im Vollsinne zu erreichen, dürfen wir nicht vergessen, daß erst „Himmel und Erde“ unsere Welt ausmachen. Der Herrscherstempel der Gottebenbildlichkeit verblaßt, wenn er nicht durch den Verkehr mit Gott frisch erhalten wird. Und deshalb umspannen das ganze, wahre Menschenhandeln nur die beiden Worte: bete und arbeite. Der durch Liebe in Wirksamkeit tretende Glaube, in dem der Sohn uns recht frei macht, er ist und bleibt die Wurzel für alles Handeln, das dieser Stunden Gegenstand bilden soll.

Unbewußtes und bewußtes Christentum.

Eine Weihnachtsbetrachtung im Vorhof.

„Ich weiß, an wen ich glaube",[1] so hören wir den großen Apostel des Glaubens dem zurufen, der unter allen den Seinen ihm der Nächste, der Vertrauteste war. In dem Schreiben, welches wir als sein Vermächtnis ehren, spricht er dieses Wort im Hinblick auf seine nahe

---

[1]) Dieser Vortrag ist im Jahre 1867 gehalten worden. Er war veranlaßt durch R. Rothes große Rede bei der Begründung des Protestantenvereins und seine Aufsätze in Schenkels Zeitschrift, in welchen er seinen Gedanken entwickelte, daß das Christentum wesentlich religiös-sittliche Lebensmacht sei und auch da wirke, wo man seiner geschichtlichen Entstehung und weiteren Erscheinung verständnislos gegenüberstehe. Diese Behandlung einer Zeitfrage wieder vorzuführen, würde ich scheuen, wenn es nicht dienlich erschiene, das jetzt lebende Geschlecht daran zu erinnern, daß manches angeblich Neueste durchaus nicht neu sei, und daß seine Gegner schon vor Jahrzehnten sich damit auseinandergesetzt haben. Rothes Lehre von der unausbleiblichen Entkirchlichung des Christentumes, welche seine Vorlesungen üb. d. Kirchengeschichte (hg. von Weingarten 1875) anschaulich darlegen, ist nur die andre Seite von seiner damals vorgetragenen Anschauung, im Gegensatze zur bisherigen asketischen und dogmatischen Richtung sei nun ein weltoffenes und ein weltfrohes Christentum ohne Betonung des Glaubensinhaltes zu vertreten; dann werde sich zeigen, daß im Grunde alle Welt christlich sei und auch gern sein wolle. — Nun melden sich diese Gedanken in verschiedener Form wieder; so z. B. bei O. Ritschl, D. histor. Christ. Ztsch. f. Th. u. K. 1893 S. 385 f. Da kann es dienlich sein, ihnen einfach die biblischen Gedanken gegenüberzustellen, wie hier vor dreißig Jahren versucht worden ist. Es handelt sich dabei, auch in der vorliegenden Behandlung, um Grundfragen wissenschaftlicher Erkenntnis des Christentumes, und die desfalsige Scheidungslinie geht mitten durch die neueste Schule hindurch; vgl. meine Schr. „D. sog. histor. Jes." 2. A. S. 16 f. S. 152 f. G. Ecke, D. theol. Schule A. Ritschls. S. 152 f. 158. 162 f. Sie scheidet die Christus-Gläubigen von den Rationalisten jüngsten Datums. [2]) 2. Tim. 1, 12.

Opferung und seine bevorstehende Auflösung: er spricht es aus, getragen von der erhabenen Zuversicht: „ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten.“ [1]) Wie klingt dieses „ich weiß“ so fest und klar, so markig männlich, so überzeugend und stärkend in unsrem Herzen wieder, wenn wir es aus dem Munde des Sterbenden vernehmen, wenn in ihm sich das innerste Leben des Glaubens und Hoffens in heimlicher Vertraulichkeit zusammenfaßt. Wir fühlen es, dieses Wissen ist der feste Stahl, welcher dem Manne die Unentweglichkeit und die Federkraft verliehen hat, in deren Macht er vermochte, Glauben zu halten. „Ich weiß, an wen ich glaube,“ wenn wir ihm dies Wort nachsprechen können, welche lichte Klarheit erhellt aus den Tiefen unsres Gemütes heraus unser ganzes Denken und Planen, unser Wirken und unser Geschick! Und dieses: „Ich weiß, an wen ich glaube,“ befaßt es nicht in schlichtem Bekenntnis allen den Dank in sich, von dem bewegt wir vor Bethlehems Krippe stehen, in der sich uns die Fülle des Heiles, des Friedens, des Lebens immer neu darbietet?

Wissen, an wen man glaubt, das ist apostolisches, das ist bewußtes Christentum. Und sollte man nicht meinen, ein solches Wort müßte in unsren Tagen überall lauten Wiederhall finden, da man sich rühmt, frei von den Fesseln kindischen Glaubens zu der Mannesstufe des Wissens fortzuschreiten? Aber die Zeit ist verflossen, in der man wähnte, den Glauben in das Wissen aufgehoben, d. h. den reinen Kern blasser allgemeiner Gedanken mit Recht aus der derben Schale zufälliger geschichtlicher Wirklichkeit und Anschaulichkeit gelöst zu haben. Die Täuschung ward zu bald kund. Die einen erkannten, daß sie einen Stein für Brot eingetauscht hatten; die andern sahen zum mindesten ein, daß sie nicht im Besitze von Kern und Schale, sondern vor einem Entweder — Oder standen. Aber wem sie den Preis geben sollten, dem Glauben oder dem Wissen, das schien ihnen eben kaum zweifelhaft. Welch ein Reichtum an Wissen türmte sich vor ihnen von Jahr zu Jahr höher empor! Wer das Gebirge nicht selbst durchwandert und durchforscht hatte, den blendeten seine von fern geschauten Umrisse. Staunen ergriff ihn, wenn man ihm einmal die Karte des unbekannten Landes zeigte, nach der er sich freilich so wenig eine Vorstellung von demselben machen konnte als, mit gleichem Mittel ausgerüstet, ein Kind der russischen

[1]) 2. Tim. 4, 6. 7

Steppen von der stolzen Alpenwelt. Man wußte und weiß so viel; was bedarf es des Glaubens! Man weiß so viel jetzt anders, als man ehedem glaubte. Und gibt es denn einen Unterschied unter den Gegenständen des Wissens und des Glaubens? Wie unbescheiden, daß wir das Christentum noch glauben sollen, da wir überhaupt zur Mündigkeit des Wissens erwachsen sind. Ja, die Wissenschaft zeigt uns, daß wir eben auch das Christentum anders wissen müssen und können, als wir es glaubten. Sein Glaube verträgt sich nicht mit unsrem Wissen. Wir wissen, daß die Natur sich nicht durch Wunder in ihrer heiligen Notwendigkeit stören läßt; wir wissen, daß die Fülle der Menschheitsidee sich nicht in ein Individuum ergießt, daß auch Jesus nur ein Genie unter vielen gewesen sein kann; wir wissen, daß die Berichte von seinem Leben nur die Märchen sind, welche die kindische Phantasie seiner unreifen ersten Gemeinde liebevoll um das Bild wob, das sich verschwimmend ihrer Erinnerung eingedrückt hat. Auch diese stolze Errungenschaft eines angeblichen Wissens um das Christentum führte im Grunde nur dazu, daß man das Christentum überflüssig fand und seine eignen Wege ging, zufrieden zu wissen, woran man nicht glaubte.

Aber soll nun die Christenheit aufhören, Christenheit zu sein? Wenn doch das Christentum unleugbar bald durch Jahrtausende hin den Lebenstrieb der Geschichte bildet, nachdem es die Welt aus der Barbarei des Heidentumes errettet hat — soll das aufhören? Eine bange Ahnung, das möchte zu einer neuen Zeit heidnischer Barbarei führen, ergriff die Gemüter; auf die sittigende Großmacht mochte man nicht verzichten. Da fand sich ein glücklicher Ausweg. Wohl scheint es so, als seien die Massen der Gebildeten durch ihr Wissen dem Christentum entfremdet; aber es scheint nur so. Und den Schein erzeugen nur die, welche vorgeben, daß sie in ihrem Wissen aus dem Glauben heraus auch das Christentum allein besitzen. Sie lügen oder sie täuschen sich selbst. Die Großmacht zieht nicht in Winkelkirchlein ein, sie hat nur Platz auf dem weiten freien Boden des gesamten Menschenlebens. Sie ist auch in der Tat noch auf dem Plan. Alle leben in ihrer Kraft; sie wissen es nur nicht, man hindert sie nur törlich, es zu wissen. Man nehme ihnen die Hülle von den Augen, und sie werden sich selbst als Christen erkennen. Das ist die große Entdeckung von dem unbewußten Christentume. — Was aber nun weiter? Soll es dabei bleiben, daß die Tausende, gelenkt durch individuelle Neigung und durch Sonderneigungen, die sie den entlegensten

Gebieten entnommen haben, ihre verschiedenen Wege hingehen, nachdem es ihnen zum Bewußtsein gekommen ist, daß sie, wie sie eben sind, alle ohne Unterschied Christen sind? Unmöglich! Denn das Christentum hat seine Anhänger in Liebe zusammengeknüpft; es hat die zerrissenen Völker und die getrennten Stände vereinigt; es hat eine Gemeinschaft geschaffen, die Ein Herz und Eine Seele wurde. Das ist von Anfang an seine Wirkung gewesen, und eben das hat von dem ersten Tage seines blutgetränkten Ganges durch die Welt seinen Ruhm und seine gewinnende Macht gebildet. Wie steht es nun mit dieser seiner sammelnden Kraft? Mit dem bloßen Wissen darum, daß ich ein Christ bin, ist es augenscheinlich nicht getan; wir müssen uns doch als Christen wieder erkennen. Woran denn? Die Antwort liegt zunächst: daran daß wir wissen, was wir an dem Christentume haben, was es aus uns gemacht hat oder machen will. Allein hier tritt wieder das leidige Wissen scheidend dazwischen. Die zum Bewußtsein erwachten unbewußten Christen haben sehr verschiedene Meinungen darüber, was das Christentum überhaupt, und was es ihnen ist und sein soll. Jenes Wissen, welches dem alten christlichen Wissen das Urteil gesprochen, ist keine in sich geschlossene Macht; zumal im Gemeinbesitz, in den nur zufällige Bruchstücke seines Reichtumes übergehen. Und die über alles verehrte fortschreitende Wissenschaft schreitet zwar als eine Gottheit durch unsre Mitte; aber wenn der geheimnisvolle Schauer geschwunden ist, und ein jeder klar sagt, was er von ihr vernommen hat, dann beginnt die babylonische Sprachverwirrung, und nur wenige kommen miteinander überein. Die einheitliche Wissenschaft ist für die meisten unter den Eingeweihten ein brennender Wunsch, eine in unendlicher Weite sich verlierende Aufgabe; bei den leichtfertigen Verehrern im Vorhofe, welche sich mit den abfallenden Brocken begnügen, ein Wahn und Traum, in seiner Verfestigung aber ein blendender Aberglaube. Hat denn das hergebrachte Wissen um das Christentum vor dieser tausendstimmigen Wissenschaft seinen Proceß verloren, so ist man wohl darüber einig, daß man dasselbe verwirft; allein ein Wissen kann fortan überhaupt nicht mehr das einigende Band sein. Vermag aber die bloße Verneinung das auf die Dauer nicht zu leisten, wo ist ein andres Band zu finden? wie ist die unausbleibliche Scheidung zu vermeiden, welche der Versuch bringen müßte, ein andres Wissen darum an die Stelle zu setzen? Nichts einfacher als die Auskunft hierfür! Seien wir nur folgerecht! Bleiben wir dabei, daß das Christentum seiner Natur nach

unbewußt ist; und muß uns freilich zum Bewußtsein kommen, daß wir Christen sind, so halten wir uns darüber unbewußt, was wir als Christen sind und was das Christentum ist. Dasselbe steht ja nicht in einer Anzahl von wissenschaftlichen Formeln, sondern in einer Reihe geschichtlich wirksamer ethischer Tatsachen. Dieselben können und zwar im Vollwert — so gibt man vor — wirksam werden, ohne daß man klar um sie weiß. Vor allem Menschenliebe im Aufblicke zum allgütigen Vater, oder — um genauer zu berichten — im Einblick in die eigne Brust und in die uns umgebende Welt, deren Leben er ist, das ist Christentum. So mag denn jeder wissen oder zu wissen meinen, was ihm notwendig scheint! Reichen wir uns die Hände, getrieben von jener Liebe, um gemeinsam und doch jeder in seiner Art fortzuarbeiten an den tausend Aufgaben irdischer Cultur, in den tausend Arten und Weisen, wie sie uns überliefert sind oder sich uns neu eröffnen. Dann wird eine christliche Gemeinschaft entstehen, zu der alle gehören, die in diesem Zusammenschlusse zu irdischen Zwecken sich ihres Christentumes bewußt werden; eine Gemeinschaft, welche das ganze weite reiche Menschenleben umspannt, eine allumfassende Gemeinde, von der allein die ausgeschlossen bleiben, welche etwas Sonderliches und Gewisses vom Christentume zu wissen meinen und dieses Besondre eben darum nicht preisgeben wollen. Was das Christentum, was Christus, „diese geschichtliche Tatsache von einzigartiger Bedeutung" sei, das wird die Menschheit erkennen, wenn sie den unendlichen Proceß wissenschaftlicher Entwickelung durchlaufen hat, d. h. eben weil derselbe unendlich ist, nie.[1]) Bis dahin begnügen wir uns mit den Versuchen, dieses tiefste Rätsel zu lösen, da doch einmal der Mensch kraft seiner Erhabenheit über das Tier nicht darauf verzichten kann, solche Versuche zu machen. Aber jeder mache seinen Versuch für sich; er erhebe nicht den Anspruch, daß er auch andern für wahr gelte; vornehmlich mute er unsrer Zeit nicht zu, daß sie die alten kirchlichen Erkenntnisse annehme, wie wahr sie auch sein mögen; denn diese Zeit wendet sich mit Notwendigkeit von allem Übermenschlichen, Ungewöhnlichen ab. Man mute ihr auch ferner nicht zu, daß sie im Glaubensgehorsame sich beuge. Denn dazu hat man kein Recht. Mit dem klaren Ausdrucke des Wissens um das Christentum beginnt die Theologie, die Wissenschaft vom Christentume; das Christentum aber ist nicht Gedanke, sondern Tat und Leben

[1]) O. Ritschl, a. a. O. S. 204.

Darum bleibe das Christentum, das in den Menschen lebte und wirkte, ohne daß sie darum wußten, auch wenn sie nun darum wissen, eine gefühlte und bewährte Macht, aber wissenschaftlich unbewußt. Sonst möchte es unter diesem hellen Lichte zerschmelzen, oder seine wärmende zündende Macht würde von der Krystallsäule der Vernunft in das kühle Farbenspiel des Regenbogens zerlegt.

Das ist modernes Christentum, das ist das unbewußte Christentum unserer Tage. Unbekannt und unerkennbar wandelt durch seine Dämmerung das Gespenst eines vor Jahrhunderten verstorbenen Mannes ohnegleichen. Und wenn er hervorträte aus den Nebeln dieser Nacht, wenn er an das Schifflein dieser Gemeinde träte und spräche sein gewaltiges „Ich bin's", wie könnte ihm der zuversichtliche trostreiche Ruf antworten: „Es ist der Herr"? Wie könnte der Mund eines solchen unbewußten Christen, wenn jene Gestalt seine Hände nähme und seine Finger in ihres Leibes Narben legte, anbetend ausbrechen: „Mein Herr und mein Gott"? Und wollten wir das „glauben" nennen, wenn diese unbewußten und nicht wissenden Christen sich dem Zugeständnisse nicht entziehen können, dieses Kultur erzeugende und pflegende Christentum weise zurück auf eine außerordentliche Ursache — und wie gering ist die Zahl derer, welche klar genug denken, um nur dieses einzusehen! —, wollten wir das im Widerspruche mit Schrift und Christenerfahrung „glauben" nennen, sie könnten nur das gemeinsame Bekenntnis aussprechen: wir wissen nicht, an wen wir glauben.

Wahrlich, das letzte Bekenntnis, welches wir diesem modernen Christentum ablockten, es lautet sehr verschieden von dem apostolischen Worte, welches zuerst mit der klaren Frische eines Wintertages und doch zugleich mit der Lebensfülle eines Lenzmorgens in unsre Herzen fiel! Oder gibt es hier nur einen Wortstreit, erwachsen unter dem vielen Unkraut auf dem in Disteln aufschießenden Acker, an dessen Rand die Tafel steht mit der warnenden Aufschrift: „Glauben und Wissen"? Es ist doch keine täuschende Einbildung, wenn wir uns sagen: tausende gehen hin, ihre Seele in Dunkel gehüllt, welches des Lebens Entfaltung hindert, ihr Herz von Fragen gequält, die wie scharfe Messer die Sehnen ihrer Arbeitskraft durchschneiden, und vermöchten wir es, ihr Auge vertrauend auf das Kind zu Bethlehem zu richten, sie würden zu neuem Leben in klarer kräftigender Freiheit erwachen. — Wir erkennen es an, daß seit achtzehn Jahrhunderten das Christentum die entscheidende und herrschende Macht in der Culturentwickelung ist, daß

seinem lebenskräftigen Samen die edelsten Bildungen derselben entstammen. Ist dem so, dann greift sein Machtgebiet auch weit hinaus über die engen und verborgenen Kreise, welche in ihm bewußt das Heil erkannten. Sind doch gerade diese nicht selten geneigt, jene herrlichen Erzeugnisse nur als Bastarde anzusehen und zu urteilen, nur um das Opfer der Anteilnahme an ihnen könne man den Zutritt zum Heiligtum erkaufen. Gibt es da nicht in der Tat weite Gebiete, über denen die Inschrift mit Recht glänzt: „Unbewußtes Christentum"? Ja, tun wir Unrecht, wenn wir seit Spener und Francke, seit Menken und Schleiermacher mit einem tiefgewurzelten Mißtrauen auf jene Rechtgläubigkeit schauen, die da meint, den Geist des Christentumes in klare Lehrformeln, gleichsam in scharfkantige demantene Krystalle gebannt zu besitzen, welche aber auch die Kräfte, die das Leben wandeln und zusammenschließen, in starre Denkzeichen verwandelt hat? Die Herzenstheologie hat doch wohl nicht ohne Grund die sogenannte Orthodoxie von Kanzel und Lehrstuhl verdrängt. Scheint es denn nicht besser getan, die Christen in der unbestimmten Weite eines nicht klar bewußten Christentumes zu erhalten, ihre Herzen seinen unbewußten Antrieben zu überlassen? — zumal da bei jedem Schritt in die Theologie hinein die neuere Wissenschaft eine Frage entgegenbringt, welche die Zuversicht des Gefühles in die Pein des Zweifels zu verwandeln droht; zumal da auf jedem Tritte des denkenden Eindringens in die Geheimnisse des Glaubenslebens die Gefahr lauert, daß ein jeder anders denke und mit dem Mißverständnisse die Entfremdung sich einstelle!

Solchen Betrachtungen haben wir im ersten Augenblicke nicht leicht etwas entgegenzusetzen. Die unleugbare Wahrheit derselben scheint der Lehre vom unbewußten Christentum eine gegründete Unterlage zu bieten. Und doch stimmen wir nur zaudernd ein; zu dem Zuge unsres christlichen Lebens stimmt viel harmonischer das helle Zeugniswort des Apostels: Ich weiß, an wen ich glaube. Gibt es aus diesem Zwiespalte keinen Ausweg? Mir deucht, es könne nicht verlorene Mühe erscheinen, wenn wir einen solchen suchen. Gelingt es uns, das Echte aus jenen allgemeinen Betrachtungen auszusondern, so werden wir imstande sein, dem unbewußten und dem bewußten Christentum ihre Grenze zu ziehen.

Wir werden erkennen, daß man in dem vorliegenden Gebrauche dem Namen Christentum eine unzulässige Weite verleiht. Denn vor dem klaren Licht apostolischer Einsicht teilen sich die verschwimmenden

Wolkengebilde, indem die Empfänglichkeit für das Christentum samt seinen sittigenden Wirkungen sich von seiner vollkräftigen Verwirklichung im Glaubensleben der einzelnen und der Gemeinde scheiden. Wir werden aber zugleich uns dessen erinnern, daß es verschiedene Stufen und Arten der Bewußtheit geistigen Besitzes gibt; und nach dieser klaren Bestimmung wird sich das Urteil über Notwendigkeit und Entbehrlichkeit, über fördernden und schädigenden Einfluß dieser verschiedenen Arten und Stufen der Bewußtheit bemessen.

Unter denen, welchen die Aufgabe zugefallen ist, die Wahrheit und Unentbehrlichkeit des Christentumes auch dem forschenden Verstande darzutun, vererbt sich ein Grundgedanke, auf den sie zuletzt immer zurückkommen. Es ist die Erkenntnis, daß eine unleugbare Übereinstimmung zwischem dem wahren Wesen des Menschen und allem dem besteht, was unsre Religion mitzuteilen behauptet und was ihre Bekenner ihr zu verdanken bezeugen. Dieser Gedanke hat einen ansprechenden Ausdruck in dem Worte des afrikanischen Apologeten Tertullianus erhalten, daß die menschliche Seele von Natur eine Christin sei. Was aber war es, worin er dies Zeugnis fand? Es war vornehmlich die Beobachtung, daß in Augenblicken innerster Erregung das Gemüt der Heiden die Fesseln des überlieferten Aberglaubens bricht und ahnend Andacht und Gesuch um Hilfe an den einen Gott richtet. Diese einzelne Äußerung, welche dem tiefsinnigen Bekenner aufgefallen ist, dürfen wir nur als Beispiel einer ganzen Reihe gleichartiger Erscheinungen betrachten. Es verhält sich in der Tat so, daß Ahnungen in jeder Menschenseele ein traumhaftes Leben führen, Bedürfnisse in ihr bald schlummern, bald laut, wenn auch unverstanden, sich vernehmbar machen, die unter helles Licht treten und ihre erquickende Befriedigung finden, wo das zeugungskräftige Wort christlicher Verkündigung erschallt und als Same eines neuen geistigen Lebens in das Herz fällt. Gehen wir einen Augenblick dem Menschenleben dahin nach, wo es allein seinen eignen Kräften überlassen ist und zugleich seine eigentlichen Tiefen unbefangen unsrer Beobachtung erschließt! Es war dem natürlichen Menschen eine unliebsame Kunde, welche der unerbittlich strenge große Denker unsres deutschen Nordens, der Cato Censorius unter den neueren Philosophen brachte, aber sie entstammte einem scharfen Blick in unser Herz. Es wird, so lehrt Kant, in unsrem Innern ein Befehl laut, ohne einen Grund für sein Ansehen anzugeben, ohne irgendeine Bedingung für seine Geltung

zuzugestehen. Im Namen der heiligen Pflicht, die wir nicht aus eigner Vollmacht über uns nehmen, die vielmehr mit uns geboren wird, fordert er selbst das Opfer unsres Lebens. Wenn nun alles in unsrem natürlichen Dasein außer und in uns sich empört gegen dieses Gesetz, woher diese Stimme so unbeugsam in ihrer Forderung, so unentfliehbar in ihrer Obmacht, daß dem Empörer unrettbar die Stunde schlägt, in der sie ihn vor ihren Richterstuhl fordert und ihren Wahrspruch durch Strafen bekräftigt, mit deren Qual sich kein noch so herbes Geschick vergleichen läßt? Sie ist die Zeugin von unsrer höheren Natur, der unser erscheinendes Wesen entfremdet ist; die Prophetin einer heiligen Macht, der wir diese Natur verdanken und die bis in unser Herz hinein das Recht geltend macht, welches sie mit derselben unsrem Tun gesetzt hat. So entstammt denn, was immer von Pflichttreue zu Stand und Wesen kommt, einem den meisten verborgenen Quell; und wenn es sehr mangelhaft bleibt, wenn es statt eines sicheren klaren Fortbauens zumeist nur einzelne voneinander gerissene Handlungen sind, in denen wir sie erkennen, so deutet das darauf hin, daß die volle Kraft nur dann sich entwickeln mag, wenn die Hülle entfernt, wenn jene befehlende und richtende Macht auch noch in andrer Weise Bundesgenoß im Streite der höheren Natur gegen die niedere wird. „Alle Sittlichkeit ist unbewußte Religion" (Jul. Müller), aber kräftige vollendete Sittlichkeit ist nur da, wo sie bewußt und tatsächlich religiös wird. Im Gewissen kündet sich das Bedürfnis einer sittlichen Religion an, d. h. einer Religion, welche das ganze sittliche Leben umspannt und mit erneuernder Kraft durchdringt. — Aber weitere peinigende Rätsel treten uns an diesem Punkt entgegen. Es ist nur der Wiederschein jener harten Forderung, wenn unser Dichter sagt:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel größtes aber ist die Schuld.

Doch dieses Wort ist ja eine markerschütternde Klage um den Unwert und die Flüchtigkeit des Lebens, das wir trotz allem als die Grundbedingung aller irdischen Güter anerkennen müssen — zugleich eine schmerzende Klage um das Siechtum unsres edleren Wesens und um die Verderbtheit unsrer Welt, durch welche das größeste Übel, die Schuld, unvermeidbar wird. Wo liegt die Lösung dieses Doppelzwiespaltes? Mit derselben verzichtenden Klage, die doch notwendig die Verwahrung gegen eben diesen Verzicht in sich schließt, mit einem bitteren Weheruf schließt im Grunde die griechische Tragik; sie fand keine

Scheidung und keine Versöhnung zwischen Schuld und Schicksal in ihrer heillosen unentwirrbaren Verschlingung. Ihre innere Zerrissenheit ist der Notschrei nach einer Macht, welche das Geschick in Zusammenstimmung hält und bringt mit der Sittlichkeit; welche der Pflichttreue das höhere Leben verbürgt, wenn ihr das niedere geopfert werden soll; welche von jener Schlinge uns entstrickt, deren sinnbetörende Verwirrung das Wort bitteren Vorwurfes zeichnet:

ihr führt ins Leben uns hinein,
ihr laßt den Armen schuldig werden;
dann überlaßt ihr ihn der Pein,
denn jede Schuld rächt sich auf Erden.

Unser ganzes Leben erweckt das Fragen nach einer sittlichen Weltordnung, deren Hand nicht nur die starre schneidende Durchführung einer ewigen Notwendigkeit verwaltet, sondern auch den heilenden Balsam einer Sühne für die tatsächlich unvermeidliche Verschuldung bereit hält. — Und welcherlei Macht mag das sein? Es klang ja wohl heidnisch, und war auch im eignen Denken echt heidnisch gemeint, wenn der jugendliche Schiller in seltener Pracht der Sprache den toten Gott schmähete, unter dessen ruhigem Thronen die Welt sich wie eine Maschine abspielt, und um die verlorene Herrlichkeit der Hellenen klagte:

da die Götter menschlicher noch waren, waren Menschen göttlicher.

Und doch birgt sich hinter der ästhetischen Hülle ein Heidentum, welches vom wahren Menschenleben eine wärmere Erinnerung bewahrt als jene angeblich christlich bestimmte Pflicht-Philosophie. Hier kommt das Sehnen nach der lebendigen, nahen, sich kundtuenden Gottheit zu Worte, deren sich das landläufige Christentum in Kants Tagen so ziemlich entschlagen hatte; das Sehnen, dem das Versprechen antwortet:

nehmt die Gottheit auf in euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron.

Auch dies Versprechen, wie es gemeint war, ist freilich ein Wahn, aber doch ein Seherwort, dessen Gehalt hinaus geht über des Redenden nächstes Verständnis. [1])

---

[1]) Schiller, das Ideal und das Leben. Vgl. die beiden zusammengehörenden Strophen, welche von dem sittlichen Ideal und der Schuld handeln; sie nehmen nur die religiöse Sühne, welche das Christentum geschichtlich bietet, in ästhetisch-spiritualistischer Verflüchtigung voraus. Dieser Idealismus, wie er ähnlich in Goethes Iphigenie erscheint, spricht hier klarer die Forderung des göttlichen Wirkens

Sei es genug an diesen Zeugnissen, daß die menschliche Seele in ihrem höchsten Dichten und Trachten von Natur eine Christin ist; es ist nicht unsre Aufgabe alle jene Strahlen zu sammeln, welche die Nacht des alten und neuen Heidentumes durchbrechen. Welcher Art aber diese natürliche Beziehung auf das Christentum sei, kann uns nicht länger verborgen bleiben. Stellen wir die Frage: ist das Christentum? so lautet die selbstverständliche Antwort: ebenso gewiß, als Hunger Sättigung, als Bedürfnis Befriedigung ist. Es ist ein Verlangen, das nicht aufhört sich fühlbar zu machen, ein Sehnen nach Christentum, welches aber dieses seines Zieles unbewußt bleibt, bis dasselbe sich ihm als Erstattung alles Mangels darbietet. — Oder wäre es etwa so, wie eine philosophische Theologie uns einreden will, wenn sie lehrt: der natürliche Mangel wandelt sich mit innerer Notwendigkeit in Reichtum; sobald dem Menschengeiste sein Bedürfnis nur hell in das Bewußtsein tritt, findet er in seiner eignen Kraftfülle auch die Befriedigung, und das Christentum ist nichts, als das aus den Tiefen des gesamten geistigen Lebens sich emporringende Bewußtsein von solcher in demselben schlummernden Kraft? Waren etwa so die ergreifenden Worte des „Stifters unsrer Religion" gemeint,[1]) da er die ihm Nahenden mit jenen Seligpreisungen begrüßte, welche in eines jeden Menschen Brust den vollsten Wiederhall finden? Ich denke, jeder unbefangene Sinn hat ihn anders verstanden. Die verkündete Seligkeit ruht nicht auf einer Reife gleich der des Keimes, der nur des günstigen Bodens bedarf, um aus innerer Macht die Pflanze aufwärts zu treiben, vielmehr auf einer Reife der Empfänglichkeit, welche, durch das erweckende Wort zur vollen Erkenntnis innerer Machtlosigkeit gezeitigt, fähig ist, die schöpferische Zeugungskraft in sich aufzunehmen und walten zu lassen. Nicht dem, der mit kraftloser Scheinnahrung sich überfüllt hat, sondern dem, der den Hunger mit Schmerzen fühlt und nach echter Speise umschaut, kann dieser Mann selbst zum Himmelsbrote des Lebens werden. — Und wenn es sich so verhielte, wie jene Feinde einer rettenden Gottesoffenbarung lehren, warum ist jener erquickende

---

aus, erkennt schärfer die Schuld an und legt somit Verwahrung gegen den flachen deistischen Moralismus und Optimismus ein, der neuerdings wieder um sich greift, nur in pantheistischer Verschlechterung. — Es kam hier selbstverständlich nur darauf an, daran zu erinnern, daß Bedürfnisse einzeln laut werden, welche die gemeinsame Befriedigung nur in der Heilsoffenbarung des lebendigen Schöpfers finden.

[1]) Matth. 5, 3—11; Luk. 6, 21. 22. Vgl. C. F. Baur, Ntl. Theol. S. 63.

Lebensquell nie aus der Menschenbrust hervorgebrochen, ehe jene Worte auf den Ufern des Sees Genezareth vernommen wurden? An dem Bewußtsein des Mangels hat es nicht gefehlt. Soweit die Nacht des Heidentumes die Völker bedeckte, zog und zieht freilich meist nur ein dumpfes Sehnen, eine stumme sich selbst nicht verstehende Klage durch die Gemüter. Aber bei den tieferen Denkern kommt sie klarer zu Wort, und auch bei ihnen wandelt sie sich nicht in selbstgefundene Befriedigung, sondern sie klingt aus in ungelösten Mißklang; oder die Scheu vor der Verzweiflung lehrt den wirklichen Widerspruch künstlich zu mildern und mit geheimem Mißtrauen dem Menschen sein Bedürfnis auszureden, ihn von einer aus eigner Menschenkraft zu gewinnenden Befriedigung zu überreden. Und wollte man den fortdauernden Mangel daher erklären, daß das Bewußtsein um sein Vorhandensein nicht zur vollen Klarheit gediehen war, so fehlt es uns nicht an dem Beweise, daß es eines andern bedurfte, als dieses erwachenden Bewußtseins, um die Befriedigung zu gewinnen. Eine Stätte gab es doch in der alten Welt, wo man um das Bedürfnis klar genug wußte. Die Adventswochen rufen uns die Stimmen immer von neuem in das Gedächtnis, in denen Israels klagendes Sehnen und fröhliches Hoffen unlöslich miteinander vereinigt sind. Dieses Volk stand unter den Donnern des Sinai und unter der demütigenden Rüge seiner Propheten; seine Sänger schauten mit Bangen in das dunkle Reich des Todes hinein; Hiobs anklagendes Verzagen und des Predigers düsteres Zweifeln sind nicht nur die Anfechtungen einzelner in seiner Mitte gewesen. Warum kommen seine Frommen zu keiner Genüge und keinem Frieden, trotzdem daß sie wußten, man bedürfe dieser Güter, ja trotzdem daß sie wußten, es komme die Zeit, in welcher dieselben gewonnen werden sollen? So hoch immer bewußtes Hoffen über unbewußtem Sehnen steht, in keinem von beiden liegt die Kraft des Erwerbes; nur darin besteht ein Unterschied, daß dieses Sehnen nicht zur Empfänglichkeit wird, ohne zu dem klaren Bewußtsein des Mangels erhoben zu sein, von dem jene Hoffnung getragen wird. Auch ist es nicht ohne Bedeutung, daß klares Bewußtsein von Mangel nur da gefunden wird, wo daneben die Gewißheit herrscht, daß seine Erstattung außerhalb des Machtkreises menschlicher Natur liegt; nur da, wo die Hoffnung auf eine Erlösung durch einen Retter lebt, den Gott geben wird. Volles Bewußtsein des Mangels ohne diese Hoffnung müßte den Menschen erdrücken, und darum ist ohne diese Morgenröte das verhüllende Dunkel eine Wohltat, gleich der

Bewußtlosigkeit in der Stunde des Todeskampfes; deshalb aber legt dieses Bewußtsein in seiner vollen Schärfe auch die Ohnmacht des eignen Wesens [1]) klar und richtet den Blick empor zu den Bergen, von denen die Hilfe nahet.

In seinem Erleben und in seinem Hoffen stellt dieses Volk deutlich dar, wonach alles dieses Sehnen und Bedürfen im tiefsten gerichtet ist. Mit dem meisten war es reichlich ausgestattet, was bei den Vertretern eines unbewußten Christentumes in hoher Schätzung steht. Aber das war ihm nicht das, und darf uns nicht das sein, was wir vom Christentum erwarten. Hier handelt es sich nicht um ein besseres Wissen von Gott; denn wo gibt es eine reinere Gotteserkenntnis als in dem Gotteswort an Mose, [2]) in dem Gesichte des Elia am Horeb [3]) und in dem Dreimal heilig, welches Jesaja in der Verzückung vernahm! [4]) Auch nicht um eine edlere Sittenlehre handelt es sich: denn was können alle Philosophen zu dem königlichen Doppelgebote hinzutun! [5]) Nicht um eine großartigere Weltanschauung endlich handelt es sich: denn die höchsten Ideale von der Wesenseinheit und von den Zielen der Menschheit stehen auf den ersten Blättern des alten Testamentes und in den farbenreichen Zukunftsbildern der Seher beider Reiche verzeichnet! Israel hatte nur die gegebenen Keime zu entfalten, um die höchsten Höhen des Wissens zu ersteigen; danach durstete es nicht, sondern nach einer Tat Gottes, nach Leben aus Gott, nach dem lebendigen Gotte selbst. [6]) Was in diesem Volke nicht dem Zuge entfremdet war, der es in selbständigem Werte neben Hellas und Rom stellt, das verschmolz zuletzt mit der Hoffnung auf den Helfer, den Gott senden wollte. Deshalb ist es auch nicht eine andre vollkommnere Lehre, nicht eine neue Religion, nicht ein richtiger bestimmtes Gottesbewußtsein, was Jesus ihm bringt, sondern Er selbst, Gottes Sohn bietet sich ihm an, das vom Himmel herabgestiegene Brot des Lebens. [7]) — So unerhört, so übermenschlich diese Tatsache ist, auf der das Christentum ruht, nämlich Christus selbst, Gottes- und Menschensohn, so gewiß gibt es kein

---

[1]) Röm. 7, 7 f. [2]) 2. Mose 3, 14 „Ich bin, der ich bin"; 34, 6. 7 „Jehovah, Jehovah, ein barmherziger und gnädiger Gott, langmütig und reich an Gnade und Treue, bewahrend tausenden Gnade, vergebend Vergehung, Übertretung und Sünde; der aber nicht immer ungestraft läßt, ahndend das Vergehen der Väter an den Söhnen und Sohnessöhnen am dritten Glied und am vierten". [3]) 1. Könige 19, 8—12. [4]) Jesaja 6, 3. [5]) Matth. 22. 34—40; vgl. Matth. 5, 17. 18 und 5. Mose 6, 5; 3. Mose 19, 18. [6]) Psalm 42, 3; Maleachi 3, 1. [7]) Joh. 6, 48—51.

Christentum vor ihm und ohne ihn; und darum auch kein Christentum, ohne daß das unbewußte Sehnen nach ihm und das bewußte Hoffen auf ihn sich wandelte in ein Wissen um ihn, den Lebendigen.

Von dieser Einsicht aus fällt ein helles Licht auf das, was man das unbewußte Christentum unsrer Tage nennt. Wohl ist in jede Brust, heute wie ehedem und in alle Zukunft, die Frage nach dem Menschensohn eingegraben, der uns zu wahren Menschen machen soll, und heute wie ehedem wissen tausende diese Lettern im eignen Herzen nicht zu deuten; doch in der Christenheit gleicht seiner Lage nach niemand den in das Dunkel beschlossenen Heiden. Das ganze Denken und Treiben unsrer Völker ist von christlichen Gedanken beherrscht oder mindestens durchzogen. Was wir Neueren echt menschliche Cultur nennen, das ist dem Boden entsprossen, den das Evangelium befruchtet hat. Darum reden wir von christlichen Völkern und jeder Getaufte heißt uns ein Christ. Und wenn sie nun meinen, sie könnten des Christentumes entraten, sind sie nicht allzumal seine Kinder? Mögen sie es wollen oder nicht, wissen oder nicht, *sind* sie nicht allzumal Christen, *unbewußte* Christen? Könnten wir sie nur von dem tatsächlichen Rechte dieses Namens an sie überzeugen, dann, so scheint es, müßte sich der bewußte Christ entpuppen.

So scheint es. Und doch dürfte der Vorgang kein so ganz einfacher sein. Was macht denn den Christen, was das Christentum aus? Verfahren wir nach der uns angepriesenen geschichtlichen Forschungsweise! Fragen wir bei denen an, welche das Christentum in die Welt eingeführt haben; *sie* müssen es doch gekannt haben. Da steht am Tage der Pfingsten der Apostelfürst auf und spricht die ersten Worte, welche die neue Gemeinde gründen und zugleich in ihrem Wesen ausweisen sollen: und seine Rede läuft auf den Satz hinaus: Daher erkenne das ganze Haus Israel gewiß, daß sowohl zum Herrn als zum Messias Gott eben den Jesus gemacht hat, den ihr gekreuzigt habt![1]) Und mit ihm stimmen die Brüder Jesu zusammen, wenn der eine bei jedem Christen den Glauben an Jesum Christ, unsern Herrn der Herrlichkeit, voraussetzt,[2]) der andere als Quell drohender Verirrung die Verleugnung unsres alleinigen Gebieters und Herrn Jesu des Christ

[1]) Apg. 2, 36. [2]) Jak. 2, 1.

bezeichnet.[1]) Der Jünger, der an Jesu Brust gelegen hat, bezeugt als seinen Reichtum, daß er seine Herrlichkeit als des Eingeborenen vom Vater geschaut und samt allen aus seiner Fülle Gnade um Gnade genommen habe;[2]) und als Prüfstein der Geister kennt er nur Bekenntnis oder Leugnung des Glaubens, daß Jesus der Christ im Fleische gekommen ist.[3]) Der große Bote an die Heidenwelt endlich führt Vollmacht und Antrieb seines weltbewegenden Werkes darauf zurück, daß es Gott gefallen hat, seinen Sohn in ihm zu offenbaren.[4]) Und könnten wir ihn heute fragen: was war dein Christentum, er würde antworten: So lebe nun nicht mehr ich, sondern Christus lebet in mir; was ich aber jetzt im Fleische lebe, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebet und sich für mich dahin gegeben hat.[5]) Wie es kaum der Erinnerung an diese bekannten Worte bedurfte, so tritt allen die weitere Ausführung vor die Seele, welche diese Kerngedanken in dem reichen apostolischen Zeugnisse gefunden haben. Also bestand ihnen ihr Christentum nicht aus dem, was sie von dem einst auf Erden Wandelnden gelernt hatten, und aus den sittlichen Antrieben, die durch sein Wort und Beispiel in ihnen erweckt waren. Vielmehr Christ zu sein, das war ihnen die zuversichtliche Hingabe an den Lebendigen und Herrschenden, der Gnadenempfang von ihm selbst und die verborgene und doch zweifelhafte unlösliche Gemeinschaft mit dem Verklärten, die einem Austausche des Lebens gleicht. Und hätten sie sich etwa getäuscht? Hätten sie, hingerissen von der Liebenswürdigkeit ihres Meisters, im frommen Mißverständnisse die Person an die Stelle der Sache gesetzt? Was könnte dazu wohl seine Brüder bewogen haben, die seine Sanftmut und sein Ernst bis zum Gange an das Kreuz nicht zu gewinnen vermochte?[6]) Hatte doch den Saul, was er von ihm bis zu jener Stunde auf der Reise gen Damaskus wußte, nur entflammt, desto wütender seine Gläubigen zu verfolgen! So müßten diese Männer denn von einer seltsamen Täuschung bestrickt sein. Und derselben Täuschung ist die alte Kirche erlegen, wenn ihr nichts mehr anlag, als den Glauben an ihn rein zu bewahren. Dieselbe Täuschung hat die gewaltigsten Kämpfer und Pfleger der Gemeinde aller Zeiten begeistert. Von ihr sind die lebenduftenden schönsten Lieder christlicher Dichtung

---

[1]) Jud. V. 4. [2]) Joh. 1, 14. 16. [3]) 1. Joh. 4, 1—3. [4]) Gal. 1, 15. 16; vgl. Röm. 1, 1—4. [5]) Gal. 2, 20; vgl. Röm. 8, 1. 9.; 1. Kor. 6, 17. [6]) Joh. 7, 5. Keine Spur von ihnen in der Leidensgeschichte.

hervorgetrieben, auch jener vielstimmige harmonische Chor, der dem Lichterglanz unsrer Christbäume immer wieder herzbewegend Stimme verliehen hat. — Die allgemeinen Grundsätze, denen die beseelende Kraft für die Tat und die scharfe Schneide gegen das Schlechte abhanden gekommen sind, jene aller Welt genehme Gestaltung des Lebens, die jedermann eben leben läßt, ohne ihn zu erbauen oder zu ärgern, diese matte Christlichkeit, sie wäre das echte Wesen? Die Zeugniskraft aber, welche Leben und Tod jedem in seine Hand legt, indem sie ihn auf den lebendigen Sohn Gottes hinweist, die Liebesmacht, welche der im Herzen brennenden Liebe Christi entstammt [1]) und die großen Taten der Selbstverleugnung und des tausendgestaltigen Dienstes an der tausendfältigen Not der Seelen und Leiber immer und immer wieder erzeugt — dieses christusinnige Christentum nach dem Beispiele der Apostel wäre nur das Kind der fromm träumenden Einbildung?

Nein. Die lebendige Gemeinde aller Zeiten bürgt uns dafür: kein echtes, kein eigentliches Christentum ohne die lebendige Gemeinschaft mit dem lebendigen Christus. Von diesem Heiligtume persönlichen Lebens gehen alle Wirkungen aus, welche die umgebende Welt wie wir sagen christianisieren. Wie mannigfaltig auch der Weg dieser Wirkungen dem irdischen Auge oft unentwirrbar, sich verschlinge; die Schar der mit ihm geistlich Verwachsenen und in ihm zu einer geheimen Einheit Verbundenen hegt in ihrer Mitte das heilige Feuer, von dem zuletzt alles Licht und alle Wärme weit hinaus strahlt. Nur ein Beleg für viele. Wir beginnen alle die neue Zeit mit dem Jahrhunderte der Entdeckungen, der Erneuerung der Wissenschaften und der Reformation. Wer hat das Zeitalter geistiger Freiheit mit Macht in unsren Völkern begründet, Columbus, der sein neues Indien den Conquistadoren erschloß, und Erasmus, der die Mönche fein verspottete, aber die aufrührerische Wahrheit vornehm haßte, oder der Erfurter Mönch mit seinem siegesmächtigen Christusglauben und der Genfer Gesetzgeber, der ein Leben voller Leiden hindurch sein blutendes Herz dem erhöhten Gottessohne zum Opfer brachte? [2]) — Das Christentum ist keine jener

---

[1]) vgl. 2. Kor. 5, 11—14; Röm. 8, 35—39. [2]) Daß der entscheidende Anstoß von Luther gekommen, kann auch Fr. Nippold, Einleitg i. d. K. G. d. 19. Jahrh. 1889 nicht leugnen. Aber dieser Biograph und treueste Anhänger des den Protestantenverein pflegenden Rothe findet doch das Wesentliche der Reformation in der Ethik und dem Principe der Toleranz; mehr als ein Calvin und seinesgleichen hat sich nach ihm G. Bruno „das Wort vom engen Wege, zu Herzen genommen" S. 61

geheimnisvollen erdichteten Mächte im Leben der Menschheit, welche gleich den natürlichen Kräften dasselbe durchdringt, gestaltet und in notwendigem Fortgang entwickelt, ohne die bewußte Zuwendung des einzelnen zu fordern. Es hat keine andre Gegenwart auf Erden als die Gemeinde der Gläubigen, deren Amt allerdings die verachtete Pflicht ist, Seelen selig zu machen, indem sie durch das Wort die Herzen aufschließt, damit sie zugleich mit dem Empfange des in der Gemeinde waltenden Gottes-Geistes die Gemeinschaft mit Christo gewinnen. Aber es gilt von ihm im großen, was von der Frömmigkeit eines jeden im einzelnen. Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. [1]) Wo auch immer ein Gedanke von Gott stammender Wahrheit aufgenommen und irgendwie im gemeinsamen Leben zur Herrschaft gebracht wird, da erweist er sich als Licht und Leben; da entwickeln sich die von dem Schöpfer der Welt eingepflanzten Kräfte fröhlich und mächtig unter des Menschen Hand, weil sie in ihrer Art zu dem in sie gelegten Zwecke verwandt werden. So schreitet das Christentum segnend durch die Zeiten; und jenes weite Gebiet, welches wir die Christenheit nennen, ohne uns zu verhehlen, daß es weitaus keine volle und echte Ausgestaltung des Christentums darbietet, zeigt doch einen schattenhaften Abriß davon, was ein in ganzer Wahrheit christliches Geschlecht sein könnte. Es ist ein wundersames Mißverständnis unsres größesten Dichters, wenn er dem Säemann im

---

und die natürliche Religion ist das unvergängliche Erbe des Deismus, denn sie ist das „Evangelium Jesu“ S. 147. Hier enthüllt sich also der wesentliche Inhalt, den das unbewußte Christentum bei seinen weiteren Vertretern findet, es ist die von der sogenannten christlichen Sittlichkeit getragene Geistescultur der führenden Intelligenz, welche auch die guten Revolutionen macht S. 445. Diese Darstellung entnimmt die leitenden Gedanken für ihr Verständnis der Entwickelung Friedrich dem Großen; das ist insofern nicht befremdend, als sie nicht die Geschichte des Christentumes, geschweige natürlich der Kirche, vielmehr die „der religiösen Seite der menschheitlichen Entwickelung“ geben will. Sie sieht den Sieg der Reformation in den Toleranzbewegungen des 18. Jahrh. bei allen Confessionen, in der Bewegung des beginnenden 19. Jahrh. dagegen nur Rückfall. Leider hat sie vergessen, zu zeigen, daß jene Toleranzbewegungen irgendwo zu einer Belebung des Christentumes, zu Taten ähnlich denen des alten und des „modernen“ Pietismus oder zu irgend welchen kräftigen Bildungen religiöser Art geführt hätten; oder vermag sie das eben nicht aufzuweisen? — Wahrscheinlich; denn jene Bestrebungen haben Verstandes-Aufklärung betrieben und die vorhandenen kirchlichen Bestände nach Kräften in Ohnmachtstand versetzt, um schließlich ihr Unvermögen zum Ersatze des Verlorenen selbst einzugestehen.

[1]) 1. Tim. 4, 8.

Evangelium Unbedachtsamkeit vorwirft.[1]) Nicht aus Ungeschick und Planlosigkeit streut er seinen Samen weit hinaus über alles Erdreich, sondern es ist die Fülle seines Reichtumes an Liebe und Kraft, welche ihm ein solches Verfahren lehrt. Da schießen dann die Saaten ringsum fröhlich auf, um bald wieder zu verwelken und zertreten zu werden; die Weltkinder freuen sich eine kurze Weile des Lichtes, solange es hell leuchtet und nicht scheidend brennt; selbst das Unkraut nimmt für eine Zeit die Gestalt des rechten Weizens an. Aber echter Weizen erwächst eben nur, wo der einzelne das Wort im Glauben aufnimmt, in feinem Herzen bewahrt und Frucht bringt in Geduld.[2]) Es bedarf einer ernstlichen sittlichen Arbeit bei jedem, ja einer klar bewußten Aufnahme und eines Kampfes in Kraft verstehenden Glaubens, damit echtes lebendiges Christentum erwachse.

So hat denn jener sogenannte unbewußte Christ unsrer Tage freilich viel voraus vor dem sich dumpf nach Erlösung sehnenden Heiden. Er hat um sich, er hat an und in sich die Proben, daß die Macht auf dem Plane steht und ihn mit ihrer Wirksamkeit umgibt, welche alle Bedürfnisse befriedigt. Aber zwischen der Einsicht, daß er von ihrem fördernden Einfluß bestimmt worden ist, ohne das erkannt zu haben, und zwischen dem Stande, da er sich einen bewußten Christen nennen darf, liegt noch ein entscheidender Schritt, nämlich der freie Entschluß, aus dem Vorhof in das Heiligtum zu treten und den Mann, von dessen Werk jene großartigen Wirkungen durch alle Jahrhunderte bis auf ihn hinab reichen, als den lebendigen Heiland im Glauben zum Mittelpunkte, zum Grund und Ziel seines Lebens zu machen! Dieser Mann muß ihm heraustreten aus der Reihe aller großer Genien, aller gepriesenen Beglücker des Geschlechtes. Wenn er sie alle durchmuster hat, legt ein tiefes Bedürfnis in seiner Seele ihm die Frage in den Mund

> Sag an: sind das die Knaben alle?
> Sag an: wo ist der Menschensohn,
> Dem alle Welt zu Fuße falle,
> Der Erbe für den leeren Thron?
> Der König, dem mein Geist sich neige
> In Furcht und seligem Vertraun?
> Der Hirte, der den Weg mir zeige
> Durchs Erdental zu Himmelsaun?

---

[1]) Goethe, Ilmenau. Ausg. v. 1827. B. 2. S. 152. Derselbe Gedanke kehrt in dem Briefwechsel mit Schiller wieder, war also ein eingewurzelter. [2]) Vgl. Matth. 13, 3—23; Lukas 8, 11—13; Matth. 15, 24—30.

Und klare zuversichtliche Erkenntnis wird es ihm im Blick auf diese über alle Geschichte hinausragende Gestalt:

Alle Kraft der Heldensöhne
Sinkt hin vor seines Geists Gewalt,
Und aller Künste Pracht und Schöne
Erbleicht vor seiner Kreuzgestalt.
Die Wissenschaft der stolzen Weisen
Beschämt sein schlichtes Kinderwort;
Des Weltumseglers kühnen Reisen
Zeigt er den letzten Ruheport.
Ihm huldigt in der tiefsten Seele
Der Geist und spricht: wer ist, wie Du?
Ihn führt, gesalbt mit heilgem Öle,
Gott seinem Volk als Hirten zu.
Er ist der ewge Geisterkönig,
Auf Gnad und Wahrheit ruht sein Thron,
Und Erd und Himmel tausendtönig
Jauchzt: Hosianna David's Sohn![1]

Haben wir aber hiemit die Grenzen nicht zu enge gesteckt, innerhalb deren der Christenname mit Recht gilt? In der Tat, der Gegensatz gegen die christlich beeinflußte Bildung, von dem wir herkommen, hat unsren Sätzen eine Zuspitzung gegeben, welche diesen Schein erwecken kann. Der Gesichtskreis vieler unter unsren Brüdern umspannt weder Geschichte noch Cultur in dem Maße, daß sie imstande wären, eine solche Vergleichung anzustellen. Aber innerhalb seines Horizontes der Glaubensgemeinschaft mit dem Erlöser den höchsten Wert beizulegen, ihn den Gottessohn als höchsten Schatz zu erwählen, das vermag ein jeder. Einem jeden kündigen sich ja ohne weitläufige Überlegung sittliche Pflicht und Religion als die höchsten Werte im Menschenleben an. Schuldgefühl aber und Sehnsucht nach Gott, das sind die entscheidenden Erkenntnisgründe, auf denen ein klarer bewußter Glaube an Christum sich erbaut. Ja noch weiter werden wir den Kreis stecken müssen. Volle Lebensgemeinschaft mit dem verklärten Christo ist eine Frucht, welche allmählich wächst, und die Zeit ihrer Reife hängt von der Art des Stammes, dem sie entspringen soll, von der Beschaffenheit

[1]) Gerok, Palmblätter: „Sind das die Knaben alle?" 1. Sam. 16, 11 — mit dem bezeichnenden Motto aus Goethe:

Ach ich war auch in diesem Falle, als ich die Weisen hört' und las,
wie jeder diese Welten alle mit seiner Menschenspanne maß,
da fragt ich: aber sind sie das, sind das die Knaben alle?

des Bodens, in dem derselbe wurzelt, von der zurückhaltenden und fördernden Witterung des Himmels ab. Wir nennen den Baum nach der Frucht, die wir von ihm erwarten dürfen; aber das edle Reis, welches die Frucht zeugen soll, muß schon auf ihn gepfropft sein. Wir wollen den tröstlichen Namen des Christen keinem vorenthalten, der sich nach jener Gemeinschaft streckt, ohne sich des vollen Besitzes zu erfreuen; aber eben strecken muß er sich danach; wissen muß er, daß dies seines Lebens Ziel ist. Er gleicht auf höherer Stufe dem auf das Heil Gottes harrenden Israeliten,[1]) den man ja wohl einen Christen vor Christo heißen dürfte.

Auch diese Gestalten, deren eine die Fülle hat, ohne sie ganz ermessen zu können, deren andre sie kennt, ohne sie schon voll zu besitzen, der einfältige und der werdende Christ, sie bestätigen uns nur die Erkenntnisse, welche uns die bisherige Entwickelung eintrug. Es ist ein verwirrender und darum nur beschränkt zulässiger Sprachgebrauch wenn unter Christentum alle Gedanken, Stimmungen, Strebungen, Bildungen mitbefaßt werden, die sich unter dem Einflusse des evangelischen Wortes und des Gemeindelebens in der Welt entwickelt haben; sie sind nur der matte Wiederglanz der Sonne in den dichteren Luftschichten irdischen Lebens. Leben und Wesen des Christentumes ist nur da, wo Gemeinschaft mit dem lebendigen Christo ist, wo Er selbst im Mittelpunkte menschlichen Lebens steht. Und darum ist unbewußtes Christentum eben noch kein Christentum; es mag ein Sehnen nach demselben sein, ein Stehen unter seinem vorbereitenden, lockenden Einflusse; eine Verheißung, welche ein Anrecht auf die Erfüllung gibt; aber ein Besitz, dem etwa nur der Titel fehlte, ist es nicht. Selbst das schafft nicht mit einem Schlage den Christen, daß man dieser Beziehung zum Christentume bewußt werde; und wer solche Lehre verkündigt, verschneidet das Christentum und errichtet in bedenklicher Täuschung eine Mauer zwischen dem unbewußten Christen und seinem Ziele.

Eine schneidige Erkenntnis ist es freilich, die wir hier gewonnen haben. Dieses zweischneidige Schwert trennt jene allumfassende Gesamtheiten scharf in ungleichartige Teile, die man unter dem Namen der

[1]) Luk. 2, 25 f.

christlichen Gemeinde zu einem schön zusammenklingenden Ganzen vereinen möchte. Indes diese Beschaffenheit jener Erkenntnis wird uns nur im voraus ein Zutrauen zu ihrer Richtigkeit erwecken, da sie damit nur an der Art des Wortes Gottes und an der Aufgabe Jesu nach ihrem eignen Zeugnis Anteil nimmt.[1]) Zur klaren Überzeugung werden wir gelangen, wenn wir endlich danach fragen, welche Bedeutung dem Wissen um Christum für die christliche Gemeinschaft zusteht.

Unzählige Spaltungen in der weiten Christenheit entstammen den sich trennenden Meinungen über sein Wesen und das Wesentliche an ihm. Sehen wir auf sie hin, dann besticht es leicht den trauernden Sinn, wenn er den Aufruf vernimmt: laßt all euer Meinen fahren, laßt eure Köpfe verschiedene Wege raten, aber eure Herzen laßt einen Schlag schlagen! Reicht euch die Hände in Liebe zu gemeinsamer Arbeit der Liebe. Wie tausendfältig eure Ansichten seien, ein christlich frommes Gefühl verbinde eure Seelen. Die Gedanken fliegen hin und her, aber das Gemüt ist der stetige Grund des Lebens. — Gewiß, das Christentum soll Sache des Herzens sein, aber kann es bloß Herzensangelegenheit sein und bleiben? Nach jener lockenden Mahnung gewönne es die Gestalt einer gleichartigen Grundstimmung, über deren Ursache man im Dunkeln bleiben dürfte; eines Gefühles, das bei allen Erlebnissen und Handlungen mildernd und erklärend mit anklänge. Es wäre eine Macht, welche unser vielfältiges Tagewerk schmückte und in der Art, wie wir es angreifen, veredelte, aber den Inhalt unsres Lebens und Tuns böte es uns nicht. Es würde sich hineinschlingen in die Arbeit an allen Gemeinschaftswerken der Menschen, aber es erzeugte keinen Sonderbau neben andern, weil ihm zusammenhaltender Gehalt und Zweck fehlte. Auch diese Anschauung hat ihre anziehende Seite; so wird es ja zur allherrschenden Macht, zum alldurchdringenden Salz und Sauerteig, und will es nicht eben das sein?[2]) Halten wir jedoch einen Augenblick an! Was wäre diese gleichartige Stimmung und Richtung anders, als ein Mittel für die Durchführung der irdischen Aufgaben? Wir aber wissen, daß das Christentum den Sinn nicht nur mit dieser Welt aussöhnen, daß es denselben durchaus nicht hier heimisch machen will, sondern ihn gerade auf ein Jenseits hinweist. Wie klänge mit dieser Verklärung des Diesseits jener Ton des Heim-

---

[1]) Ebräer 4, 12; Matth. 10, 34—36. [2]) Matth. 5, 13; 13, 33.

wehs zusammen, der zuerst im neuen Testamente angeschlagen,[1]) durch seine edelsten Blüten im Leben und in der Dichtung geht? Ein Heimweh, nicht weich und erschlaffend gleich der Klage über den Wogen, welche die versunkenen Trümmer eines goldenen Zeitalters decken, sondern ernst und aufmunternd mit dem Drommetenklange der Hoffnung, die zum Ringen nach dem Eintritt in das himmlische Zukunftsreich anfeuert. Nicht dazu ist der Menschensohn den Dornenweg von der Krippe über das Kreuz hin zur Rechten des Vaters gegangen, daß er einen Blütenkranz edler Gefühle um alle Erdenwerke schlinge, sondern er hat einen Bau gegründet, der in des Himmels Äther hinein ragt und seinen Bestand behalten soll, wenn jene Tage insgesamt zu Trümmern gehn.[2]) Und nicht der Versuch, die hehren Mauern dieses geschlossenen Baues niederzulegen, um auf dem offenen Raum alles Volk zu versammeln, ist die rechte Art, das Christentum zum Sauerteige zu machen; sondern allein wenn sie alle sich als lebendige Steine in diesen geistlichen Bau einfügen,[3]) wird er auch den Lebensherd in sich bergen, von dem das reinigende und erneuernde Feuer die ganze Menschheit durchglüht. Jene Zukunftsmahnung aber, welche über der Pforte dieses Baues glänzt, bewahrt uns auch davor, an seiner Echtheit irre zu werden. Hätte das Christentum lediglich eine Aufgabe für das Diesseits, dann müßten wir freilich stutzen, wenn es scheidend in der Welt auftritt, statt zu verbinden; wenn wir den Umfang seines Gemeinschaftsbaues sich eher zeitweilig verengern, als stetig erweitern sehen. Es müßte ja die Welt umspannen, um sie im ruhigen Fortschritte hienieden zu erklären. Wenn es aber zunächst in jene bergenden Schranken sammelt, was für die Zukunft bewahrt werden soll, dann liegt auch in jener sondernden Wirkung kein Grund, an der Zweckmäßigkeit seines Fortschrittes zu zweifeln; und ebensowenig ein Grund auf sein unterscheidendes klares Wissen zu verzichten.

Hier also ist kein Anlaß gegeben, das Wesen persönlichen Christentumes in unklare Gefühlsregung zu setzen. Ja, wenn es gilt, selbst mit an den hohen Bau der christlichen Gemeinde Hand anzulegen, sich mitwirkend lebendig in sie einzufügen, dann steht die unerläßliche Forderung vor uns, dies auf ein klares Bewußtsein hin zu tun. Wir bewundern die eingepflanzten Gesetze, nach denen der Bienenstaat sich

---

[1]) 2. Kor. 5, 6 f.; Phil. 1, 23; 3, 20 f.; 2. Petri 1, 5—9. [2]) Matth. 16, 18
[3]) 1. Petr. 2, 3—5.

bildet, und jene unwillkürliche Kunst, mit der die Biber bauen, aber der Instinct gehört dem Tiere; jedoch das bildende Princip menschlicher Gemeinschaftsarbeit ist der in allen wirksame, weil von allen erkannte schöpferische Gedanke. Die natürlichen Gemeinschaften des Volkes und der Familie erwachsen freilich von selbst und haben ihre notwendigen Ordnungen, die im Wachstume sich verwirklichen; aber auch sie entarten unter der Hand des freien Menschen, wenn er sich nur den Instincten überläßt und nicht mit klarem Bewußtsein diese Gesetze verwirklicht. Vollends die christliche Gemeinschaft ist keine natürliche. Wenn es auch so scheinen mag, es ist im Grunde doch nicht so, daß die einzelnen in sie hineinwachsen; vielmehr ist es jene entschlossene Hingabe an Christum, also eine sittliche Tat, welche mit ihr verbindet. So ist denn mit bloßem dunkelem Gefühle hier nichts getan. Alle umfassenden geistigen Bewegungen werden von einem Gedanken beherrscht, und sie werden zu wirkenden, bildenden Mächten, wenn sie in ein Stichwort sich zusammenfassen, das zündend und werbend von Mund zu Munde fliegt. Man muß wissen, weshalb man arbeitet, wofür man wirkt. Dagegen jene vulkanisch hervorbrechenden Strömungen, welche in wildem Gefühlsdrange hinreißen, oder jene geistigen Miasmen, die in weicher Empfindsamkeit ganze Zeitalter umstimmen, wirken nur zerstörend und verwirrend, erschlaffend und auflösend. Nun wohl, so bedarf auch die christliche Gemeinschaft, so gewiß sie die höchste Gestaltung geistiger, sittlicher Gemeinschaft ist, des klaren zusammenfassenden Gedankens, den sie auf die sammelnde Fahne schreibt. Und sie hat dieses feste Band. Seit der Stunde ihrer Geburt ist das Wor des Bekenntnisses ihre zeugende und sammelnde Kraft gewesen. Was sein Inhalt gewesen, darüber läßt uns weder, was wir bisher erkannt, noch auch, was die Gemeinde selbst gelebt hat, irgend einen Zweifel. Christus, der Grund und das Ziel des Lebens aller und eines jeden, das ist das Bekenntnis, welches er selbst mit dräuendem Ernste gefordert,[1]) welches seine Boten zum Grunde der Gemeinde gemacht[2]) und als Bedingung des ewigen Lebens verkündet haben.[3]) Wohl ist das ein Bekenntnis nicht zu einem Gedanken oder einer Lehre, sondern zu einer Tatsache uud zwar einer Tatsache ohnegleichen. Denn sie ist nicht nur ein weit zurückliegendes Glied in der Kette geschichtlicher

---

[1]) Matth. 10, 32. 33. [2]) Vgl. Matth. 16, 13—18: Apg. 2, 38: 1. Kor. 3, 10. 11. [3]) Apg. 2, 21 vgl. mit 36; Römer 10, 9—13.

Entwickelung — wer könnte sich zu einer solchen bekennen?! — sondern sie bleibt Gegenwart, seit sie in die Geschichte eintrat. Es ist Bekenntnis zu einer Tatsache von Kraft- und Gedankengehalt wie keine andre,[1]) denn diese Tatsache ist die lebendige Person ohnegleichen. Aber wer kann sich zu ihr bekennen in dumpfem Drange des Gefühles, ohne von ihr zu wissen? Nur wer diesen überschwenglichen Inhalt kennt, wie er in unmittelbarer Fülle uns oben (S. 129 f.) in apostolischen Worten entgegengetreten ist, für den kann auch das Bekenntnis zur entscheidenden Tat und dann zur umwandelnden und belebenden Kraft werden. Keiner der Apostel hat sich begnügt und hat gemahnt, daß man sich dabei genügen lasse, jene Tatsache in möglichst unbestimmten Umrissen zum Anlasse gefühliger Hingabe zu machen.[2]) Sie freuten sich, in diesem Gottessohne den Quell der Wahrheit, die Fülle aller Weisheitsschätze gefunden zu haben.[3]) Ihn zu erkennen durch die von ihm ausgehende Kraft der Liebe immer voller zu solcher, Erkenntnis fähig zu werden, die dereinst zum Schauen werden soll, das ist ihnen der höchsten Ziele nicht geringstes.[4]) Und nicht meinten sie, daß es an gleicher Stimmung genug sei, sondern aus den Tiefen der zu einer Seele verwachsenen Herzen heraus soll der eine Sinn auch in der einen Aussage des Bekenntnisses zu Worte kommen, und darin steht der Gemeinde Vollendung, daß sie zur Einheit des Glaubens und der Erkenntnis des Gottes-Sohnes herankomme.[5])

Allein, so höre ich fragen, bleibt es nicht doch wahr, daß Christum lieb haben besser ist denn alles Wissen,[6]) Wissen auch von ihm? Beginnt doch mit der Wissenschaft von ihm der Hader, und das kann nicht anders sein, denn in wissenschaftlichem Erkennen hat ein jeder seine Schranke, und für uns fehlt das entscheidende Wort, weil er selbst für menschliches Denken unergründlich bleibt. — Es wird nur eines Wortes der Verständignng hierüber bedürfen. Gibt es denn eine klare sichere

---

[1]) Vgl. die treffende Bemerkung Julius Müllers, daß Christi Person die einzige Tatsache ist, in welcher Gedanken und Wirklichkeit sich decken. [2]) 1. Kor. 14, 20 vgl. 1, 4. 5; Gal. 3, 1. 3; 1. Joh. 2, 20 f.; 2. Petr. 2, 2 f. [3]) Joh. 14, 6; 1. Joh. 5, 6; 1. Kor. 1. 30; Kol. 2, 2. 3 vgl. 1, 27. [4]) Eph. 3. 18. 19 nach dem Urtext: „Damit ihr, in Liebe gewurzelt und gegründet, vermöget mit allen Heiligen zu erfassen, welches die Breite und Länge und Tiefe und Höhe sei, und die Liebe Christi (zu uns) zu erkennen, welche über das Erkennen hinaus geht.“ Auch in Luthers erster Ausgabe und revid. Bibel. 1. Kor. 13, 11 f. [5]) 1. Kor. 1, 10; Eph. 4, 11—16. [6]) nach dem spätern (und in sich wahren) Texte Luthers zu Eph. 3, 19.

Liebe ohne ein Wissen? Hier gilt kein ja oder nein. Nur welcherlei Wissen erfordert werde, das kann die Frage sein. Es besteht eine reiche Stufenleiter von dem einfältigen zuversichtlichen Auffassen bis zum durchdringenden zerlegenden Verstehen. Weitaus das meiste, was wir wissen, verdanken wir überlieferter Kunde; solange es indes bloße Wiederholung des Vernommenen ist, bleibt es leere Form und toter Scheinbesitz, wie einfach gefaßt, wie fein und scharf in Gedanken durchgearbeitet es sei. Lebendiges fruchtbringendes Eigentum wird es allein durch selbsttätige Aneignung in denkender Arbeit und wirksamer Erprobung. Ob darum der Mensch die Geschichte Jesu von Nazareth sich berichten läßt oder die ausgeführteste Lehre von der Vereinigung göttlicher und menschlicher Natur in der Person des Erlösers studiert — solange er sich mit überlieferter Kenntnis begnügt, wird sie ihm im Innersten gleichgültiger Stoff verständiger Unterhaltung sein; und auf beiden Gebieten hat eigensinniger Hader ein desto ergiebigeres Feld, als es auf beiden der unlösbaren Rätsel für das rein vernünftige Forschen genug gibt. Aber jene Schriften, denen wir die ursprüngliche Kunde vom Heilande verdanken, bieten alle ohne Ausnahme aus lebendiger unmittelbarer Erfahrung heraus das Bild dessen dar, der in seiner fortschreitenden Verklärung bis zur Höhe vollendeter Gottesgemeinschaft hin dem im Glauben geöffneten Sinne der Weg, die Wahrheit und das Leben werden kann und wird. Und weil das noch zur Stunde ein jeder in seinem Innern erfahren kann und soll, darum kann das einfältigste Wissen um ihn klar sein und tief zugleich; darum vermag das entwickeltste Denken, das auf solchem Grunde sich erbaut und in denselben sich versenkt, keinen Schatz zu heben, der in jenem nicht schon beschlossen wäre. Für beide Wege des Erkennens gibt es nur eine Pforte. Jenes erste Zeugnis, nicht menschlicher Fund und menschliches Wähnen, sondern göttliches Leben, gefaßt in Menschenwort, jedem zugänglich erfaßbar und doch von unendlicher Tiefe, fordert den Gehorsam des Glaubens,[1]) indem es sich an den Gewissen bezeugt. Solcher Gehorsam gegen die Wahrheit leitet dann fort zur Freiheit in der Wahrheit und durch die Wahrheit. Lebendiges Wasser wird darum nur aus dem einen Quell im Gehorsam und in der unmittelbaren Erfahrungsfrische des Glaubens geschöpft;[2]) wohl uns, je fleißiger, je mannigfaltiger wir zu schöpfen wissen, und gewiß, er wird

---

[1]) Röm. 1, 5. [2]) Joh. 7, 37 f.; 4, 10—14.

nie ausgeschöpft werden. Aber es ist doch auch das eine Lebenswasser, das wir alle und das wir zu jeder Zeit schöpfen. Es bedarf des klaren Wissens um Christum aus Gottes Wort, und eben dieses ist Anlaß und Stärkung des Glaubens und Liebens. In der Natur der Sache liegt die Forderung, daß es mit allen Kräften der Wissenschaft ausgebaut werde. Diese Arbeit, in der Kraft, aber auch in der Demut des Glaubens vollzogen, ist zwar dem einzelnen entbehrlich, aber die Gemeinde bedarf ihrer im Kampfe mit Irrtum und Lüge, und dergestalt kommt sie auch wieder dem einzelnen zu gute. Und wenn dabei das Rüstzeug des Streites klirrt, so ist es nicht allezeit ein die Liebe verletzender Hader, sondern oftmals ein Waffengang im Dienste des Heiligtums, wie in den Tagen der Rückkehr Israels, von denen es heißt [1]: die da baueten, schafften mit der einen Hand am Werke und mit der andern hielten sie die Waffen. Wo wir aber Ausartung in Wortgezänk antreffen, da ist nicht eigentlich das Leben vom Wissen aufgezehrt, da ist es auch im Grunde nicht das verschiedene Wissen von Christo, was getrennt hat; sondern es war kein lebendiges Wissen aus Glauben mehr da, und selbstischer Eigensinn braucht nur die Schlacke erstorbener Formeln zum hohltönenden Werkzeuge fleischlichen Haders. — In christlicher Erkenntnis besteht kein Widerstreit, sondern eine in alle Wege unlösliche Ehe zwischen Glauben und Wissen, die in jedem und in der Gemeinde zur vollen Einheit werden soll. [2] Wo jene Ehe, da ist gesundes, wo diese Einheit, da ist zur Vollendung ausgereiftes Christentum.

Dieses Wissen aus Glauben und im Glauben, das ist endlich die rechte Schutzwehr gegen alle Angriffe der alten und neuen Wissenschaft. Nicht darin suchen wir die Rettung gegen ihren Ansturm, daß wir uns scheu in das ihr nur scheinbar unzugängliche Gebiet des Gefühles zurückziehen. „Die Sentimentalität ist die Hetäre auf dem Gebiete der Religion, und die Dichter — wie so manche Theologen — segnen ihren Bund mit dem Unglauben ein." [3] Wir fürchten die Berührung mit der Wissenschaft nicht, denn wir haben einen unzerstörbaren Grund für die Gewißheit unsres Wissens. Was auch die Wissenschaft lehrt — dessen Gewißheit stammt aus formeller Denknotwendigkeit, welche oft die Blöße sachlicher Notwendigkeit nur dürftig verdeckt, oder aus der Erfahrung der nicht selten trügenden Sinne. Unmittelbarer, inniger, voller dem Wesen unsres Geistes entsprechend und darum untrüglicher ist die Erfahrung des

---

[1]) Nehem. 4, 17. (Luth.) [2]) Joh. 6, 69; 1. Joh. 4, 16. — Ephes. 4, 13.
[3]) v. Zezschwitz, Zur Apologie des Christentums. 1866. S. 36.

Glaubens in ihrem Zusammenklange mit dem Worte der Offenbarung. So hat denn die Wissenschaft keinen Rechtstitel, unter dem sie dieses Wissen verdammen kann. Wie auch der Streit um die Außenwerke toben mög, den Kern unsres Bekenntnisses, das Wissen um den lebendigen Gottes- und Menschensohn kann er uns nicht wankend machen; und von dieser Feste aus werden die schirmenden Waffen immer von neuem siegreich nach allen Seiten vordringen. Die vorgebliche Allmacht der Wissenschaft kann ein verschwommenes Gebilde empfindelnder Einbildung drehen und wandeln; aber fest wider alle Versuche steht das einfältige klare Wissen auf dem Lebensgrunde des innigen und zur Echtheit geläuterten Glaubens.

„Ich kenne die Meinen und bin bekannt den Meinen," so spricht der eine Hirt der einen Herde im Ausblick auf den Gang seines Werkes durch alle Zeiten;[1]) und wer auf seinen Ruf hört, der antwortet in fröhlichem Bekenntnisse zu ihm, dem Lebendigen: „Ich weiß, an wen ich glaube." Das apostolische, das klar bewußte Christentum ist das eine, in seinem Kern unwandelbare, echte Christentum.

Ein Faust in seinem dunkeln Drange, verdüstert durch den unsicheren Blick in das Getriebe der Natur, konnte wohl an der schöpferischen Macht des Wortes zweifeln, weil sich ihm der Sinn im wirkenden Vermögen der Natur verschloß. Er mochte sich gefördert wähnen, wenn er an seine Stelle die bewußtlos sich regende Kraft, die im Vollzug erstorbene Tat setzte. Aber es steht geschrieben: „Im Anfang war das Wort." Gottes ewiger Sinn, durch das Wort seine Allmacht in der Tat beweisend, das ist der Anfang aller Dinge. Und Grundfeste des Christentumes bleibt die große Weihnachtsbotschaft: „Das Wort ward Fleisch." Der dunkeln Schwärmerei von unklaren Mächten, welchen der Unglaube das Tagesleben des Menschengeistes lieber unterworfen sähe, stellen wir getrost die tiefsinnige Mystik aus Luthers Christsermon gegenüber. Gott hat sein ewiges Wort, Licht uud Leben bringend, hineingesprochen in die verwirrte dunkle Menschenwelt, und fortan wird es zugerichtet zum gläubigen Genuß im Worte christlicher Verkündigung. — Der Christ ist frei vom Sehnen und Ahnen, die befreiende Wahrheit nimmt er auf im erkennenden Glauben und spricht sie fröhlich aus im gläubigen Bekenntnisse. Von dem hellen Lichtglanze der ersten Weihnacht stammt dem Christentume die unvertilgbare Signatur lebensinniger, aber klarer Bewußtheit.

[1]) Joh. 10, 14. 26. 27.

Subjectivismus und Historicismus gegenüber dem Christentum.

Der Mensch als einzelner kann ohne Wissenschaft sein; ja genau genommen, wenn er durchaus vereinzelt gedacht wird, kann er nur ohne Wissenschaft sein; denn Wissenschaft ist Sache gemeinschaftlicher Arbeit. Aber die Menschheit und kein lebendiges Stück von ihr, wenn es zum geschichtlichen Leben, das heißt: zu dem über Raum und Zeit hin bewußt ineinander wirkenden Leben, gelangt, besteht nicht fort ohne Wissenschaft; und innerhalb dieses Zusammenlebens ist zwar nicht jeder an der wissenschaftlichen Arbeit beteiligt und bedarf auch dieser Art eigner Arbeit nicht, um geschichtlich mitzuleben; doch wird er mittelbar von der Wissenschaft in ihren Ergebnissen berührt und soweit das dann den Menschen zum Bewußsein kommt, verschafft diese erkannte Tatsache der arbeitenden Wissenschaft in ihren Ergebnissen bei uns ein hohes und beherrschendes Ansehen. In Goethes Faust heißt es: „Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft." Das ist freilich ein höhnendes Teufelswort und selbst Faust hat anders gedacht: „am Anfang war die Tat!" Und damit hat Goethe den erkennenden Gedanken von der höchsten Stufe hinabgewiesen. Indes erfahrungsmäßig gilt Goethes Wort bei den Leuten, zumal von der anwendbaren und angewendeten Wissenschaft.

Wegen dieser allgemeinen Bestimmtheit unsres Wesens kann es nicht ausbleiben, daß auch dasjenige Leben, welches wir Christentum nennen, in seiner ganzen Länge, Breite, Höhe und Tiefe Gegenstand wissenschaftlicher Arbeit wird. Und zwar nicht nur, wiefern es tatsächlich mitwirkend in das allgemeine Geschehen hineinverflochten ist und demzufolge für jeden nachdenkenden ein beachtenswerter

Gegenstand wird, wie er auch selbst zu dieser besondern Seite des Geschehens stehe. Sondern Gegenstand wissenschaftlicher Arbeit wird das Christentum notwendig auch dadurch, daß der nachdenkende Christ sich selbst mit dem Leben, das er aus dem ihm zugekommenen Christentume lebt, zum Gegenstande wird, und damit fällt die Höhe und Tiefe des Gegenstandes in den Gesichtskreis hinein. Freilich nicht so, daß er dann lediglich sich selbst zu betrachten hätte; denn er lebt als Christ aus der Geschichte und er kann sich gar nicht bloß als eine einzelne dastehende Größe erfassen. Es gehört aber zum vollen Christenstande, daß man in seiner Herkunft und in seiner Abzielung auch das verstehe, was man als Christ empfangen hat, 1. Kor. 2; und damit ist allerdings der Anfang zu einer wissenschaftlichen Arbeit gegeben, deren Täter der Christ ist und deren Gegenstand das Christentum, welches auch das seine ist, bildet. Das besagt, in der christlichen *ἐπίγνωσις* und *σοφία* liege die Forderung der auf das Christentum bezogenen und aus seiner Wirklichkeit (Kirche und Christ) herauswachsenden wissenschaftlichen Arbeit oder der Theologie.

Das ist Anwendung einer allgemeinen menschlichen Tätigkeit auf das Christentum als auf ihren Gegenstand, und, weil diese Tätigkeit ihrem Wesen nach eine gemeinsame ist, unvermeidlich auch Anwendung der erworbenen Fertigkeiten und Ergebnisse der Wissenschaft auf diesen Gegenstand. Solche Anwendung ist bei jedem neuen Gegenstande zunächst ein Versuch und als solcher unausbleiblich. Nach dem Geraten dieses Versuches gestaltet sich dann die weitere Anwendung des wissenschaftlichen Verfahrens oder der Methode. Denn die Gegenstände richten sich nicht nach der Methode, zeigen sich vielmehr oft einer solchen gegenüber sehr spröde; die Methode muß sich deshalb ihnen anpassen. Zunächst indes wird immer mit dem bisher erworbenen Schatze von Verfahrungsweisen und Einsichten — wahren oder vermeintlichen — an die Arbeit heran gegangen. Und dieser Versuch führt notwendig zu einer Auseinandersetzung des Christentumes mit dem wissenschaftlich gestalteten Denken sowohl der Vergangenheit als der Zeitgenossenschaft.

Innerhalb der Menschheitsgeschichte hat nun aber die Wissenschaft es immer übernommen, den Menschen ihre peinigendsten Lebensfragen irgendwie zu beantworten, wenn sie an den überlieferten Antworten auf solche Fragen irre wurden. Sie hat zwar dem Begriffe nach, doch nicht ebenso klar und namentlich nicht durchgreifend, im Leben zwischen

reinem Wissen, *ἐπιστήμη*, und Lebenskunst, *σοφία*, unterschieden, und sie hat als Philosophie oft mit wirksamem Anspruche nach der Herrschaft im Gebiete des persönlichen Lebens gegriffen. Diese angewendete Wissenschaft erfreut sich hohen Ansehens eben sonderlich bei solchen, die nicht in diesen Beziehungen wissenschaftlich arbeiten. Da stoßen dann nichtchristliche und christliche *σοφία* in der wissenschaftlichen Arbeit und in den von ihr mitbestimmten Lebensgebieten aufeinander. Dadurch wird es zur unabweisbaren Aufgabe für die Theologie, sich mi jener Philosophie auseinanderzusetzen, sofern diese in Anspruch nimmt, Lebenskunst zu sein, sofern sie nämlich Religion und Ethik auf eigne Rechnung zu Vernunft bringen will.

Diese Aufgabe stellt sich der Theologie je nach der Entwickelung der Philosophie oder der Gesamtwissenschaft verschieden. Unterläßt sie die bewußte Klarstellung ihres Verhältnisses zu dieser formalen Meisterin und inhaltlichen Rivalin in dem Wahne, ganz abgesondert ihre eignen Wege gehen zu können, während sie doch in ihrer eignen Entwickelung die tiefsten Spuren jenes Wechselverhältnisses aus früheren Zeiten forträgt, so verfällt sie rettungslos einer ihr unbewußten Abhängigkeit; denn Leben, auch wissenschaftliches, läßt sich bloß durch menschliches Entschließen und Tun nicht aus dem Zusammenhange lösen. Jesu Selbstständigkeit war weder die des Eremiten, noch die des Denk- und Redesonderlings, der sich vor den Elementen verbreiteter Denkweisen scheut, sondern die des Mannes, der seines einzigen Anschauungsgehaltes und der einzigen mangellosen Betätigung dieser Anschauung unbedingt gewiß war.

So hat man sich denn nach den Beziehungen umzusehen, in denen die Sachlage eine Auseinandersetzung für die Theologie fordert, weil sie für die christlichen Zeitgenossen erforderlich ist. Ehe diese Umschau geschieht, ist indes noch zu erörtern, worauf es eine solche Auseinandersetzung abzusehen hat. Sehr einleuchtend scheint die Forderung, die in dieser Beziehung aufgestellt wird, die Absicht sei auf eine Einheit des Bewußtseins zu richten. Eine angebliche doppelte Wahrheit führe unvermeidlich zum Zweifel an beiden Wahrheiten oder überhaupt an jeder Wahrheit. Darum bleibe die Forderung: Eine Welt oder Ein menschliches Denken ihrer Einheit und Einheiten. Freilich, diese Forderung ist doch nur eine Hypothese, eine Unterstellung, gemacht behufs der Möglichkeit eines allumfassenden Erkennens. Aus dem rein formalen „Nicht-Ich", das heißt: aus einer rein dem Ich entnommenen

allgemeinen Beziehungsbestimmung, wird die Forderung der Daseinseinheit entnommen. Sie scheint sich dann erfahrungsmäßig in dem Entwickelungsgesetze zu bestätigen. Aber wie genügsam ist man hier mit dem Inductionsbeweise, wenn man aus den Gebieten der Mechanik herauskommt! Und wie getrost macht man Analogieschlüsse auf den Gebieten der Mechanik selbst über das hinaus, was erprobt werden kann! Von dem Beweise für eine wesenhafte und wirkliche Daseinseinheit ist man doch in der Tat noch weit genug entfernt. Vollends darf man für die unfertige und in sich durchaus nicht einmütige Wissenschaft nicht den Anspruch erheben, daß sie die eine feste und klare Größe sei, der eine andre sich zu unterwerfen habe, um die Einheit des Bewußtseins der Zeitgenossen nicht zu stören. Das wäre nur eine neue Scholastik, aber eine solche der monistischen Abstraction, wie wir sie in der Hegelei über unsre Väter haben herrschen sehen und wie sie, den meisten unbewußt, in der modernen Art an die Daseinseinheit zu glauben, noch weiter herrscht. Die Auseinandersetzung zwischen Theologie und Philosophie braucht nicht im voraus die Unterwerfung unter den Entwickelungsmonismus als Ziel in das Auge zu fassen. Sie hat ihre Aufgabe zu vollziehen, nicht nur, ja überhaupt nicht im Ausgleiche von Meinungen und Unterstellungen, sondern auf dem Boden von Tatsachen des Lebens, die sich der Generalisierung so wenig fügen, wie das die eigenartige Persönlichkeit tut; denn sie legt unaufhörlich im Verhalten und in der Selbsterkenntnis Verwahrung gegen die Alleinherrschaft des Causalitätsgesetzes ein.

Die Ältesten unter uns haben ihre erste Bildung in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch unter der nachwirkenden Herrschaft apriorischer Spekulation erhalten. Dann folgte in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zunächst das Vorwiegen der Naturforschung. Unter dem Drucke des speculativbegründeten Monismus und unter dem gewaltigen Eindrucke der unbegrenzten Fruchtbarkeit der experiementellen Methoden entstand die Neigung, das naturwissenschaftliche Verfahren in seinen Grundzügen auch in die Arbeit an der Erkenntnis des persönlichen Lebens hinüberzutragen. So hat sich die Theologie des neunzehnten Jahrhunderts zuerst die Aufgabe gestellt, sich mit der philosophischen Speculation auseinanderzusetzen, dann aber die andre Aufgabe, das gegenüber dem Welterkennen in seiner Richtung auf die Sinnenwelt zu leisten. Auch ist man noch nicht so weit, in der letzten Beziehung sich ganz mit der Losung „schiedlich — friedlich" zu beruhigen; denn die Naturforscher haben es nicht durchweg vermocht, sich der Rückfälle

in die vermutende Speculation zu enthalten, und haben dann vernichtende Orakel wider das Christentum verkündet; ebensowenig haben alle Vertreter des Christentums den Verzicht darauf über sich gewonnen, sich und andre mit dilettantischen Übergriffen in die Deutung der Naturvorgänge im Dienste eines mißverstandenen Biblicismus siegesgewiß zu täuschen. Ein bedenkliches Erbe aber hat das vorige Jahrhundert dem neuen hinterlassen, nämlich die unbesinnliche Anwendung des Entwickelungsmonismus unter der Analogie des Naturgeschehens auf das Gebiet des geschichtlichen Lebens. Und vor diesem Erbvorurteile sucht sich der Idealismus in den resignierenden oder den heroisch schwärmenden Subjectisvismus zu retten.

So hat es die christliche Theologie in unsrer Zeit zu tun mit dem religiösen Subjectivismus und mit der empiristischen Methodik der Geschichtsbehandlung, d. h. mit einer Methodik, die empiristischer Grundanschauung dient. Beide stützen sich gegenseitig, wie sie sich auch gegenseitig fordern. Die Historie zerstört die Zuversicht zum Offenbarungswerte der Heilsgeschichte; darum flüchtet sich die Religion in das geschichtlich unzerstörbare Subjective, das (nach Schleiermacher) unvermittelte Bewußtsein: Gott und die Seele. Der Subjectivismus empört sich in seiner Autonomie gegen die Abhängigkeit von dem Geschichtlichen, gegen autoritative Subjecte der Vergangenheit, gegen „Tyrannen der Seelen" und fordert von der Geschichte die Zerstörung der Autorität aller Überlieferung, *πάντα ῥεῖ*; es gibt nur Entwickelung, in der zwar immer Zusammenhang ist, aber auch in jedem fortgehenden Moment ein Neues, mit dem Ehemaligen Incommensurables. Um den hohen Preis des Verzichtes auf eine aussagbare Offenbarung, auf die Offenbarungswürde des (persönlichen) Wortes rettet sich das welterobernde und darum weltoffene und weltunterworfene moderne Christentum in die Zuversicht zu der nach dem Gesetz der Evolution fortwirkenden (sachlichen) Tat. — Betrachten wir zunächst jede dieser Denkarbeiten in ihrer Tragweite.

Der **Subjectivismus** muß die Religiosität productiv denken, wenn er sich lediglich auf eigne Füße stellt. „So wie der Mensch, so ist sein Gott, sein Glaube." Das Gefühl nun ist individuelles Bestimmtsein. Der religiöse Subjectivismus meint aber nicht von einem auf das Subject wirkenden Inhalt erregt zu werden, sondern

individuell, in der Abgeschlossenheit auf das Eigendasein, seinem Gefühl Inhalt zu geben. Aufnehmen des Inhalts von außen gilt als Zeichen religiöser Minderwertigkeit neben religiösem Genie (Schleiermachers Reden). Aus dem religiös bedingten Charisma zum Dienste, aus der Prophetie, macht man ein die Religion ausmachendes und erzeugendes Charisma. Aus dem Menschlichsten des Menschen, aus seinem tiefsten Innern, nämlich seiner religiösen Beziehung, wird die Gleichheit verbannt und durch die Abstufung des Vermögens verdrängt, die doch nur dem Gemeinschaftsleben in unsrer Endlichkeit eignet; auch selbst im Christentum; denn die Charismen sind eben nur für den Dienst an der Gemeinschaft da; gegenüber Gott gilt kein Charisma, vgl. 1. Kor. 13. (Hier kommt dann zutage, daß für Schleiermacher die Religion auch nur für unser Welt-Leben, nicht für eine selbständige Beziehung auf Gott in Betracht kommt; deshalb sind in seinem christlichen Glauben die Aussagen über die göttlichen Eigenschaften und über die Beziehung zur Welt nur verschiedenartige Aussagen über dasselbe.) Und dabei wird zum Naturgesetze gemacht, was geschichtliche Vermittelung ist.

Bei diesem Abschlusse in das Individuell-Subjective werden dann die Gottesanschauungen zu bloßen individuellen, phantastischen Objectivierungen der Religiosität selbst. Die Gottheit ist der anonyme Beziehungspunkt für die Religiosität und die individuell kräftige Religiosität benennt ihn; aber „Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut.“ — (Wer in Christo die Macht des Guten über die Welt erkannt hat, entwickelt dann Glaubensgedanken über Gott und Christus. Herrmann.) — — So wird der Subjectivismus productiv. Aber das ist nur Schein. Denn die Erzeugnisse deuten alle nur auf das Anonyme, und dieses Anonyme bleibt die große *σιγή*, wenn es nicht, grob oder fein, mit den *κτίσματα* verwechselt wird. Die Philosophie nennt es dann das Absolute; das ist der große Götze der ewig unproductiven Abstraction, die nur Wirkliches registrieren kann mit Hilfe des Entleerens von einem starken Teile der Wirklichkeiten, wie in der Statistik sich die lebensvollen Einheiten in Zahlen verwandeln. Selbst Kant hat in seinem Subjecte keinen andern Inhalt finden können als die Verneinung des Nicht-Subjectiven. — Das Subject ist Form; es ist Inhalts-hungrig. Sein Grundzug ist Receptivität. „Ich jage von Begierde zu Genuß und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.“ Concupiscentia!

Die Unproductivität des producierenden Subjectivismus zeigt sich

nicht bloß und nicht zuerst durch die philosophischen Unternehmungen. Ehedem erweist sie sich auf dem Boden der Religion. Paulus bezeichnet Apg. 17 den tiefsten Inhalt der Menschheitsgeschichte, wenn er sagt: „sie sollten Gott suchen, ob sie ihn fänden und tasteten"; nämlich aus seiner Göttlichkeit und Kraft in seinem Weltwirken, Röm. 1, 20. Das ist suchende Religiosität, hungernde Religiosität, die auf der Suche nach ihrem entsprechenden Gegenstande ist. Man sagt heute (Harnack), die Mission hätte darin bestanden, daß die Griechen dem Christentume beifielen, weil es den bei ihnen bereits vorhandenen Monotheismus brachte. D. h. es siegte, weil es überflüssig war! Die Wissenschaft stellt mit Freude fest, daß damals wie sonst alles auf dem alten Flecke blieb. Aber der philosophische Monotheismus war die ausschließende Einheit, die andre Seite zur Weltvielheit. Das Christentum brachte den lebendigen Gott, sein Weltgericht und sein Leben. Den Schatz hat man versucht in jene Zahleinheit, in die große σιγή zu verschließen. Die Gottheit des Gekreuzigten hat diese Spinneweben allzeit auf die Dauer zerrissen. — Wie verhält sich die hungernde Religiosität sonst? Erst wirft sie ihren Schatten in der Schattenwelt der Mythen. Die Gestalten des Mythus haben wie die Schatten im homerischen Hades kein Leben, wenn sie nicht Menschenblut trinken. Der Inder hilft ihnen. Er gibt ihnen Soma zu trinken; er liefert ihnen Opfer durch das Feuer, Agni; er ist für sie da in der Andacht, Brahman. Bald sind ihm seine Hypostasierungen seiner Götterverehrung wieder Götter, und zwar die wirksamen; solange bis die Abstraktion der Philosophie sie in das Nichts zurückwirft, in das gedachte Nicht-etwas. So produciert die Religiosität — nämlich nichts weiter als sich selbst, sei es in bildernder Phantasie, sei es in selbstgefälliger Reflection; ihr kommt es nur auf die Irritation der Subjectivität an im Unterschiede vom „gegenständlichen Bewußtsein". Aber was da herauskommt, ist Schein. Es gleicht den „Neubildungen", in welchen ein schlecht ernährtes, krankendes Organ dem Productionsreize folgt; solche Productivität bedeutet den Tod des Organismus. Die unbefriedigte überreizte Religiosität wird zum zerstörenden Gift; sie schlägt in Skepsis an allem um, was nicht Sinnengegenstand ist. Die empfundene Lüge macht gegen alles Angebot stumpf oder bereit, sich so derb wie möglich belügen zu lassen.

Dagegen ist das Innerste und Eigenste des Subjects Glaube, das ist die erfüllte, zur selbständigen Kraft des Lebens gewordene Receptivität

(für das Gleichartige, Entsprechende). Er entsteht, wenn das der Receptivität entgegenkommt, wofür sie da ist. Und ist er entstanden, so steht er dafür ein: der gewonnene Inhalt sei, was für mich da ist und wofür ich da bin. Der Glaube ist die Souveränität des Individuum; aber sie ist erstens die des Geschöpfes, also bedingt durch ihr Verhältnis zu ihrem Schöpfer, und sodann die des für das Gesamtleben der Personen, für die Geschichte angelegten Individuum, also bedingt durch die geschichtlichen Voraussetzungen ihres besonderen Daseins[1]).

Unsre individuelle Subjectivität, d. h. unsre begrenzte und besonders bestimmte Persönlichkeit, unser Menschsein und unser So-Mensch-sein, ist der Fruchtboden und er ist empfänglich; damit ist er kritisch. Er erzeugt nicht, aber er empfängt und beglaubigt dann und traut (vertraut). Deshalb ist aller Subjectivismus Täuschung, wenn er productiv sein will. Und aller Objectivismus ist auf die Dauer dem Subjectivismus gegenüber ohnmächtig, wenn er nicht mit der positiven Kritik der Subjectivität zu rechnen vermag. — Dem receptiven Glauben Luthers in seiner bestätigenden und ausscheidenden Kritik (das Evangelium bestätigenden, die kirchlichen Traditionen ausscheidenden) konnte der bloße Traditionshistoricismus nicht widerstehen, längst vor der historischen Kritik. Den Traditionspanzer in seiner das gesamte persönliche Leben und nicht nur das Erkennen einzwängenden Gewalt hat für den großen Gang der Geschichte nicht der humanistische Kriticismus, sondern das Bekenntnis des rechtfertigenden Glaubens gebrochen.

Die empiristische Historik ist bestimmt von dem Aberglauben an die historische Methode und diese wieder von dem Aberglauben an

[1]) Individuum, wenn man das Wort als Übersetzung von Atom auf persönliches Leben anwendet, ist das generelle Subjectiv-sein abgesehen von allen seinen Objecten; das ist, was man zumeist Subject nennt. Aber ein solches leeres Subject ist nur Exemplar des genus „(geschaffene oder endliche) Person". Auf dem Boden des geschichtlichen Lebens gilt indes die Exemplarität nur für diejenige Betrachtungsweise, der die Personen lediglich als Mittel für Sachliches gelten. Als selbstwertende Personen sind die Personen nie sich deckende Exemplare, bloße „Zähler", sondern immer eigentümliche Unterschiedene, wirkliche „Nenner", schon durch ihren Ort in der Geschichte, durch ihr Geschick; und das sind sie für sich und für andre. Das erst ist Individuum im Vollsinne einer das Leben erfassenden Anthropologie; so braucht man die Bezeichnung besonders seit Schleiermacher. Der verschiedene Gebrauch aber erzeugt viele Mißverständnisse. Man täte gut, immer Subject und subjectiv von Individuum und individuell zu unterscheiden.

den Monismus, an die Geschlossenheit des durch sinnliche Erfahrung zugänglichen Ganzen der Dinge. Der letzte Aberglaube fordert, daß nichts Andersartiges in diesen Zusammenhang hinein komme; und wenn es allenfalls doch hineingreifen sollte, so sei es dergestalt von diesem Zusammenhang in seiner Wirkung bestimmt, daß es für die wissenschaftliche Auffassung nicht nachweisbar sei. Diese Grundanschauung kommt zur Geltung in dem methodischen Grundsatz der Analogie. „Alles wiederholt sich nur im Leben." Es gibt nur abgestaltete Wiederholungen und Unwandelbares nur in der abstracten Form. Gibt es einen Inhalt, der über diese monistisch erscheinende Sinnenwelt hinausragt, so wird er in die reine Subjectivität hinein verwiesen und sie ist dieser Geschichtsauffassung jenseitig. Sie heißt das Ewige. Das ist Schillers „Gestalt" oder die Idee.

Die Analogie ist das Naturgesetz auf dem Boden der Geschichte. Die Geschichte hat in der Tat ihren Naturboden und dieser Naturboden bedingt Analogie; aber die „Naturgeschichte der Völker" erzeugt nur Nationalökonomie und keinen Geistesfortschritt. Der Inhalt der einheitlichen Menschheitsgeschichte ist das, was über die Analogie hinausgeht[1]).

An diesem Punkte lodert der Kampf zwischen den Vertretern der Heroenverehrung und denen, welchen lediglich die Bewegung der Ökonomie und das Milieu Wert hat! So lehrreich die geschichtliche Analogie sei, das menschlich Fördernde an der Geschichte ist doch das Nicht-Analoge, das Eigentümliche, wenn es in den nie veraltenden Schatz der Überlieferung eingeht. Hier liegt die Heimat des Personenlebens; Verkehr und Industrie machen die Menschen zu bloßen Mitteln und ballen sie in Interessengruppen zu Massenteilen zusammen; im Ringen mit den Überlieferungen geistigen Erwerbes bilden sich die Genien und die Charaktere. An der unerreichbaren, unnachahmlichen Person entzündet sich die Selbständigkeit, die nicht in die Analogie des Naturlebens aufzugehen vermag; an einem Helden entzündet sich Heldensinn; zuletzt an Gott und seiner Herrlichkeit auf dem Antlitze Christi die Freiheit eines Christenmenschen.

Wäre die Geschichte nur das oberste Stockwerk der Natur, dann wäre ihr Ganzes Bewegung, Entwickelung. Weil sie persönlich ist, bildet

---

[1]) Die industrielle Latifundienwirtschaft der Kaiserzeit und der jüdische Kornhandel über das Mittelmeer ist zeitgeschichtlich sehr wichtig und bietet sehr lehrreiche Analogien; aber als fortwirkender Ertrag sind nicht sie, wohl aber das römische Recht und das in den Grenzen der „Wirtschaftseinheit" und auf den Spuren ihres Verkehres missionierende Nazarenertum in die folgenden Jahrhunderte übergegangen.

Überlieferung das Rückgrat ihrer Entwickelung und das persönliche ihrer Überlieferung ist das Wort.

Was der menschliche Lebenskern der Geschichte sei, das sagt oftmals die unsichere Sage treffender als eine durch die Kunst geschichtlicher Methodik gesichtete verläßliche Kunde. Was die Sage fortträgt, eben das war die Mitgift, welche die Person oder die Handlung dem Gesamtleben eintrug, und was deshalb als Gabe auch empfunden wurde. Das lebt auch in den Herzen fort, wenn auch oft nicht in der verständigen Auffassung.

Man unterscheidet — über das Recht der Anwendung hier kein Entscheid! — zwischen Naturvölkern und Geschichtsvölkern. Darin liegt, daß die Menschen durch die Geschichte, durch die Überlieferung und also durch die Autorität über die Natur hinaus wachsen. (Wie hob die Autorität der Antike die Humanisten über das Mittelalter!) Es geht durch Autorität zur Autonomie und Productivität. Der Herdenmensch schwindet in dem Maße, als die Geschichtsarbeit die Menschen oder die Schichten der Völker ergreift; er verschwindet nie ganz, aber er beginnt zu verschwinden in den „Gewaltigen". So ist doch die Geschichte der Lebensboden für die Persönlichkeit; aus ihr stammt aller Samen, der auf den Fruchtboden der Subjectivität fällt und den Menschen über das verständige, bewußte Naturglied hinaus hebt in die selbständige Persönlichkeit; über die Function des Maschinenteiles zum Herrscher über die Natur.

Diese Geschichte ist innerhalb unsres irdischen Gesichtskreises eines jeden Bedingung und eines jeden Zweck, ob er es weiß, ob nicht. Was er wird, dankt er ihr; was er schafft, gibt er in sie hinein; er kann nicht anders. Diese Geschichte kann nicht abdanken zugunsten der Subjectivität, wenn es sich um den echten Gehalt für das Personleben handelt. Sie ist zu gewichtig für uns nach den Kategorien der Teleologie und der Causalität, um auf sie zu verzichten, und in ihr nur das Farbenspiel der immer gleichen abstracten Subjectivität zu erkennen, wenn sie sich im nicht völlig durchdringlichen Medium verschieden spiegelt, wie sich der Sonnenstrahl im Prisma bricht. Der abstracte Subjectivismus kann nicht hinaus über einen öden Dualismus des Zeitlichen oder des Ewigen, des Geschichtlichen und der Form der Persönlichkeit. Ist das Subject rein als solches Selbstzweck, so ist ihm die Geschichte eigentlich gleichgültig. „Entwerden" war die Losung der katholischen Mystik, und die Platons: *φεύγειν ἐνθένδε ἐκεῖσε ὅσα τάχιστα*! Ist das Subject aber nur eine Woge im Strome der Ent-

wickelung, dann gibt es Ewigkeit nur im Gedanken und nicht für das Subject selbst. So fordert der Schrei des Subjectes um Selbstbestand den Nährboden, aus dem es empfangen kann, was „Dauer im Wechsel“ verspricht[1]), die Geschichte. Das kann sie freilich nur bieten, falls sie mehr ist als der sich wiederholende Reigen inhaltshungriger Subjectivitäten und die fortschreitende Bewältigung der Natur für den leeren Formalismus der Persönlichkeit.

So führt die Auseinandersetzung mit den Gesichtspunkten der heutigen „Wissenschaft“ bei weiterer Betrachtung auf die Grundformen, die allem Menschenleben eignen. In diese Formen muß sich hineinlegen, was in dieses Leben von Inhalt hineintreten soll und hinein tritt. Woher dergleichen kommen könne, ist damit nicht entschieden. Das Vorurteil des Monismus und der von beliebten Methoden aus zu bemessenden Bewußtseinseinheit darf gegenüber der Wirklichkeit nicht in Alleinherrschaft gesetzt werden; es ist eben nur ein Vorurteil. Die bloße Betrachtung dieser beiden Formen des persönlichen Lebens zeigt zwar ihre wirkliche und unausbleibliche Wechselbeziehung, aber sie erschließt kein Verständnis ihrer Zusammengehörigkeit, solange man umsonst nach einem gemeinsamen Zwecke fragt, während doch alles persönliche Tun durch Zwecke bestimmt ist.

Wenn nun in die Subjectivität und in die Geschichte ein Inhalt hineintritt, der sich in ihre Wechselwirkung bestätigend und fördernd einfügt, ohne aus der bloßen subjectiven Formalität oder aus den Analogien der Geschichte sich ableiten zu lassen, so besteht an sich kein Grund, ihn zu bezweifeln oder abzulehnen. Ja, es kann für das prüfende Urteil noch mehr von ihm gelten, falls dieser Inhalt sich geeignet erweist, den uralten Hader jener Formen des persönlichen Lebens zu schlichten. Autonome Subjectivität und autoritäre Überlieferung werden nicht ferner auseinander klaffen, wenn die Geschichte der Autonomie einen Inhalt zuführt, der sie verselbständigt, ohne sie in zerstörenden und verwirrenden Kampf mit den geschichtlichen Bedingungen zu stürzen. Geschichtlich ermittelt bringt ein solcher Inhalt einen jeden in Zusammenhang mit solchem, was über die Geschichte hinausliegt, mit dem in der Tat Ewigen, und nicht bloß mit dem immer gleichen, weil inhaltsleeren Formalen, das heißt: mit den „höchsten“ Begriffen oder Ideen. Durch solche Wirkung überführt er von seiner Wesenhaftigkeit

---

[1]) Goethe: „Danke, daß die Gunst der Musen Unvergängliches verheißt, den Gehalt in Deinem Busen und die Form in Deinem Geist.“

und seiner Bedeutung für uns. Das aber finden wir in dem biblischen Christentume.

Dieses Christentum ist nicht „so alt als die Welt", denn es stammt für uns schlechterdings erst aus der Fülle der Zeiten; es ist geschichtlich. Und das Geschichtliche an ihm ist nicht abzustreifen, um den Kern angeregter Religiosität als das Wesentliche übrig zu behalten, dem andres Geschichtliche ebensowohl als Erscheinungsform zupaßt. Denn das Anregende ist hier nicht das Aufleuchten einer Einsicht in ein Grundverhältnis alles menschlichen Lebens, nämlich die Einsicht in die Unabhängigkeit der Religiosität von Sittlichkeit und Geschichte. Was anregt, ist vielmehr die tatsächliche Wandlung eines in seiner erdrückenden Wirklichkeit erfahrenen Verhältnisses, nämlich der schuldbeladenen Gottlosigkeit unsrer Seelen in ihrer Herrschaft über das geschichtliche Menschheitsleben. Aber der Ursprung dieser Tatsache, nämlich jener Wandlung (oder der Versöhnung der Welt mit Gott) ist, sit venia verbo, älter als die Welt; er ist dem Ganzen der Dinge jenseitig, wir sagen: ewig; sie ist die Handlung des lebendigen Gottes. Und diese Tatsache ist der unentbehrliche Weg, aber auch der durchaus verläßliche Weg zu diesem Ursprunge, zu dem X der Religiosität, das ist der lebendige allgegenwärtige Gott selbst. Und darum hebt diese geschichtlich wirksame Tatsache jedes sich ihr erschließende Subject in eine Beziehung hinein, die in ihrer Entstehung geschichtlich vermittelt ist, in ihrem Bestande aber von der Geschichte unabhängig wird. Diese Tatsache ist das persönliche Werk Christi, diese Beziehung ist die Gotteskindschaft. Beides ist weder ungeschichtlich noch bloß geschichtlich; beides ist weder bloß ein das Subject erdrückender Ewigkeitsgehalt nach bloße Selbstübersteigerung der Subjectivität. Es ist in seiner Geschichtlichkeit voll Ewigkeitsgehalt für die subjective Receptivität und eben für sie. Es ist in seiner Geschichtlichkeit übergeschichtlich und in seiner Subjectivität empfangenes Jenseitiges.

Verlassen wir die abstracten Ausdrucksweisen und deuten diese Grundzüge am biblischen Christentum etwas bestimmter an!

Einerseits die suchende Empfänglichkeit aller einzelnen, anderseits der Geschichtsgang der einen Menschheit — diesen **Aufschlag** für das Gewebe des Geschehens zeigt der Apostel, ein Schüler der Offenbarung, den Heiden Apg. 17. Aber auch den **Einschlag**: was ihr, ohne es zu kennen, verehret, das verkündige ich euch: Gott, den Schöpfer und Weltlenker.

Menschheitsgeschichte und Individualfreiheit schneiden sich in Jesu dem Christ und der *πίστις Ἰησοῦ*. Jesus der Christ aber, das ist

Jesus an seinem Platz in der Geschichte, einerseits der Abrahams- und Davidssame, andrerseits der letzte Adam; und die πίστις Ἰησοῦ Χριστοῦ Röm. 3,26 ist das πιστεύειν εἰς Χριστὸν Ἰησοῦν Gal. 2,16. Der Inhalt ist: Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der Schöpfer, und ich in Christo sein Kind.

Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsre Herzen Röm. 5,3, freilich; doch nur weil Gott seine Liebe im Tode Christi anpreist V. 9 f. und nur in Gerechtfertigten V. 1, vgl. 3,24 f. Der Geist gibt Zeugnis unserm Geist 8,16; gewiß; aber nur der Geist, den wir als den Geist Jesu des Christ wiedererkennen V. 9 f. und er gibt sein Zeugnis nur den nach dem Ratschlusse Berufenen V. 28, vgl. 26, 27. In der Rechtfertigung begegnen sich Gott in der Geschichte und die (durch die terrores incussae conscientiae Röm. 7,21 f.; 2,3—16) aufgegrabene Empfänglichkeit des Menschen; und in beidem, im Gange der Geschichte und in dem Erlebnisse des εἰρήνην ἔχειν πρὸς τὸν θεόν, des ἐκκέχυσθαι ist dann Gott persönlich bei uns, wie in Christo Jesu, so in dem Herrn, der der Geist ist 2 Kor. 3,17. 18.

Dieser Gott ist nicht mehr bloß das X zu der unbefriedigten, haltlosen, suchenden Subjectivität. Nicht als ἀΐδιος δύναμις καὶ θειότης kommt er über den ohnmächtigen, des Endlichen entleerten Sinn; nicht als Universum, Absolutes und wie die Namen, die Schall und Rauch sind, alle heißen, welche der Subjectivismus für das sucht, was der Mysticismus ehrlich „Nichts" nennt. Er kommt handelnd und redend, zuletzt in dem gekreuzigten und auferstandenen Fleisch gewordenen Wort. Er kommt als unmißverständlicher, inhaltreicher Wille, als der Urwille, der die Personen über die Natur, über die Analogie, über das Milieu hinaushebt und hinaushebt in die freie Beziehung der Personen zueinander, in die heilige Liebe. Er kommt als persönliche freie Zuwendung, als favor; er wirbt um persönliche freie Zuwendung, um Vertrauen, fiducia. Er hat die Geschichte bisher, und zwar in ihrem Zweige von Abraham an zu seiner Selbstanbietung gemacht und die Subjectivität zur Annahme **erzogen**. Nun ist seine Selbstanbietung so in die Gesamtgeschichte hineingewoben, daß diese Menschheitsgeschichte sie immer weiter tragen muß. Die Mission des gepredigten Christus ist das „warum und wozu" der Menschheitsgeschichte, solange sie hier verläuft. Ist das zu ärmlich für die große, breite, reiche Weltgeschichte? Bewahrt zu sein im Glauben für das Erbe im Himmel, wird das im Sterben zu wenig

sein für unser vielgestaltiges Leben? Ist der entsetzt ins Dunkel starrende sterbende Goethe erhebender als Jesus am Kreuze: „Vater in deine Hände befehle ich meinen Geist“? — Aber in diesem in Gottes Hände befohlenen Geist war der ganze Ertrag der bisherigen Geschichte der Menschheit, und in seiner Auferweckung wurde er dieser Menschheit zum Samen der weiteren Geschichte wieder gegeben. Hat Gott in Christo das Fleisch zum Träger der Gottheit erhoben und ihn dadurch zum andern Adam gemacht, so hat er in ihm auch die Geschichte als sein Werkzeug beglaubigt; und haben wir Gott in dem Knoten- und Wendepunkt der Geschichte gefunden, dann dürfen wir ihn auch in ihrer Länge und Breite suchen. Nur, daß wir ihn, den uns bekannten, den in Christo zu uns kommenden in seiner eben dort erwiesenen Art suchen, ihn selbst, in seinem sich uns darstellenden Charakter (Ebr. 1, 3), und nicht das, was wir von ihm erwarten, ihm vorschreiben und für dieses Leben nutzbar finden.

Den Gott der Liebe hat nicht die Subjectivität Israels erzeugt; denn er ist nicht ein Abstractum, nicht der Begriff „Liebe“. Was haben die Juden aus seiner Liebe gemacht? Die Parteilichkeit für ein Volk, nur glaubbar unter dem sacrificium intellectus! Der Gott der Liebe ist aber auch den Weltweisen ein unglaublicher Character — der Ausdruck sei verziehen! —, denn ihr Gott, ihr höchstes Wesen, gewinnt seine Hoheit eben aus dem Absehen von allem für uns faßbaren Besonderen. Der Gott der sich offenbarenden Liebe dagegen ist ein wirklicher Charakter, so derb eigenartig und unconstruierbar wie sein Bild, nämlich Jesus. Auf der Leiter der Abstraction kommt man nicht zu dem lebendigen Gott hinauf, nur auf der Himmelsleiter seiner Selbstoffenbarung in der Geschichte. Weil man ihn nicht in der bloßen Verinnerlichung, in der Vernichtung und Selbstübersteigerung zu tasten bekommt, darum wird es so schwer, die Tatprobe auf den eignen Glauben zu machen. Weil sein Charakter unerfindbar ist, nicht minder „aus den Werken seit der Schöpfung der Welt“ als aus dem verblichenen Bildnis in der eignen Seele, darum mißtraut der natürliche Mensch Gott. Weil die Paradoxie der Sünderliebe der Logik des Gewissens und der des Verstandes widerspricht, darum traut man so schwer der freien Gnade. Im Umgange mit Gott in Christo, dem geschichtlichen d. h. dem gepredigten Gott erfährt man erst, was Liebe sei. Und

dann gibt das Gewissen jedes Menschen dem Zeugnis: darin hat Gott seine Liebe erwiesen 2 Kor. 4, 2. Und dann lernt man, sie in ihrer Unermeßlichkeit immer mehr begreifen Eph. 3, 18. 19; am besten durch die Versenkung in die evangelische Geschichte und das geschichtliche Verständnis der Lebenshandlung Jesu, wie es Paulus in dem großen Styl der Gottesgedanken und ihrer Offenbarung eröffnet; denn wir sind auf die Geschichte als unsern Lebensboden von Gott gewiesen.

Ist dem so, dann braucht man nicht aus der Geschichte, aus ihrer Überlieferung und ihrem Hergange in die pure Subjectivität zu fliehen, in die Abstractionen und in die empfindsame Unbestimmtheit, um Gott und Ewigkeit zu finden. In der abgezogenen Subjectivität findet man sie auch nicht. Wie hätte sonst Jesus am Kreuz über die Gottverlassenheit klagen können; die Enthusiasten sind ihm weit über! Ebensowenig jedoch kann man die Geschichte mit den Hebeln und Gabeln der Methodik zwingen, ihren eigentlichen Gehalt herzugeben; nicht die Brille sieht, sondern das Auge muß sehfähig sein. Ohne die Berührung des Gotteshungers mit der offenbarenden Handlung bleibt die Geschichte stumm, denn das Persönliche in ihr kann nur erfaßt werden, wenn die eigne Person inne wird, daß sie es nicht bloß mit einem Object zu tun hat. Das nennt die Bibel, den Geist Gottes spüren und besitzen. Die Fähigkeit, die Person in der Geschichte zu ergreifen, hat darum die auf sich gestellte Subjectivität nicht, sondern nur einer, in dem das Licht vom Antlitze Christi her aufgeleuchtet hat 2 Kor. 4, 6. Und dieses Licht leuchtet nicht auf, ohne sich in dem Inneren aus der Geschichte zu reflectieren. Das ist gesunde Wechselwirkung, und zwar deshalb, weil sie unserm Wesen entspricht, denn der Mensch ist *ζῶον πολιτικόν* will sagen: Geschichtswesen, und eben als solches jede Seele doch gleichwert der ganzen Welt.

Solcher Wechselwirkung bedient sich Gott, um der Menschheit sein Wort zu schenken. Dies sein Wort ist Deutung und Angebot seiner Taten. Sie sind Glieder der geschichtlichen Kette; aber sie sind mehr. Kern und Schicksal jeder Person liegt in ihren Taten, sofern sie ihre Handlung (*μακάριος ἐν τῇ ποιήσει αὐτοῦ* Jac. 1, 25) sind, sofern eben die Person darin liegt. So ist's mit Gottes Taten. Ihr Wert für uns ist seine Handlung in ihnen, er selbst. Die Tatsachen aller Geschichte kann die Geschichtswissenschaft annähernd fest-

stellen, die Handlungen in ihnen mit technischer Sicherheit selten. Die Handlung Gottes in den Tatsachen erfaßt nur der in der Geschichte erzogene Gottesglaube Gal. 3. (Im Tode Jesu sahen seine Jünger nur die brutale Tatsache, das Mißraten seines Messiaswerkes. Da gab ihnen Gott das Zeichen Jonas, des Propheten. Das σημεῖον der Auferstehung erneute ihren Gottesglauben. — τῇ ἐκ δυνάμεως θεοῦ vgl. Mtth. 22, 29, Lc. 9, 22; 24. 44 f. — und trieb sie in die Schrift; dann erfaßten sie Gottes δεῖ und ἐντολή Joh. 10, 18 und damit Gottes Handeln in diesem Ereignisse.) Den Glauben an Gottes Handeln in den Hergängen aussprechen, das heißt bekennen. Jesum Herrn und Messias nennen, das heißt seine Sendung vom Vater erkennen und bezeugen. So schafft Gott das Wort des Evangelium, die frohe Kunde von dem aus Gunst handelnden Gott und in diesem Worte begegnet er uns persönlich. So kann er zu uns nur kommen und sich darstellend anbieten in der durch die subjective Empfänglichkeit hindurch gegangenen Geschichte, wenn er mit uns handeln will nicht als unfaßbare Macht, sondern als für die Glaubensliebe faßbarer Charakter — χαρακτὴρ τῆς ὑποστάσεως. Wer Jesus gesehen hat, hat den Vater gesehen; aber man sieht Jesum nur recht, wenn man in ihm nicht nur den liebenswürdigen, genialen, frommen Menschen findet, sondern wenn man die Offenbarung vom Vater erfahren hat, er sei der Christ des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs, der da kommen sollte, und wenn diese Offenbarung ihre Beglaubigung im Zeichen Jona empfangen hat Joh. 14, 9; Mtth. 16, 17; Joh. 20, 20. 25 f.; 2, 21. 22.

Die Befruchtung des empfänglichen Fruchtbodens muß freilich in jedem von uns durch den Samen des Wortes von den Charaktertaten Gottes vor sich gehen. Sie ist eines jeden eignes Erlebnis. Aber dieses mein Erlebnis ist nicht einzig und auch nicht originell. Erst durch dieses Erlebnis wird mir das Wort zweifellos zum Worte Gottes an mich, zur κλῆσις. Allein es gehört zur παράκλησις διὰ τῆς ἐν ἀλλήλοις πίστεως, daß es nur ein Erlebnis unter vielen gleichen ist. Und die erste und wichtigste Analogie bietet das Zeugniswort, das Bekenntnis der Apostel und Evangelisten. Als wirksames Mittel wird es zum Träger der um mich werbenden Gunst Gottes und so gewinnt es für mich die Autorität der auf mich und mit mir handelnden Person Gottes. Und in der handelnden Person Gottes tritt mir sein

Wille entgegen, der die Menschheit und mich bestimmt, sein ewiger Rat. Damit bin ich durch die Geschichte bei der Ewigkeit und in ihr. So trifft Gottes- und Menschensubject aufeinander, persönlichst, durch den Lebensboden der endlichen Personen durch die Geschichte.

Und die einfache Geschichte des Messias, von Abraham bis zum leeren Grabe des Joseph von Arimathia steht jedem Rede und Antwort, der in seiner Empfänglichkeit fragt und sucht nach dem Gott der Ewigkeit in der Geschichte.

Gott hat uns keinen Brief aus dem Himmel geschrieben, auch keine Dogmatik; denn er wollte nicht unser *διδάσκαλος* werden, sondern uns einladen, zu ihm zu kommen Ebr. 11, 6. Darum kam er zu uns. Er kommt in Taten, die Einladungen sind und darum Zeichen, und deren Zeichenwert von uns verstanden und deshalb gedacht und in Wort gefaßt werden kann und muß. Das sind nachdröhnende Ereignisse: die Führungen des Volkes, der Patriarchen, der Propheten, Jesu, der Apostel; ihr Nachhall hat uns alle berührt. Nicht ihre zeitgeschichtliche Gestalt, sondern ihr weltgeschichtlicher Gehalt, ihre Kraft der Nachwirkung; das ist aber ihre Wirkung auf den Glauben an den handelnden Gott, das ist ihr (Zeichen-) Wert. Der hat sich niedergeschlagen im Bekenntnisse seiner Zeugen und Gläubigen. Gott hat nicht gehandelt auf dich und mich, sondern auf die Kinder eines andern Geschichtsortes als der unsre ist; darum brauchst du ihn nicht handeln zu sehen, um feststellen zu können, was du aus seiner damaligen Tat erschließen möchtest. Weißt du, daß er in deiner Berufung auf dich durch das Wort gehandelt hat, dann weißt du auch, daß er handelt und kennst seines Handelns Art und Zug; und den kannst du wieder erkennen in dem dir berichteten Tun und lernst ihn darin dann bestätigend und genauer und reicher kennen. Du hast genug an dem Bekenntnisse der Alten zu seinem Handeln und kannst urteilen, daß er freilich nicht auf dich, aber doch für dich gehandelt hat in jenen nachdröhnenden Taten und vollends in der unauslöschbaren Lichtgestalt Jesu des Christ.

Darum hat die Christenheit immer, mit Recht und mit Erfolg, die „heilige Geschichte“ als Transparent des „Gottes für uns“ behandelt. Oft ist es ihr dabei nicht gelungen, durch die rechte Sammellinse zu sehen; die ist uns in dem Sohne gegeben. Auch hier gilt, daß wer nicht mit und in ihm sammelt, zerstreuet und verwirrt. — Mit dieser Linse aber ohne die heilige Geschichte sieht man ins Leere, z. B. mit dem Abstractum Gott-Mensch als Linse statt des biblischen Sünder-

Heilandes. Es gibt aber viel solche Arten, ins Leere zu sehen, z. B. durch die Abstracta: religiöses Genie, Idealmensch usw.

Aber das Transparent ist nicht für den Wissensdurst, für die speculative Augenlust, sondern dafür daß ihn finden, die ihn suchen. Darum ist die Reformation die Epoche für Leben und Theologie. Darum ist Seelsorge und Mission Probe auf die Theologie. Jenes Transparent ist Einladung zum und Ausrüstung für das Kommen zu ihm. Darum ist diese von Gottes Persönlichkeit durchschienene Geschichte *ὁδός*; für alle Zeit *πρόςφατος* Ebr. 10, 19. 20. Und eben dazu ist sie von unendlicher Anwendbarkeit für die Ge- und Berufenen, wie für die Diener am Worte; nur daß das *ἐν ἐμοῖ, ἐν Χριστῷ* des N. Testamentes in lebendigster, allseitigster Anwendung bleibe! Für die andre eigenrechtige Art, das Transparent zu brauchen, enthält Joh. 8 die vernichtende Kritik und Israels *παράπτωμα* die erschütternde Warnung. Vertiefen wir uns mit jenem Ariadnefaden in das Wirrsal der Schrift und ihrer Wirkungen, dann finden wir in ihrer Ökonomie für alles Rat, wenn auch nicht auf alle Fragen Antwort so wenig wie Paulus Röm. 11 zu Schluß. Wer Christi Geist hat, hat den Geist dieser Geschichte 1 Petri 1, 12 und darum *ἀνακρίνει πάντα* 1 Kor. 2; Joh. 16.

In Christo, in dem Subject, das gesagt und erwiesen hat: *ὁ πατὴρ ἐν ἐμοῖ μένων ποιεῖ αὐτός*, ist die Geschichte zusammengefaßt und fortan Gott persönlich in der Geschichte und nicht nur jenseit ihrer. Fortan bringt das der Geschichte einverleibte Wort Gott persönlich zu den Subjecten und durch sie kommt er weiter zu jedem Subject in der Berufung und Rechtfertigung. Fortan hat jeder Berufene Recht und Pflicht, alles im Bekenntnisse der Glaubenden bezeugte Tun Gottes als Mittel auf seinen eignen Christenstand als Zweck zu beziehen, um die *σοφία ἐν τοῖς τελείοις* zu erwerben, die eben nur der Widerschein von Gottes offenbar gemachter Weisheit ist.

Das Gerippe dieser *σοφία* soll die Theologie sein.

Die Geschichte dieser Theologie stellt die Fragen. Die Antwort ist immer da. An ihren Formulierungen buchstabieren wir. Das Alphabet ist auch da, in den biblischen Zeugnissen, aus denen die eine Kirche erwachsen ist. Am Fernsten vom Gelingen sind die Analphabeten. Ihr Unbehagen am Alphabet hindert sie am Lesen und in der Folge am Verstehen. (Verbum stat, homo socors praeterfluit. Bengel.)

Sie begnügen sich mit dem engen Gesichtskreis ihres Subjectivismus oder behandeln die bedeutsamen Zeichen als altertümlichen Zierrat, weil sie ihren Wert nicht kennen und deshalb ihres Gehaltes nicht mächtig werden.

Wem es mit dem Buchstabieren einigermaßen gelingt, dem geht es wie dem Missionar, wenn er endlich die Sprache der Heiden so weit erlernt, daß sie ihm sagen: du redest von Gott wie unser einer. Er wird es daran inne, daß er damit andern hilft, die Schätze wirklich zu heben, ohne sich an dem Verfahren durch andre irre machen zu lassen.

Aber wir haben es ja nicht mit Subjectivität und Geschichte, sondern mit Subjectivität und Geschichtsüberlieferung zu tun. Da fällt doch auf diese Seite die ganze Last des Nachweises der Verläßlichkeit dieser Überlieferung! Da werden wir doch von der historischen Technik abhängig! — Allerdings wäre das so, wenn wir die Geschichte der israelitischen Frömmigkeit als jenes Transparent zu schätzen hätten; dann hinge viel für uns von der langsamen Entwickelung ihrer Gottesvorstellung, ihrer sittlichen Artung usw. ab. Allein uns gilt als Transparent vielmehr die mit Christo zum Abschluß und in ihm zum Verständnis so gekommene Führung Gottes. Wie man dieses Verständnis in Christo findet, davon gibt uns das neue Testament die vorbildlichen Proben. Die großen Knotenpunkte und das eintönige Schema dieser Führung, wie sie auf das persönliche Werk des Christus und den Glauben an ihn hinführt, hängt nicht von dem Detail der Überlieferung und seinem Milieu ab. Und daß das gleiche von Christo selbst gelte, zeigt uns die Art unsrer Evangelienüberlieferung und die Art der apostolischen Predigt. Wem sich dieser unantastbare Stock der Überlieferung darin ausgewiesen hat, daß er inne ward, jenes Werk hat seinen erreichten Zweck an meiner Berufung, der hängt nicht von der Gesetzgebung eines historisch-kritisch herausgesäuberten Urevangeliums ab. Und an dem als Gotteskraft zur Errettung erwiesenen apostolischen Evangelium hat er mit Luther den lydischen Stein, um alle Schrift zu prüfen. Hat das Evangelium den rechtfertigenden Glauben geweckt und getragen, dann bietet es sich auch als ausreichendes Mittel dar, den ganzen Reichtum des geschriebenen Wortes in seiner Fülle, seinen Abstufungen, namentlich aber in seiner tiefen Einheitlichkeit zu erheben. Allerdings eine Einheitlichkeit, welche uns des *κατὰ μέρος* nicht überhebt,

es vielmehr eindrücklich macht; auch die Unausforschbarkeit und Unausspürbarkeit der geschichtlichen Führungen Gottes nicht beseitigt, sondern sich auf die geschlossene Deutlichkeit des einen Weges beschränkt, der nach Golgatha und an das offene Grab führt.

Wer von uns ist nicht davon angefochten worden, wenn historische Technik die geschichtliche Verläßlichkeit der Bibel erschütterte! Gesunde Überzeugung von dem Werte der Überlieferung gibt das Unternehmen ein, mit derselben Technik diese Verläßlichkeit von neuem darzutun. Dieser Dienst ist an sich nicht zu unterschätzen. Allein es wäre eine ernste Gefahr, wenn man meinte, der angerichtete Schaden sei auf diesem Wege gründlich zu heilen. Das Zersetzende liegt ja nicht in dieser Art des Angriffes, nicht in dieser Handhabung der Technik, vielmehr darin, daß diese Autorität vor das Forum historischer Untersuchung gefordert wird, daß man mit Quellenforschung Gottes Tun ausschließen oder aufzeigen will. Ob das Ergebnis ja sei oder nein, die Entscheidung liegt dann bei der wissenschaftlichen Technik und der Papat der Gelehrten ist besiegelt. Und das ist klar: von der erst jüngst erworbenen Technik darf die Zuversicht der Beziehung zu Gott nicht abhängen. Was wir theologisch formulieren, und durchführen wollen, das muß der ungebildete Bibelleser in seiner Weise einzusehen vermögen, der von historischer Technik nichts weiß oder mit der Scheu des Unverständnisses von ihr hört. Und so kann und wird es sein, wenn es uns nicht auf Religionsgeschichte, nicht auf die genaueste Kenntnis vergangener Vorgänge und Zustände, vielmehr auf jenes Transparent ankommt, durch welches sich der lebendige Gott in seinem Charakter uns darstellt.

Alle Offenbarungsgeschichte und alle Christologie bleibt ein *μυστήριον*, welches die Skepsis weckt, für alle, von denen Haman sagt, „sie scheuen den Duft des Blutes des Lammes“. Alle Erwägung über die theologische Technik in ihrer Auseinandersetzung mit sonstiger wissenschaftlicher Technik bleibt ein Handhaben farbloser Schemata, so lange Grund und Ziel geschichtlicher Offenbarung aus dem Spiele bleibt. Man handelt von der Angemessenheit des angewendeten Mittels für unsre Bestimmtheit und Art, aber man hat noch nichts getan, um den Verdacht abzuweisen, alles sei im Grunde ein entbehrlicher Luxus. Der Schöpfer nach unserm Gedankenmaße hätte davon Umgang nehmen

können und sollen. Volle Kraft gewinnen die Erwägungen erst, wenn der Punkt heraustritt, um den sich solches Tun Gottes dreht, und sich solche Mühe lohnt, um es zu verstehen und sich seiner zu vergewissern.

Nur im Todeskampfe des Gewissens (agon conscientiae) hat man Christi Werk verstanden und nur das Verständnis für die Erlösung durch sein Blut und das pondus peccati, welches sie erforderte, trägt die certitudo salutis der fides specialis, und ohne sie fehlt der Schlußstein in der Zuversicht zu einer ihrer Bibel frohen Theologie.

So ist mir denn mein Verständnis des Christentumes auch nicht aus der Auseinandersetzung mit jenen wissenschaftlichen Anschauungen und Verfahrungsweisen erwachsen, sondern ich blieb getroffen von Römer 7 und den Ausgangspunkten Anselms und Luthers, und wurde immer fester ergriffen von der Person Christi, qui nos non solum instituit, sed etiam restituit, von dem lebendigen Gekreuzigten. Die Lehre von der Versöhnung ist der Grundstamm meiner Wissenschaft der christlichen Lehre. Christus mein Hohepriester und der andere Adam, der Schöpfungsmittler und der Weltrichter, die Selbstoffenbarung des unsichtbaren lebendigen Gottes, das wurde mir die Lösung des Grundproblemes für die Erkenntnis des Christentumes: wie verträgt sich mit seiner siegenden Schätzung jeder Seele sein geschichtlicher Particularismus? Die Geschichte verläuft unter den Bedingungen unsrer Endlichkeit; aber die Geschichte ist der einzige Boden für den persönlichen Verkehr der lebendigen ewigen Gottesperson mit uns geschichtlich bedingten endlichen Personen. Persönlich aber sind in der Geschichte nicht Anstalten, nicht Anschauungen, nicht Strömungen und Stimmungen, auch nicht Zeit- und Weltgeister, sondern ist allein die Individualperson. Nur sie kann εἰκών τοῦ θεοῦ sein; nur in ihr können wir mit dem persönlichen Gotte verkehren.

Die ist da. Ihre zeitgeschichtliche Bedingtheit hat sie zu keiner Zeit, in keinem Volke, bei keiner Bildung und Umbildung gehindert, trotz ihrer und in ihr den Verkehr mit Gott zu erschließen. Nur die hohe geschichtliche Bildung des kritischen Historicismus, während sie alle Zeiten zu verstehen lernt und alle noch so fremde Volksarten, nur sie kann die Gottesperson in Christo nicht finden; sie hört nur Ideen aus seinem Munde, zeitgeschichtlich versetzt, und immer neu zu interpretieren. Sie hat keinen Sinn für das Übergeschichtliche in seiner Person und Handlung, und darum bekommt sie es bloß mit dem Zeitgeschichtlichen an ihm zu tun und muß ihn für ihre Betrachtung in

die Grenzen seines Lebens einschließen und seinen Geist für die lebendige Weiterentwickelung seines Evangeliums, d. h. seiner Lehre erklären.

Das kürzeste Schibboleth demgegenüber lautet: Gott läßt sich nur in Christo finden und Gott will uns nur in Christo haben. Christus aber ist das geschichtliche Individuum mit dem Prolog des alten Bundes und mit dem Epilog seiner Bekenntniskirche, seiner mit der Bibel ausgestatteten Kirche.

Wäre das Christentum eine Idee oder Sache, so wäre es längst durch sein unaufhörliches Scheitern und seine immer neuen Verunstaltungen zu den Toten gelegt und höheren Religionen gewichen. Seit den Gnostikern hat man dergleichen genug versucht; in kurzer Zeit ist solches immer abschmeckig geworden. Weil es die persönliche Wirkung des persönlichen Gottes in Christo durch seinen persönlichen Geist ist, darum erweist es sich unüberwindlich bei aller Feindschaft und unwiderstehlich in der Ausbreitung. Es wendet sich durch die Personen an den Menschen in allen Zeiten und allen Völkern und allen Culturen, indem es sich an den gottlosen Sünder wendet und seiner sich erbarmt. Und ein solcher Sünder gewinnt in ihm den Zugang zu dem persönlichen Gott durch den lebendigen Hohenpriester.

Das ist das Christentum, das von mir Besitz genommen hat. Und dann als Schüler des Paulus und Luther und als Kind meiner Zeit mit ihrem historischen Zuge bot mir die Erkenntnis unsrer persönlichen Doppelseitigkeit als persönlichen Selbstes und als Geschichtswesens die Mittel, um das Christentum denkend in Besitz zu nehmen; denn ich fand dieses ineinander Wirkende Doppelte immer wieder und immer verständigend, und immer gebunden in Jehovah, dem Schöpfer, dem Gott der Geschichte, dem Vater unsers Herrn Jesu Christi, der das Subject der Geschichte ist und nicht ihr Evolutionsobject. So kam ich für mich über Schleiermachers Subjektivismus und Hegels Evolutionismus hinaus durch die Bibel wie sich seit Bengel ihr Verständnis erschlossen hat, durch ihr Zeugnis von den magnalia dei und durch die reformatorische Orthodoxie.

In Jesu Leben haben wir den Schlüssel für ein solches Verständnis der Menschheitsgeschichte. Er weiß, daß seines Vaters Wille sein Geschick zur Erlösung für viele gestaltet und daß in seinem Erleben das Reich Gottes kommt. Dabei handelt er, als ob er nur für seinen engen Wirkungskreis da wäre und nur mit jedem einzelnen zu tun hätte, mit dem er zusammengeführt wird. So geht es seit seiner Auferstehung und Erhöhung fort. Das Reich Gottes kommt in der geschichtlichen Umspannung der Menschheit, bis alle Heiden das Evangelium vernommen haben. Wen aber das Evangelium als göttliche

Berufung erfaßt, der hat ein Recht sich zu sagen: Christi Leben als Ziel der Heilsgeschichte ist meinetwegen dagewesen und die Kirchengeschichte seither hat mir das Evangelium bringen müssen.[1]) Welterhaltung und Weltregiment dienen der berufenden Predigt und diese Predigt dient jedem, den sie trifft. Und das ist nicht so bloß als Wirkung der allgemeinen Geschichtsgesetze, sondern wir sind besser denn viele Sperlinge (Luther, kl. Katech. 2 H. St. 1. A.), und der Weltgang dient dem, dem alle Gewalt gegeben ist; in ihm hat Gott die Welt mit sich versöhnt (2. A.) und die Predigt ist sein Ruf an dich und mich (3. A.).

Wenn ein geschichtliches Verständnis des Christentumes nichts an Luthers kleinem Katechismus zu ändern braucht, dann hat es seine Probe bestanden. Er hat ohne Bewußtsein um die Technik die große Kunst verstanden, die Geschichte in ihrer Abzielung auf jedes Subject zu ergreifen und dem Subject seinen Inhalt am geschichtlichen Christentum aufzuweisen. Aber dieses Verständnis der Geschichte ist Bekenntnis zu dem lebendigen, dreifaltigen Gott. Und deshalb ist er selbst der Inhalt für das des Inhaltes so bedürftige und hungernde Subject, und ohne den bleibt es bei dem Schreien nach Gott, dem lebendigen Gott. Das große und erste Gebot Matth. 22, 37. 38 bleibt laut 5, 17 f. in Geltung und doch nur die andre Seite dazu ist 1. Kor. 8, 3 „wer Gott liebt, der ist von Gott erkannt“. Alles erhörlichen wahren Gebetssinnes Grundton lautet: „geheiligt werde dein Name“. Das wird zum ersten Anliegen. Nur, daß man ihn nicht außer seines Namens suche, ihm nicht den Eintritt in die Geschichte, in das sich darbietende Handeln verwehre, und echt mysticistisch nach der einsamen, außergeschichtlichen und entmenschten Begegnung der vereinzelten Seele mit ihm strebe. Das geschlachtete Lamm löst die Siegel des Buches der Geschichte und bleibt die Leuchte der vollendeten Gottesstadt, beides im Throne Gottes. Die Offenbarung unsers Gottes verläuft nicht in wechselnden Gottesgesichtern, bis sie eines nach dem andern in dem Absoluten verbleichen, in der naturlosen und geschichtslosen Geistigkeit, in dem ewigen Denken der Formen. Wo hinein er sich für uns legt, damit wir ein Herz gewinnen, ihn zu fürchten, freies Gewissen und des Geistes Trieb, ihm zu danken und ihn als Gott zu ehren, das alles ist und bleibt seine Herrlichkeit und in ihrem Lobe er selbst es, für den wir sind wie alles.

[1]) Gal. 2, 20; 1, 15. 16. Röm. 4, 23—25; 10, 14. 15.

Der Menschheit Fortschritt und des Menschen Ewigkeit.

Das füllt mit Jubel, füllt mit Klage
Die Blätter der Geschichte Jahr für Jahr:
Die Menschheit schreitet fort mit jedem Tage,
Der Mensch bleibt immer, der er war.
Geibel.

Die Säle, in denen die heutigen Maler uns ihre Kunstwerke darbieten, führen uns weit öfter in ferne Gegenden, als zu fernen Zeiten; ein Zeichen, daß der Sinn für die Reize der Landschaft mehr denn je lebendig und überwiegend ausgebildet ist. Lassen Sie auch mich heute davon Nutzen ziehen, indem ich Sie zuerst vor zwei solcher Gemälde stelle. Vermag auch das ohnmächtige Wort nicht mit dem Pinsel zu wetteifern, so darf ich doch hoffen, daß jene Zaubermacht, Ihre eigne Einbildungskraft, den Umriß und die Farbe ersetzen wird. Denn den meisten unter Ihnen ist lange vertraut, woran Sie zu erinnern ich unternehme.

Mit immer neuem Entzücken suchen wir Anwohner des Rheines die Gegenden auf, wo er sich die Bahn durch die nachbarlichen Gebirge gebrochen hat. Es ist hier doch die reiche Mannigfaltigkeit von Berg und Tal, von ödem Fels, kräftigem Wald und lachender Flur, es ist der anmutige Wechsel der südlich gesättigten Farben, an denen das Auge, jedesmal überrascht, sich immer wieder erquickt. Es ist die Mischung der Spuren, diesen Ufern von den einander ablösenden Lebensaltern unsers Volkes aufgeprägt, welche ahnungsvoll zum Herzen spricht. Man wird nicht satt und nicht müde, diesem Wechsel im Anschauen und in der Stimmung sich hinzugeben, weil kein schroffer Gegensatz den Sinn zerreißt, weil die still und mächtig dahin strömenden Wasser uns

unmerklich von Ort zu Ort und in derselben Zeit gleichsam von Jahrhundert zu Jahrhundert führen. — Wenden wir dagegen unsern Weg nordwärts zu den sandigen Gestaden des deutschen Meeres. Die Erhabenheit der langsam aufschwellenden und sinkenden Flut, die geheimnisvolle, klanglose und doch rhythmische Melodie der sich brechenden Wellen fesselt wohl jedes Gemüt, wie sie nie den Reiz für den verliert, der gleich mir ein Sohn des Küstenlandes ist. Wie befremdend aber steigert sich der Eindruck, sobald man sich dem hohen Meere selbst anvertraut. Die gleichmäßig wogende oder leise atmende, nirgend begrenzte Wasserfläche, der endlos sich darüber spannende schimmernde Himmel, sie büßen bald den Reiz der Neuheit ein. Die Eintönigkeit des Bildes, welches den Schiffer begleitet, wirkt Erstarrung und Erschlaffung, und deshalb übt auch nach gefahrloser Überfahrt der Blick auf die jenseit auftauchenden Hügel und Matten unwiderstehlichen Zauber aus.

Der Strom mit seinem anmutenden Wechsel innerhalb der beschränkenden Ufer; das Meer grenzenlos und immer sich gleich; jener diesem zueilend — das sind die alten Bilder für des Lebens Bewegung, in der wir stehen, und für die unwandelbare Ewigkeit, der wir bestimmt sind. Davon habe ich vor Ihnen zu reden. So mögen Sie sich denn an jenen Bildern beim Eingang unsrer Betrachtung den Eindruck erneuen, welchen das Sinnen über diese Gegenstände zu erwecken pflegt. So freundlich und lockend schaut uns die reich erfüllte Zeit an, belebt durch den Fortschritt der Geschichte, der sich im einzelnen leicht verstehen läßt. Aber nur ahnend erfassen wir den Gedanken der Ewigkeit. Deutend malt ihn die Dichtung in dem ohne Ende sich wiederholenden Regen der Gewässer, die aus sich selbst sich gebären, nur um in sich selbst zurückzukehren, ohne doch je von der Stelle zu rücken — bildet die Symbolik ihn ab in dem unaufhörlich in sich geschwungenen Kreise des Ringes. Und wenn unsre Natur sich im Innersten von dem Worte Goethes angesprochen fühlt: „im Wechsel liegt die Ewigkeit des Lebens", so schwindelt der Verstand, wenn es gilt, jene Ewigkeit vom Wechsel zu lösen, und *ein nicht endendes Jetzt zu denken, in dem doch kein Tröpflein einer reich wechselnden zeitlichen Entwickelung verloren ist.* Gleich den unbeweglich starrenden Augen der schlangenumwallten Medusa wirkt sie in uns bei dem Versuch eines solchen Hineinschauens ein geistiges Erstarren. Als erdgeborene Kinder des Tages wenden wir uns so gerne zum bunten, quellenden und wachsenden Leben zurück. Ja wir möchten eben die Ewigkeit lieber im

Wechsel selbst schauen, und vertrauter, verwandter unsren Zeitmeinungen möchte es Ihnen scheinen, hätte ich meine Aufgabe gestellt: „die Ewigkeit der Menschheit in ihrem Fortschritte".

Und doch hätte ich Ihnen damit nur ein trügerisches Gewebe geboten. Das folgerechte Denken, das unwillkürliche Zeugnis unsrer höheren Natur, würde alle daran gewandte Mühe mit einem Rucke vernichten. Ich mußte die Ewigkeit in ihrer Erhabenheit von der Entwickelung scheiden, die von der Zeit beschlossen wird.

Kein Fortschritt für unsre Auffassung ohne Ausgangspunkt und ohne Ziel, und erst jenseit zeitlicher Ziele beginnt das Gebiet der Ewigkeit. Nur täuschend schieben wir ihr das Unding einer endlosen Zeitdauer unter, denn *sie* kennt kein Ehedem und Dereinst; was aber in der Zeit ist, das ist nacheinander. Ob auch unser Blick selbst von den Höhen des Matterhorn oder des Montblanc über den Horizont nicht hinausträgt, ob dort aller Lande Schranken gefunden, und im schimmernden Nebel Himmel und Erde sich zu mischen scheint; an jenen Grenzorten angelangt, schauen wir was jenseit liegt, aber klaffend wie ehedem steht vor uns der Raum zwischen unsrer Heimat und dem Reiche der Gestirne. Gleichermaßen: ob uns auch eine schrankenlos ausgedehnte Vergangenheit oder Zukunft zur Ewigkeit zu werden scheint, langsam messend schreiten wir von Zeitpunkt zu Zeitpunkt fort und finden den Verlauf immer noch meßbar. So unvorstellbar und so unsicher jene Millionen von Jahren sind, mit denen unsre Naturforscher rechnen, wenn sie die Entstehung der Erde schildern; ihre Millionen so gut wie die Summen von Siriusweiten, nach denen die Sternkundigen die Himmelsräume vermessen, sie zeugen dafür, daß das Endliche aus sich und in sich nie unendlich wird. Es ist nur die Blödigkeit unsres geistigen Auges, welche uns solchen Trug vorspiegelt. Wir werden an eine Grenze des Zeitanfanges geführt, welcher der denkende Verstand eine gleiche Grenze des Zeitendes an die Seite stellen muß. Und wenn wir auch eine *Vorstellung* von unbegrenzter Dauer nicht wohl anders gewinnen können als durch Aneinanderreihung und Aufeinanderhäufung von Zeitmassen; für das *begreifende* Urteil bleibt es dabei: lange, längste, angeblich unendlich lange Zeit*folge* erreicht nicht jenes stetig dauernde Jetzt, das wir ahnend Ewigkeit nennen.

Aber nicht nur das schärfere Denken, auch das innerste Regen unsers Herzens verwahrt sich gegen solche Vermengung. Neben der Lust an dem Wechsel, neben dem Kraftgefühl, von dem erfüllt wir aus

dem Alten hinaus, in das Neue hineinwachsen, hegen wir das tiefe Weh um die Vergänglichkeit, das vergebliche Ringen nach bleibendem Besitz im Gebiet edlerer Güter. Mag das sich verlieren, sich daran geben, sich opfern im Rausche schaffenden und genießenden Daseins, den tatkräftigen Sinn locken und die Brust hoch und stolz schwellen; im Grunde der Seele erhebt sich doch der Wunsch, sich selbst festzuhalten und im Genusse alles dessen zu ruhen, was wir einst erworben. Der in der Jugend so fröhlich begrüßte, genossene, durchrungene Wechsel ermüdet den Mann; wir suchen mit Goethe die „Dauer im Wechsel", einen unverlierbaren Bestand.[1]) Wer aber könnte sich genügen lassen an den täuschenden Verheißungen, welche die „Gunst der Musen" ihren Auserwählten bietet, wenn die zarte Wehmut um des Lebens Endlichkeit sich mit den Jahren in schleichenden, markzehrenden Schmerz wandelt, wenn sich zu ihm die bittere Klage um den Verlust der Geliebten, um falsche eingeschlagene Bahnen, um vergeudete Jahre gesellt. Aus der Tiefe jedes bei sich einkehrenden Herzens klingt das Lied des Heimwehs nach der Ewigkeit, jenes Lied des alten Claudius,[2]) wenn er darum trauert:

daß wir hier ein Land bewohnen,
wo der Rost das Eisen frißt;
wo durchhin um Hütten und um Thronen
alles brechlich ist;
wo wir hin aufs Ungewisse wandeln
und in Nacht und Nebel gehn,
nur nach Wahn und Schein und Täuschung handeln
und das Licht nicht sehn;
wo im Dunkeln wir uns freun und weinen
und rund um uns, rund umher
alles, alles, mag es noch so scheinen,
eitel ist und leer.

---

[1]) Werke 3. Bd. 1827 S. 87:

Denke, daß die Gunst der Musen
Unvergängliches verheißt:
den Gehalt in deinem Busen
und die Form in deinem Geist.

Vgl. ebd. S. 76:

So löst sich jene große Frage
nach unserm zweiten Vaterland,
denn das Beständige der irdschen Tage
verbürgt uns ewigen Bestand.

[2]) Sämtl. Werke d. W. Bothen, Orig.-A. 6 S. 92 f.

O du Land des Wesens und der Wahrheit,
unvergänglich für und für,
mich verlangt nach dir und deiner Klarheit!
mich verlangt nach dir!

Nein, wir haben in des Lebens Bewegung nicht unser Genüge, der Fortschritt kann uns die beruhende Dauer nicht ersetzen. Ja, unser Sinn hat selbst sein Zeugnis abgelegt, wenn er neben den Namen: Zeit, Dauer, Unendlichkeit dem Worte „Ewigkeit" sein sonderliches Gepräge aufdrückte. Er schuf für unser irdisches Vorstellen eine unfaßbare Hieroglyphe, aber bekundete um so gewisser den Zug unsres Herzens. So ist unsre Sprache der Prophet, der zusammenstimmt mit dem Worte des gottbelehrten Weisen, daß Gott die Ewigkeit in des Menschen Herz gelegt hat.[1])

Mag daher der Gedanke an die Ewigkeit uns zunächst befremdend sein, fremd kann und darf er uns nicht sein und namentlich nicht bleiben. Deshalb bin ich der guten Zuversicht, daß der Schein der Fremdheit schwinden wird, wenn ich es jetzt unternehme, mit Ihnen in den Tiefen unsres Wesens zu graben. Und solches Unternehmen hat sein gutes Recht. Allerwegen und allezeit begegnet und beschäftigt uns heute das rüstige und erfolgreiche Regen im Fortschritt unsres Geschlechtes. Da bedarf es der Besinnung, um nicht zu vergessen, daß die Ewigkeit in jedes Einzelleben hineinragt, daß dieses selbst nicht minder als jener Gesamtfortschritt in die Ewigkeit mündet. Darum geschieht es, daß ich dem Fortschritte der Menschheit, des ganzen Geschlechtes, die Ewigkeit des Menschen, jedes einzelnen Gliedes, gegenüberstelle.

Jedes Zeitalter hat in dem großen Weltgang unsers Geschlechtes seine besondre Aufgabe, und es ist natürlich, daß sich das Bewußtsein davon belebend und zündend in einem Stichworte zusammenfaßt, das aller Orten freudigen Widerhall findet. Verschieden lauten diese Losungen, die Tatsache ist dieselbe. Das „Gott will es", mit dem die fränkischen und deutschen Ritter sich in reisigem Zug aufmachten, um, ein andres Israel, das heilige Land der Hand der Ungläubigen zu entreißen, es verlor seine Zaubermacht, als die Stunde gekommen war; an seiner Statt ergriff die Sage von dem Wasserwege nach Indien mit

[1]) Pred. Sal. 3, 11 vgl. E. Kautzsch, Übers.

gleicher Gewalt die kühnen Seefahrer der Folgezeit und führte sie nach dem neuen Indien, zum gelobten Lande moderner Zukunftsphantasien. Wie in den Tagen der Reformation die Herzen dem reinen Evangelium entgegenschlugen, so kamen die Tage, in denen jeder Gebildete sich geschämt hätte, der Aufklärung abhold zu sein. Hatten die Politiker des Mittelalters sich um geistlich und weltlich Schwert gestritten, so setzten seit dem August 1789 die Worte „Freiheit und Gleichheit" die Staaten in Bewegung. Wie erklärlich es aber auch sein mag, wenn die Vertreter einer neu sich erhebenden Zeit, fortgerissen von gewaltigem Antriebe, solchen Losungsruf laut ertönen lassen, nur zu oft überhören sie den klugen Rat Lessings bei dem Wandsbecker Boten: „Besetze keiner ein größer Terrain, als er soutenieren kann."[1]) Wir verstehen es wohl, daß die reichsten Geister und Gemüter, Klopstock an der Spitze, dereinst dem Morgenrote entgegenjubelten, welches an der Seine anbrach. Freiheit von allseitiger Bevormundung durch die Obrigkeit und — was schlimmer — von der Willkür pflichtvergessener Fürsten; Gleichheit im Gegensatze zu jenen unübersteiglichen Schranken, durch welche Geburt und Vorurteil Glieder eines Volkes für immer voneinander schied: das sind Güter, die uns selbstverständlicher Besitz sind, die den Boden unsrer Entwickelung fruchtbar gemacht haben. Und wer von uns freute sich nicht über die Triumphe, welche diese großen Grundsätze jenseit des Ocean und in den russischen Steppen feiern.[2]) Aber Georg Forsters Herz mußte doch brechen, als er selbst die Stätte betrat, wo sie zuerst verkündigt waren; denn er fand sie mit der Tat verkehrt in heuchlerische Tyrannei und barbarische Roheit. Bürgerliche Freiheit besteht in Entbindung von einengender und abrichtender Macht des Staates; hier fand man sie in scheinbarer Herrschaft des Pöbels; man wußte diese angebliche Freiheit nicht zu pflegen, als durch Beobachtung aller, welche die Tiefen der Seele auszuspüren suchte und vorgab, und durch Gewalttätigkeit, welche selbständige Meinungen mit dem Tode vergalt. Frechheit aber, die nach der Schablone sich bemaß, besaß den Freibrief. Und hatte man gemeint, die Gleichheit der Menschenwürde herzustellen, indem man ein reich gegliedertes Volksleben in eine mathematisch geordnete Masse gleichgearteter Atome zerschlug, wie bald spottete dieser

---

[1]) A. a. O. III, S. 97. [2]) Aufhebung der Sklaverei in Nordamerika und der Leibeigenschaft durch Alexander II. von Rußland. Unsre Tage sahen und sehen unter dem Sohne und Enkel die Unterdrückung der Bekenntnisse und Völkertümer — ein trauriges Gegenstück.

Nivellierungswut das ungeheure Genie Napoleons, das ihn über alles Volk zu unnahbarer Höhe erhob — ein mahnendes Wahrzeichen, daß die Natur sich eben nicht nivellieren läßt; daß alle künstlichen Ebenen im Augenblick durch einen Ausbruch aus dem kochenden Inneren der Erde zerstört sein können; daß es eine andre Gleichheit sein muß, welche Gott einem jeden als unveräußerliches Recht mitgegeben hat.

Nur in flüchtigen Umrissen durfte und wollte ich Sie an bekannte Dinge erinnern, um Ihnen meinen Gedanken zu verdeutlichen. Solche Losungsworte, geboren aus dem innersten Drange des Lebens, sie sind zumeist fern hinausgreifende Verheißungen; sie werden nicht selten zu mißverstandenen Formeln, denen Fremdes sich unterschiebt; sie wandeln sich oft in täuschende Zauberworte, hinter deren trügendem Scheine die widersprechende Wirklichkeit sich dem trunkenen Auge birgt. Ein gleiches dürfte auch von der Richtung unsrer Tage gelten, deren gefeiertes Losungswort der Fortschritt geworden ist.

Wie berechtigt das sei, bedarf keines ausführlichen Erweises. Wir leben in dem Jahrhundert der Entdeckungen und Erfindungen. Gilt es dem Fortschritte auf dem Gebiete des Erwerbes und Wohlstandes — der nicht fern von Ihren Mauern strömende Rhein wird von den Dampfern durchfurcht, die der andern Schiffahrt nicht Eintrag tun, sondern dienen. Seinen Lauf entlang eilen an beiden Ufern die Wagenzüge hin, um oben und unten in die Knotenpunkte des reich verzweigten Schienennetzes einzulaufen. Sie wohnen inmitten der rauchenden Essen der Eisenhämmer und Kohlenzechen, und sahen selbst unsern eine Stadt entstehen, das Kind der riesenmäßig wachsenden Industrie. Ihre Söhne arbeiten jenseit des Oceans in Geschäften, welche im vollsten Sinne kosmopolitisch sind; auf Ihren Schreibtischen kreuzen sich Correspondenzen aus allen Weltteilen, deren Beförderung der Zeit zu spotten scheint. Und diesen Dienst, den uns die Naturkräfte in nie geahnter Ausdehnung leisten müssen, verdanken wir einer Wissenschaft, welcher unser Erdball wie unser Leib die geheimsten Tiefen öffnet, welche mit derselben Sicherheit in der Urzeit unsrer Welt wie in den Fernen des Fixsternhimmels zu lesen meint. Ja, nicht nur hier, wo das Buch der Schöpfung gleichsam stehende Lettern bietet, zeigt sich unser Auge geschickt. Die Vergangenheit des Völkerlebens, ehedem oft nur als dunkele Sage zu uns redend oder von völligem Dunkel verdeckt, erschließt sich der rückwärts gewandten Forschung. Verwickelte Bewegungen der Staatengeschichte kennen wir genauer als die mithandelnden Personen,

denn aus den verstaubten Archiven reden die planenden Gegner und die lauernden Beobachter jetzt zu uns ohne diplomatische Rücksicht. — Das sind nur Bruchstücke. Doch genug, um uns zu vergegenwärtigen, daß in der Tat unser Geschlecht in großartigem Austausche des Lebens an Können und Wissen mit gewaltigen Schritten voraneilt; daß es mit Erfolg daran arbeitet, seine Natur sich dienstbar zu machen, sich selbst zu verstehen und sich demgemäß zu entfalten. Genug, um zu erklären, daß im Worte Fortschritt unser Leben seinen Ausdruck findet, daß man auf allen Gebieten des vorhandenen Fortschrittes gewiß ist und nach weiterem Fortschritte verlangt. Wäre doch Stillstand sein Tod; der Fortschritt ist rastlos in sich, wie seine Mittel, die Dampfmaschine samt dem Telegraphen, und der Forschungssinn, welcher nicht satt werden kann, weil sein Gebiet sich ins Unendliche dehnt.

Aber ob nicht doch auch der Fortschrittsstolz „ein Terrain besetzt, das er nicht soutenieren kann", wenn er nun meint, Fortschritt sei das durchgehende Gepräge unsers Lebens, Fortschritt des Geschlechtes höchstes Ziel und wahrer Inhalt unsers Daseins?

Lassen Sie uns nicht vergessen, daß es ein edles Gebiet unsers Lebens gibt, auf welchem wir vielmehr um Stillstand zu klagen haben. Wo sind denn unter uns die herrschenden Geister, welche im Reiche des Gedankens und der schönen Form ihr ganzes Volk auf neue Bahnen mit fortreißen? Die Feier hundert- und fünfzigjähriger Jubiläen, welche wir mitmachten, bezeugt es uns doch, daß wir auf diesem Gebiete von dem Schatze der Vergangenheit zehren. Und sind wir durch sie auf die Zeiten unsrer Väter und Großväter gewiesen, so führt der gebildete Kunstsinn oft noch weiter zurück. Wie lebhaft auch der Anteil ist, den uns die täglich fast sich mehrenden Standbilder unsrer Helden und großen Geister ablocken; mit wie hohem Geschicke sie auch gearbeitet sind — wer fühlte nicht den Abstand, wenn er dann einmal vor die echten Trümmer hellenischer Bildwerke tritt? Wir kennen noch die griechischen Tempel und die römischen Triumphbogen, und in unsrer Mitte steigt das Meisterwerk deutscher Baukunst zur Vollendung empor; wo man diese Muster im Kleinen wiederholt, übertrifft man die jüngst verstrichenen Zeiten; aber machen Sie einen Gang durch die vieler Orten rasch aufwachsenden Prachtstraßen, in denen die neueren Architekten ihrer selbständigen Erfindung nachgehen, und Sie werden über sinnlose Mischung und geschmacklose Effecthascherei erschrecken, vergeblich aber nach Stil und Idee in der Arbeit suchen. Unsrer Kunst scheint

der ureigne Aufschwung versagt. Oder ist dies Urteil zu hart? Wächst nicht der Kunstsinn? Sind nicht tausend Hände geschäftig, mehr denn je unser Leben mit seinen Erzeugnissen zu schmücken? — so höre ich antworten. Freilich, die Kunstfertigkeit ist in seltenem Fortschritt begriffen. Gestalten, wie ein Fra Angelico oder ein Cranach sie zeichneten, begegnen uns heute nicht leicht. Allein stellen Sie die glatten und regelrechten Blätter, die neuerdings unsre Kirchen zieren, neben das Kölner Dombild, und dann fragen Sie sich, wo der Zauber echter Kunst waltet. Treue Abschilderung der Wirklichkeit mit staunenswerter Geschicklichkeit in der Verwendung der äußeren Mittel, das ist der Ruhm heutiger Kunst; allein die Schöpferkraft klassischer Geister und Zeiten fehlt uns. Und damit ist das entscheidende Wort gesprochen. Klassische d. i. für immer mustergültige Werke lassen eben in ihrer Art kein Höheres zu. Mit der sixtinischen Madonna um den Preis zu ringen, ist wohl keinem Späteren in den Sinn gekommen. Bachs und Händels Oratorien werden höchstens nachgeahmt. Mögen andre Bahnen sich eröffnen, neue Ziele sich zeigen und die Fürsten im Reiche der Geister neue Muster- und Meisterwerke neben die überlieferten stellen; ein Übertreffen gibt es nicht mehr, wo eine Entwickelung zur Vollendung gereift ist.

Wie aber ist das möglich? warum stehen wir als staunende Schüler vor den Kunstwerken des Homer, Sophokles, Skopas, Iktinos während wir über ihre Unkenntnis von Dingen lächeln können, die jedem Elementarschüler geläufig sind? Unsre Stärke liegt in der erfahrungsmäßigen Einsicht in die Natur und ihre Gesetze; in der Geschicklichkeit, sie unsren Zwecken gemäß zu behandeln; in der Bemächtigung des Stoffes, welche nur dem dauernden Fleiße vieler Geschlechter zufallen konnte. Sie schufen aus der Fülle des sich selbst beschauenden und in sich einkehrenden freien Geistes. Seinen ursprünglichen Eingebungen zu lauschen, in denen unser Wesen und Ziel sich uns kund tut; mit dem Seherblicke alles Geschehen und Leben bis auf seinen wahrhaft menschlichen Kern zu durchdringen; der Seele tätiges Leben und Regen anzuschauen und darzustellen, dazu bedarf es eben nur unverwirrter Vollkraft des Geistes, der ohne zunftmäßige Schulung sich selbst bildet und im eignen Inneren sich selbst und seine Welt wiederfindet.

Hat unsre Umschau uns gezeigt, daß unsre Zeit nicht den Lorbeer gesteigerter Kunstentwickelung verdient, so müssen wir anerkennen, daß wir nicht in jeder Beziehung im Fortschritte begriffen sind. Zugleich drängt sich uns eine Einsicht in ein umfassenderes Gebiet auf. Ist die Anerkennung klassischer Werke kein Vorurteil, sondern ist sie wahr und notwendig; entstammen dieselben einem Quell im Menschengeiste, dessen Sprudeln unabhängig ist von den Fortschritten, deren wir uns rühmen dürfen, dann ist es gewiß: es gibt ein Gebiet unsres Lebens, und zwar der edelsten und höchsten eines, auf dem nicht das Gesetz des stetigen Fortschrittes herrscht. Damit aber ist auch der Bann seiner allseitigen Gültigkeit gebrochen. So lassen Sie uns denn auf diesem Felde rein geistiger Bewegung noch einen Schritt weiter gehen, und wir werden es verlernen, mit dem von Faust so bitter verspotteten Philister behaglich zu gloriieren, „wie wir's so herrlich weit gebracht". Wagen wir den Ausspruch, so ketzerisch er klingen mag, daß es in dem sittlichen Leben des Geschlechtes überhaupt keinen Fortschritt gibt.

Bevor wir uns weiter über denselben verständigen, wollen wir zwei Mißverständnisse beseitigen, die sich leicht an dieses Wort heften möchten! Wir sprechen nicht von der sittlichen Entwickelung des einzelnen. Wir würden sonst die Lebensader aller Sittlichkeit durchschneiden. Vielmehr denken wir an den sittlichen Durchschnittsstand der Geschlechter und Völker. Zum andern weisen wir die Meinung von uns, zu der man uns neuerdings wohl überreden möchte, was wir Cultur nennen, das sei des Geschlechtes Sittlichkeit. So verführerisch auch der Gleichklang der Namen sein mag, es ist ein weiter Abstand zwischen Sitte und Gesittung einerseits und Sittlichkeit anderseits. Unsre Erfahrung wie unser gesunder Sinn legt Verwahrung gegen solche Vermengung ein. Die Cultur ist die Frucht ästhetischer Entwickelung und vornehmlich wissenschaftlicher, politischer, industrieller Arbeit; was sie von echtem und unechtem Gehalte birgt, das gibt der Stimme des Gewissens in unserm Inneren wohl einen sehr verschiedenen Klang. Wo es aber gelingt, den tiefsten Schacht des Herzens zu öffnen, wo dieser Strahl unvermischt und klar aufschießt, da ist es eben das eine lautere Lebenswasser; — da redet das Gewissen zum Geistes- und Industriefürsten unsrer Großstädte und unsrer Tage keine andre Sprache als zu den Nomaden der Wüste und der Patriarchenzeit. Denn von jedem fordert es die freie Gestaltung der Gesinnung zu jener festen bleibenden Form, die wir Charakter nennen. Und für solche

Gestaltung ist ein immer sich gleich bleibender Aufriß in jeder Menschenbrust verzeichnet. Der sittliche Charakter als solcher ist derselbe auf dem Thron und in der Hütte, in den einfachsten Verhältnissen des Hirten vergangener Jahrtausende und in den Verwickelungen unsres überreizten Lebens. Auch die Bausteine, aus denen er aufgeführt wird, haben die gleiche Art. Es handelt sich da um die innerste freie Tat des Menschenwürdigen, des Guten; und von ihr ist die äußere Tat nur ein unvollkommener Abdruck in oft nicht gefügem Stoffe, wenn auch immer noch erkennbar. Darum entdeckt der gesunde Takt auch ziemlich sicher den sittlichen Adel im Gewande der Roheit, die sittliche Unwürdigkeit unter dem Firnis der Cultur.

Und schauen wir nun hinein in die Geschichte des Geschlechtes, in die Geschichte der Völker; wo ist denn der stetige Fortschritt in menschenwürdiger Tugend, der Hand in Hand ginge mit dem Fortschritte der Cultur? Es ist ein Gemeinplatz unsrer Geschichtschreibung, daß die höchste Culturblüte eines Volkes zusammenzufallen pflegt mit seinem sittlichen Verfall. Und gewiß — der Abschnitt der Weltgeschichte, der allein abgeschlossen vor uns liegt, die Entwickelung der antiken Welt Asiens und Europas gibt diesem Satze beistimmendes Zeugnis. Doch auch weiter hinaus finden wir es nicht anders. Soll ich Sie an den Glanz der Medici erinnern und daneben statt vieler Bocaccios Namen nennen? Soll ich den schimmernden Hof des großen Ludwig in Ihr Gedächtnis rufen und damit jene Fäulnis, die sein Volk für das erschütternde Gericht der großen Umwälzung reif machte? Diese großen Beispiele mögen es uns verleiden, fortan Gesittung und Sittlichkeit zu verwechseln. Die Glättung der Sitte ist ja wie bei einzelnen, so in der Gesellschaft oft nur der äußere Anstrich, unter dem sich die tiefste Verderbtheit birgt. Oder fehlt es etwa in unsern gesitteten Tagen an vulkanischen Ausbrüchen entsetzlich roher Unsittlichkeit, hier und da etwa noch geschmückt mit den widerwärtigen Blüten erlogener Sentimentalität? Fehlt es an raffinierter Unsittlichkeit, deren Schliff nur gedient hat, die verderbende Spitze ihres Stachels zu schärfen? Wahrlich, unsre Zeit darf den Ruhm hochstehender Sittlichkeit nicht in Anspruch nehmen. Wer dieses Urteil aus Schwarzseherei ableiten wollte, der sehe doch hin auf die Paläste, welche man hier dem Genusse des Lasters baut, dort aber seiner Eindämmung, damit die Gesellschaft nicht von den unreinen Wassern überflutet werde, die in jenen Mittelpunkten sich sammeln! Und müssen wir ein so demütiges Bekenntnis ablegen, wie

steht es dann mit dem Fortschritt in der Verbreitung der Tugend?[1]) Indes, auch der Irrtum soll uns fern bleiben, daß wir altväterische Derbheit und Unbildung für höhere Sittlichkeit achten. Es bedarf keiner sehr tiefen Forschung, um den Träumen von der holden Unschuld der Naturvölker und von der biederen Reinheit der rauhen Tage von ehedem den Abschied zu geben. Nichts andres sollte dargelegt werden, als daß der Stand der Sittlichkeit nicht gleichen Schritt hält mit der Bildung; daß die Schwankungen im Entwickelungsgange beider oft nach geradezu widersprechenden Gesetzen eintreten. Unter der Hand aber dürfte die Erinnerung an die immer wiederkehrenden Tiefpunkte des Standes öffentlicher Sittlichkeit ein Vorurteil für die Wahrheit der früheren Behauptung erweckt haben, daß das Geschlecht, wenn wir nach großen Maßstäben messen, überhaupt keinen Fortschritt auf ihrem Gebiete gemacht hat.

---

[1]) Man könnte zur Widerlegung obiger Sätze auf die Erfahrungen der seitherigen Kriege hinweisen, auf die mit Recht gepriesene beispiellose Milderung der Unsittlichkeiten, die sich an einen Krieg zu schließen pflegen, und auf den unverkennbaren Einfluß der Bildung und Gesittung in dieser Richtung. Dem gegenüber sei im voraus auf die Ausführung über den Einfluß der Religion, namentlich des Christentumes verwiesen; ihm ist doch jene Frucht hauptsächlich und im letzten Grunde zu danken. Überdem ist es gar nicht der Sinn obiger Entwickelung, zu leugnen, daß die Gesittung echt sittlichen Gehalt in sich tragen und dergestalt auch echte Sittlichkeit fördern **kann**; sie ist nur gegen die Annahme gerichtet, daß dies Verhältnis ein allzeit vorhandenes, notwendiges sei. Sie will den Wahn widerlegen, als ob solche Erscheinungen besonders gehobenen Völkerlebens auf ein gleichmäßiges Gesetz der Entwickelung zurückwiesen, während doch auch hier die Ausnahme die andre Regel bestätigt. — Zu diesen vor fast fünfzig Jahren geschriebenen Zeilen einen Hinweis auf die täglichen Zeitungsnachrichten über Verbrechen und die Ergebnisse der Criminalstatistik zu fügen, ist wohl eigentlich überflüssig. L. v. Ranke sagt in seinen „Vorträgen über die Epochen der neueren Gesch." Weltgesch. 1896 4. S. 655: „In der Sittlichkeit kann ein Fortschritt nicht angenommen werden, denn die Sittlichkeit ist zu sehr mit der Persönlichkeit verbunden. In der Humanität aber ist ein Fortschritt wahrnehmbar, d. h. das Volk betrinkt sich jetzt weniger als früher, es prügelt sich weniger usw. Daß aber in jedem folgenden Jahrhundert eine größere Anzahl von sittlich höher potenzierten Menschen existiere, läßt sich nicht annehmen." Was die Beispiele für die wachsende Humanität betrifft, so würde R. gegenüber den Ausbrüchen der Roheit unter uns und der allgemeineren Bewegung über die Alkoholnot jetzt vielleicht bedenklicher sein. Im übrigen ist das Urteil des umfassenden Geschichtskenners um so gewichtiger, als ihn die Frage nach dem Fortschritte der Menschheit immer von neuem beschäftigt hat; er kommt verschiedentlich auf ihre Erwägung zurück. Freilich war er ebenso entschlossen, zu glauben, als er entschiedener Gegner aller erfindenden Construction war. — —

Doch ich vernehme den Einwand: wenn die Sittlichkeit das Herzblatt der echten Menschlichkeit ist, erscheint dieses herbe Urteil nicht als ein Frevel gegen die Würde des Geschlechtes und gegen seine Geschichte, ja als ein Frevel wider den, dessen Hand seine Geschicke lenkt? Es wird nur einer weiteren Verständigung darüber bedürfen, wo wir den Maßstab anlegen sollen, um den Stand der Sittlichkeit zu messen, und die allgemeine Geschichte nicht minder, als die Erfahrung eines jeden unter uns wird unsrem Satze einstimmendes Zeugnis geben. — Die sittliche Erkenntnis ist es nicht, nach der wir zu urteilen haben. Wir stehen keinen Augenblick an, auf ihrem Gebiete den Fortschritt zuzugestehen. Wer auch vermöchte ihn zu verkennen, der das öffentliche Urteil der christlichen Völker mit den Anschauungen der heidnischen Nationen vergleicht? Ich erinnere nur an die Stellung, welche die christliche Kirche dem Weibe errungen hat. Die höchste Spitze griechischer Entwickelung reicht nicht an die Grundsätze heran, welche bei uns Gemeinbesitz sind, wenn selbst ein Platon hohe Weisheit darin fand, seinen idealen Staat auf die Sitten der Weibergemeinschaft und Kinderaussetzung, mithin auf die gründliche Zerstörung der Familie zu gründen. Und teilt mit ihm Aristoteles die Billigung der Sklaverei, so hatten sie nicht einmal einen Schatten von der Anerkennung der Menschenwürde, die uns erfreut, und an der es auch vor einem halben Jahrtausend noch fehlte. Hier also gibt es keinen Streit.

Nirgends indes ist eine so jähe, so selten überstiegene Kluft zwischen Wissen und Tun befestigt, als in sittlichen Dingen. Spottet doch die Gewalt unsittlicher Neigung aller höheren Erkenntnis! Oder hat es seit unsrer Zeitrechnung nur da, wo der Islam herrscht, Serails gegeben? Hat nicht mehr als einmal die Zügellosigkeit in unsrem Nachbarlande fast durch alle Schichten der Gesellschaft hin den letzten Rest jeder Scham abgeworfen? Ist nicht im edlen deutschen Volke selbst die strenge Zucht des Bürgerhauses dem entnervenden Gifte der Sentimentalität und Frivolität erlegen? Ich erinnere an Schillers karikierte, aber zeitgemäße Schilderung in Kabale und Liebe. Und wie stand es damit schon damals, ehe die Reformation dem Leben, so weit ihr Einfluß reichte, einen neuen Zug gab! — — Nicht genug hieran. Verhehlen wir uns nicht, daß jenes Wissen bei weitem nicht die ganze Masse durchdringt. Nicht nur, daß Tausende unsrer Brüder roh und dumpf dahin leben; kühn erhebt sich der sittliche Irrtum immer von neuem und bietet sich Gebildeten wie Halbgebildeten als die volle

Erkenntnis an. Sehen wir auf die Romane und Flugschriften, welche seit einem halben Jahrhundert unter den geschäftigen Federn von Literaten und emancipierten Frauen wachsen, um das Evangelium vom freien Weibe zu verkünden; in ihren unzüchtigen Bildern und frechen Auseinandersetzungen ist bereits der Schritt getan, um das Weib, der schirmenden Schranke des Hauses enthoben, jener Erniedrigung preiszugeben, mit welcher dereinst die schönen und geistvollen Griechinnen sich die Anbetung der großen Geister ihres Volkes erkauften. Und so ist der Kampf wider die sittlichen Grundsätze, die unsre Väter mit Recht als unumstößlich verehrten, auf der ganzen Linie der öffentlichen Meinung von neuem entbrannt. Nur die Fragen um Mein und Dein schienen ausgenommen. Allein selbst diese, so sehr hier der gesunde Verstand und der handgreifliche Nutzen mitreden, sogar diese sind nicht endgültig entschieden; jenes verspottete Torenwort: „Eigentum ist Diebstahl", wurde doch mit allem Ernst aufgestellt; noch heute ist es eine furchtbare Macht in den Köpfen der niedersten Volksschichten, und nur durch Gewalt hält man sie mancher Orten in Schranken.

So ohnmächtig, so unsicher ist der Fortschritt in der sittlichen Erkenntnis, und das trotzdem, daß seit bald zwei Jahrtausenden die Großmacht christlicher Sittenlehre auf dem Plane steht; so unsicher, daß jene freien Geister eben dem Christentum und seiner sittlichen Forderung offen den Krieg erklären und kein Hehl haben, es gelte der Erneueruug des allein gesunden Heidentumes. Das aber ist doch kein echter Fortschritt, wo das Schwanken die Gestalt eines immer wiederkehrenden Zurückfallens auf den überwundenen Standpunkt annimmt. Welchen Eindruck würde es auf einen Gebildeten machen, wenn jemand heute noch mit den Richtern Galileis an der Bewegung der Erde um die Sonne sich irren wollte, oder wenn er gleich Napoleon an der Zweckmäßigkeit eines Dampfschiffes zweifelte! Und das sollte als Fortschritt gelten dürfen, wenn die sittlichen Anschauungen immer wieder die ersten und einfachsten Grundsätze in Frage stellen!

Wir haben oben geleugnet, daß man nach der sittlichen Erkenntnis den Stand der Sittlichkeit bemessen könne. In gewissem Sinne hat sie uns doch dazu dienen müssen. Denn die Anpreisung der Tugend kann wohl Ideal und Phrase bleiben und bleibt das zumeist; die offene Empfehlung der Unsittlichkeit aber — und von einer solchen berichteten wir zuletzt — läßt auf die innere Richtung zurückschließen. Das Ergebnis hat uns nicht widerlegt. Indes, es gilt doch sicherer zu gehen

und allseitiger die Anfrage zu stellen, nicht nur bei einzelnen Ausläufern der Verkehrtheit. Es bedarf eines tiefen und ernsten Blickes in das innerste Getriebe des Gemeinschaftslebens, in die Verborgenheit des eignen Herzens. Nur diese Einkehr bei uns selbst steht in eigner Macht; die Einsicht in das Triebwerk vergangener Entwickelungen eröffnet sich nicht unmittelbar; aber die edelsten unter denen, welche die Geschichte ihrer eignen Zeit geschrieben haben, sind unsre Zeugen. Sind sie nicht fast insgesamt klagende Censoren gewesen? Und wie oft haben sie mit Recht ihren Zeitgenossen Bilder früheren Sittenverderbens als Spiegel vorgehalten. Wie war das möglich? Was gibt der Hölle des herb blickenden großen Florentiners, jenem düsteren Gemälde, in dem er gleichsam die Fürsten des Lasters aus allen Zeiten in bunter Mischung vereint hat, die unvergängliche Bedeutung? Doch nur dieses, daß die sittliche Physiognomie des Geschlechtes bei allem äußeren Wechsel in den tiefsten Grundzügen dieselbe bleibt. Zur völligen Gewißheit wird uns diese Erkenntnis aber nur, indem wir zugleich ihre Erklärung finden. Beides bringt uns ein Blick, den ein jeder in sein eignes Herz tun kann und muß. Deshalb finden wir es so, weil des Menschen Natur sich nicht ändert, weil sie trotz aller Kämpfe der Alternden mit allen üblen Trieben in jedem Neugeborenen in derselben Art und Kraft auflebt; weil es hier im vollsten Sinne gilt, daß Geschicklichkeit nicht vererbt werden kann, sondern jeder seine Erfahrung selbst machen muß; weil die Tugend nicht durch klares Denken erlernt, sondern nur im heißen Kampfe des Willens errungen werden kann. Ja, greifen wir hinein in ihre innerste Werkstatt, um den Wert der Sittlichkeit zu wägen. Das Wesen der Tugend steht in der Gesinnung, darin, daß man tun *wolle*, was gut ist, soweit man es erkennt oder fühlt und ahnt. Und dafür ist dann reinere sittliche Erkenntnis eine Erleichterung und Stütze; der gewissenhafte Mensch wird es durch sie zur edleren Ausprägung seines Wesens bringen. Aber das Gewissen fehlt niemandem ohne eigne Verschuldung, und wer gewissenhaft irrt, steht höher als der, welcher gewohnheitsmäßig eine äußerlich unanstößige Tat vollzieht, ohne daß dabei der Schweiß der Selbstverleugnung geflossen ist. So beängstigend diese Wahrheit sein mag, wir müssen ihr mutig ins Auge sehen. Sittlichkeit stammt aus dem freien Entschluß und aus dem freien Kampfesmut jedes einzelnen, der in unser Geschlecht eintritt. Sittlichkeit oder Unsittlichkeit ist nicht Geschenk oder Fluch der Naturanlage, auch im tiefsten Grunde nicht Frucht der Erziehung und Lebens-

umstände. Wie oft täuscht nicht die rätselhafte Macht der Willkür jede Berechnung, welche auf diese Einflüsse sich stützte! Ist dem so, dann wundern wir uns auch nicht mehr darüber, daß es im Gebiete der Sittlichkeit keinen stetigen Fortschritt gibt. Nicht nur jedes Zeitalter, jeder Mensch für sich beginnt hier gleichsam eine neue Geschichte.

Steht demnach diese Tatsache durchaus in Übereinstimmung mit unsrer höheren Natur, ja ist sie nichts andres als das unausbleibliche Ergebnis ihrer Entwickelung, dann kann ihre Aussage auch keinenfalls — und das war unser andrer Anstand — eine vermessene Beleidigung dessen sein, der uns diese Natur schöpferisch gab. Vielmehr ist es nicht schwer, hier die Fülle seiner Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe anbetend zu erkennen. Wir brauchen nur die bisherige Leugnung des Fortschrittes in die entgegengesetzte Aussage zu verwandeln, um dies einzusehen. Es geht uns ja hier mit voller Klarheit als hellleuchtender Stern die Erkenntnis auf, daß es ein Gebiet des Lebens gibt, auf dem alle Menschen aller Zeiten einander gleichstehen, daß alle tausend Unterschiede in Begabung und Stellung nach Ort und Zeit nichts mit dem zu tun haben, was die wahre Menschenwürde ausmacht.

Diese erfreuende Einsicht möchte uns freilich eine in unsren Tagen weit verbreitete Lehre als nichtiges Bild träumender Einbildungskraft darstellen. Was wir an der unfreien Natur sehen, überträgt sie auf das menschliche Geschlecht und meint so mit einem Schlage alle Rätselknoten zu durchhauen, deren Lösung die sinnenden Betrachter der Geschichte zu allen Zeiten beschäftigte. Unsre Welt, so sagt sie, ist ein vielfach gegliedertes Ganzes. Sie läuft mit unbeugsamer Notwendigkeit ihren bemessenen Gang. Die einzelnen Wesen tauchen aus dem zeugenden Mutterschoße der Natur auf, ausgestattet für ihre besondre Bestimmung. Indem sie sich ausleben nach ihrer Art und ihrem Triebe, erfüllen sie ihre Aufgabe für das Ganze, gewinnen Befriedigung für sich; und haben sie ihren Dienst getan, dann sinken sie in den Allgrund zurück, der sie gebar. Nur in der Harmonie des Ganzen haben sie ihre berechtigte Stelle, in der Dauer der immer neu entstehenden wie vergehenden Natur, in dem Bestande ihrer nicht aussterbenden Gattung haben sie ihr unvergängliches Leben. Auch der Menschen Geschlecht ist nur ein Glied dieses Ganzen. Mit innerer Notwendigkeit

wächst es dem letzten Ziele entgegen. Der herrschende Genius wie der niederste Tagelöhner, ja der hinträumende Feuerländer dient an seiner Stelle der Entwickelung des Ganzen. Kraft und Gewinst des Lebens hat er nach dem ihm beschiedenen Maße. Hat er getan und genossen, was ihm zukam, so lebt er ab ohne Anspruch an den Gesamtertrag der Geschichte. Was er war, was er wirkte, das ist ein Stück des Schatzes geworden, den das Geschlecht besitzt; nur darin, nur in dem Geschlechte lebt er fort. So gleichen die Geschlechter und Völker der Rinde, welche der emporwachsende Baum der Menschheit aus sich erzeugt, um sie abzuwerfen, wenn die Zeit gekommen ist, daß er eines neuen Kleides bedarf.

Diese Anschauung übt auf uns alle eine gewisse Anziehungskraft aus, weil sie eine Wahrheit enthält; denn der Mensch hat eine Naturseite, durch die er als Glied in das Leben seines Geschlechtes verflochten ist. Es ist so, daß er für die irdische Geschichte nur die vorübergehende Bedeutung hat, an ihrer Entwickelung im großen oder kleinen mitzuwirken[1]). Auf dem Schauplatze der Weltgeschichte gibt es Zähler und Nenner, und keiner ist entbehrlich, aber auch keiner mehr als eine Zahl, die hineingerechnet sein will für das Resultat des Exempels. Aber das ist doch nur die halbe Wahrheit und darum, in ihrer Einseitigkeit festgehalten, eine Unwahrheit.

Zwei entscheidende Irrtümer sind hier ans Licht zu ziehen. Vor allem: es ist nicht wahr, daß wir unsre volle Befriedigung an der Stelle und an dem Gewinne finden, die uns in der Gliederung des Geschlechtes und in dem Fortschritte der Geschichte zufallen. Wohl begehrt der kriechende Wurm nicht die Schwingen des Adlers und das scheue Reh nicht die gewaltigen Tatzen des Löwen. Aber innerhalb des menschlichen Geschlechtes ist keine solche Schranke befestigt. Auch die ärmste Phantasie hat noch einen Zug vom Dichterfluge des Genius, und in jeder Brust schläft die Kraft des Weltherrschers. Freilich, dieses Sehnen nach einer Entfaltung der Anlagen, wie sie den Begünstigten zuteil wird, versteckt sich da oft unsrem Blicke, wo die Vernachlässigung in den äußeren Gütern, wo das erfolglose Ringen um des Leibes Notdurft alle edleren Kräfte zum Schlummer verdammt. Aber auch das ist doch Unnatur. Und wenn Schiller und Goethe sich gestehen, in dichterischer Begeisterung sei das echte Menschenleben beschlossen; wenn die alten Weisen es aussprechen: nur der Philosoph ist der wahre

---

[1]) Apg. 13, 36.

Mensch; so bekennen sie im Grunde nur, daß eigentlich jeder Mensch bestimmt ist, Anteil zu haben an allem, was bei diesem oder jenem zur Blüte kommt.[1] Wenn die Massen immer von neuem nach politischer Macht ringen; wenn des Volkes Hefe dumpf grollend gegen die Besitzenden murrt, so verwahren sie sich mit der Tat, ob auch unverständig genug dagegen, daß sie nur geboren seien andren zu knechten und zu darben. Auch die rohen Naturvölker sind von dumpfem Sehnen nach höherem Leben gedrückt oder ahnungsvoll bewegt; auch die Zeitalter sind nicht auf ihren Horizont beschränkt; würden sie rastlos fortringen, wenn ihnen nicht die Befriedigung in dem Besessenen fehlte? Der Menschheit Fortschritt wächst ja nicht in dumpfer Entwickelung, wie die Erde sich von Jahr zu Jahr erneut, sondern er wird im Schweiße des Angesichtes, unter wilden Zuckungen erarbeitet. Und jenes Sehnen, welches die Geschlechter vorwärts stachelt, sollte ihnen kein Anrecht geben auf die Blüte, welche auf ihren Gräbern sprießt? Lassen Sie mich an Ihr Gefühl Berufung einlegen! Es bleibt doch wahr, daß die heutige Cultur uns ein höheres Leben erschlossen hat; daß unser Wissen um die Natur ein Bedürfnis unsrer Seele stillt; daß menschliches Leben erst in dem Geschick und Walten großer und auf die Höhe gestellter Menschen im Vollwert sich darzustellen scheint. Sollen wir uns damit begnügen, daß aus dem reichen Quell, der in ihrem Kopf und Herzen sprudelte, langsam einzelne Tropfen durchsickern und zu wie wenigen der Zeitgenossen und Nachkommen? Wie viele unsrer Mitlebenden genießen denn etwas von den geistigen Heroen der Vorzeit? Ist es nicht unerträglich, sich vorzustellen, daß Millionen nur das Fußgestell sind, auf welchem sich die Lebensgruppe der human gebildeten Stände, auf dessen höchster Spitze sich die einsamen Gestalten der herrschenden Männer und der hervorragenden Frauen erheben? Wäre es nicht empörend für unsern unaustilgbaren Gerechtigkeitssinn, wenn die vergangenen Jahrhunderte wirklich mit ihrem Ringen und Sehnen nur den Leichenacker erzeugt hätten, auf dem das Blütenfeld unsres fortgeschrittenen Zeitalters desto prangender sich entfaltete!

Halten wir mit unsrer Forschung bei dem äußeren Hergange der Geschichte an, so ist das freilich alles wirklich so. Mithin stünden wir erstarrend vor dem Rätsel der Sphinx, böte sich uns nicht die Lösung

[1] Bekenntnis ist hier nicht in dem Sinne bewußter Anerkennung gesagt, sondern uneigentlich gebraucht; sie waren ja alle Aristokraten des Talentes.

in dem zweiten Satze: es ist nicht wahr, daß unser Leben aufgeht in dem Anteil, den wir an der irdischen Entwickelung nehmen. Der Mensch ist keine Ephemeride und kein bloßes Exemplar seiner Gattung gleich dem Tiere. Jeder einzelne hat und fühlt sich, sei's ahnend, sei's klar, selbständigen Wert und unvergängliche Bedeutung. Es wäre doch nur Heuchelei, wenn man sich nach jener geschilderten Lehre einzureden suchte, man sei nur als dienendes Glied des Geschlechtes von Bedeutung; im Innern sind wir uns gewiß, daß, wie wir um der andern willen, so in gewissem Sinne auch alle andern um unsertwillen da sind. In den entscheidendsten Augenblicken, da wir bei uns einkehren, werden wir inne, daß unser Leben, wie sehr auch nach außen mit den Geschicken unsrer Welt verflochten, doch nach innen jenseit derselben liegt und eine Geschichte für sich ist; und das entspricht durchaus dem, was wir gefunden, daß jeder Mensch in seiner sittlichen Entwickelung eine neue Geschichte beginnt.

Je weniger indes diese Geschichte je zu einnem befriedigende Abschlusse kommt, je weniger wir die ganze Menschenaufgabe in unsrem kurzen Einzeldasein zur Durchführung reifen sehen, desto bestimmter liegt uns die Forderung vor, daß wir jenseit dieser Zeitspanne die Vollendung finden. Jener unruhige Mahner und Forderer in unsrem Herzen, das unentrinnbare Gewissen, es ist der unwiderlegliche Prophet einer Ewigkeit, für die wir bestimmt sind. So oft hört man die Rede, es sei in unsrem Innern keine Gewißheit über die Fortdauer nach der Trennung vom Leibe zu gewinnen. Versuchen Sie es nur einmal zu vergessen, was nur äußere Erfahrung uns lehrt, daß wir sterben müssen, und dann legen Sie sich die Frage vor, ob wir in unsrem Herzen auch nur eine Ahnung von der Endlichkeit unsres Lebens finden. Im Gegenteil, alles drängt auf unabreißbare sittliche Arbeit; durchaus lebt in uns das Bedürfnis, daß dieselbe zu einer Vollendung gedeihe. Naturbedürfnisse aber trügen nicht, auch nicht im geistigen Leben. Das ist ein Zug unsres Wesens, in dem der Schöpfer die Ewigkeit in des Menschen Herz gelegt hat. Bilden aber diese irdischen Tage in dem Drama unsres Lebens nur die Exposition, vielleicht die Peripetie, und steht die Lösung noch aus, dann sind jene peinigenden Fragen über die Stellung in Gesellschaft und Geschichte zum besten Teile beantwortet. Der Gott, welcher jeden sein sittliches Leben neu beginnen läßt, um es in eine Ewigkeit münden zu lassen, hat jedem unvergänglichen, unendlichen

Wert gegeben, gerecht und liebevoll uns alle gleichgestellt, um dereinst zu erweisen, daß seine Weisheit auch gewußt hat, die mannigfaltige Führung, die uns so dunkel erscheint, damit in vollen Einklang zu setzen.

Fern davon, der Würde unsres Geschlechtes zu nahe zu treten oder die Herrlichkeit des Weltschöpfers anzutasten, stellt also jene Erkenntnis, daß das sittliche Leben in der Entwickelung der Geschichte keinen Fortschritt macht, vielmehr die Würde eines jeden Menschen in das hellste Licht. Denn hier finden wir jene Gleichheit, von der jener Fieberwahn des französischen Volkes nur ein Zerrbild zu schaffen vermochte; und diese Würde ist nur gewahrt in der Bestimmung eines jeden für die Ewigkeit. Allein, kann diese Bestimmung für die Ewigkeit uns genügen? Muß die Gleichheit, die dort zu erreichen ist, denn nicht auch schon hienieden in dem Ringen nach dem Ziele bestehen? Wenn drüben geerntet wird, was hier gesäet ist, wie bedeutsam ist nicht die Zeit der Saat, und für sie vermissen wir die Gleichheit der Bedingungen; dafür bürgt die bisherige Betrachtung. Gibt es für die Sittlichkeit keinen andern Inhalt, den sie gestalten mag, keine andern Gegenstände, welche sie behandelt, keinen andern Boden, auf dem sie sich entwickelt, als das bunte, wechselnde Leben der Endlichkeit, dann ist die Gleichheit doch nur ein leerer Traum. Dann haben die Verkünder der Geistesaristokratie recht; denn ihre Ansicht ist lediglich die Abschilderung von handgreiflichen Tatsachen; eine nüchterne oder schwärmende Anerkennung des wirklichen Tatbestandes, wie sie denen leicht wird, denen er die Lichtseite zukehrt. Ebenso aber befinden sich die Pessimisten im Recht, wenn sie in Mitempfindung oder aus eigner Erfahrung wider das Lob der Wirklichkeit bittere Verwahrung einlegen. Ist die Sittlichkeit Wahrheit und soll sie Wirklichkeit werden, dann muß die ausgleichende Ewigkeit schon in die ungerecht austeilende Zeitlichkeit hineinragen; dann müssen wir für jeden ein Heiligtum fordern, in dem er, ungestört von dem mannigfaltigen Durcheinander endlicher Stellungen und Entwickelungen, die entscheidende Arbeit seiner Charakterbildung vollziehen kann. Und wer unter Ihnen kennte dieses Heiligtum nicht? Dort ist es, wo der probehaltige Charakter aus dem wilden Gesteine natürlichen Menschenwesens gemeißelt wird, bald ohne daß der Künstler weiß, er stehe auf geweihetem Boden, bald in frommer Scheu vor der in den Tiefen der eignen Brust waltenden und sich kundtuenden

Gottheit? Es ist jene Gewissenhaftigkeit, deren tiefste Beziehung schon der Römer in dem Verhältnisse zum Göttlichen fand und die, ihm nachsprechend, alle modernen Culturvölker Religion nennen. Es ist das unentfliehbare, wenn auch oft verhüllte und vergessene Verhältnis zu dem, der den geringen und bis heute verachteten Samen Abrahams zum Quell einer weltbeherrschenden Cultur gemacht hat; dessen Name seit Mose lautet: „Ich bin immer, der ich bin," Jehovah [1]), den eine nüchterne Zeit gerne, nicht irrend, doch nicht erschöpfend, den Ewigen nannte. Wo dieses Verhältnis wirklich und lebendig erfahren wird, da erwächst die Ahnung unsrer Bestimmung für die Ewigkeit zur zuversichtlichen Gewißheit, wie die Sänger des alten Bundes ahnten [2]), wie der Stifter des neuen Bundes in tiefsinnigem Rätselworte lehrte [3]). Und wie könnte es anders sein? Wer sich der Gemeinschaft mit dem Ewigen gewürdigt weiß, wie sollte er in solcher Gemeinschaft nicht die Kraft der Ewigkeit spüren, welche tragend und erhebend sein endliches Leben durchdringt und umschließt?! Verbürgt aber einem jeden von uns diese Gemeinschaft selbständigen, unvergänglichen Wert; ja leistet das schon die Bestimmung, die Fähigkeit für sie, so müssen auch alle zeitlichen Verhältnisse für uns an Wert verlieren; sie dürfen uns nicht mehr Zwecke unsres Lebens sein; sie sinken herab zu Erziehungsmitteln, die wir nützen mögen, um für die volle Gottesgemeinschaft zu reifen. Ragt denn die unwandelbare Ewigkeit Gottes, dem sie alle leben, die hingesunkenen Geschlechter wie die, welche er rufen wird, daß sie seien — ragt sie hinein in die Tiefen unsres eignen Innern, so entwertet sie nur die endlichen Beziehungen, um von deren Knechtschaft zu befreien, um einem jeden die königliche Freiheit der Kinder Gottes anzubieten. Vor dieser sich uns enthüllenden Majestät schwinden alle irdischen Unterschiede zusammen, vor ihr ist der Fürst und der Sklave, der schöpferische Genius und der zum Rade einer Maschine erniedrigte Handarbeiter von gleichem Werte. An der Ewigkeit des Gottes, zu dem wir beten, gewinnen wir den Felsgrund, auf den wir uns aus dem Gewoge der endlichen Bewegung zu retten vermögen.

Wenn man gesagt hat, der Adel unsrer Natur werde kund in freier Sittlichkeit, so freuen wir uns solches Zeugnisses für einen Glauben,

---

[1]) 2. Mose 3, 14. [2]) Psalm 16, 10. 11; 49, 16; 73, 23 ff.; Hiob 19, 25 ff.
[3]) Matth. 22, 29—32.

den keine einschmeichelnde Lehre von schöner, unverantwortlicher Natürlichkeit brechen konnte. Aber woher kommt dem Menschen der Mut zur Freiheit, die Kraft, die Verpflichtung dieses Adels im Schmerzenssturm der Selbstüberwindung, ja der Selbstaufopferung zu bewähren? Allein aus dem Glauben, daß nicht der äußere Erfolg und das irdische Geschick unbedingten Wert besitze, sondern nur die unvergängliche unsichtbare Gestalt des inneren Menschen. Wer aber vermag ihn zu schätzen, wer für seine Geltung zu bürgen, als der Vater, der in das Verborgene sieht und der mit der unnachsichtigen Forderung des Gewissens auch die zuversichtliche Hoffnung auf die Vollendung in unser Herz gepflanzt hat. Und so bewährt es sich auch von hier aus, daß Religion der tragende Grund echter Sittlichkeit ist, daß die tiefen Denker recht hatten, welche lehrten, die Religion sei es, die den Menschen zum Menschen mache.

Freilich, wäre diese Religion nur das willkürliche Gebilde oder der unwillkürliche Traum unsres weichlichen, krankenden Herzens, dann wäre es nichts um ihre befreiende Macht; aber auch nichts — dürfen wir hinzufügen — um gleiche Menschenwürde, ewigen Menschenwert. Jene ausgleichende und zugleich erhebende Macht wohnt der Religion nur bei, wenn sie das lebensvolle und auch Leben zeugende Gewächs aus der Wurzel wirklicher und wahrer Gotteserfahrung in unsrem Inneren ist. Und in der Tat, was immer in dem zerrissenen Leben der Völker noch mit irgendwelchem Rechte diesen Namen trägt, das stammt aus der Erinnerung daran, aus der Ahnung davon, daß der Mensch zu solchem tiefinnerlichen Erlebnisse geboren ist; es ist ein Sehnen nach solcher Gotteserfahrung. Die Befriedigung aber wird in den wildwachsenden Religionen niemals gefunden; daher erwächst der Zweifel an ihrer Möglichkeit. Die Befriedigung und mit ihr die unentwegliche Gewißheit von der Wahrheit dieses Sehnens vermag nur die unmißdeutbare und zu jeder Stunde einem jeden zugängliche Kundgebung Gottes zu bringen, die geschichtliche und doch stets gegenwärtige Offenbarung des Lebendigen.

Ihr zu entstammen, sie einem jeden zu eröffnen, auf diese Ehre macht das Christentum ausschließlichen Anspruch. Und den einen Tatbeweis hat es unter andern dafür geliefert: es hat geleistet, was keine Religion vor ihm und neben ihm; es hat die Würde und Gleichheit des Menschen zutage gebracht, indem es ihn seiner Bestimmung für die Ewigkeit denken lehrte, weil es ihm ewiges Leben ins Herz pflanzte.

Das ist nicht das schwächste unter den Zeugnissen für die Echtheit dieses Ringes, welche Lessings Nathan nicht meinte erkennen zu können. Was wir heute als die erhabensten Ideen der Humanität preisen, es sind nur Strahlen jener Sonne, welche der Welt am See Genezareth aufging und auf Golgatha nur scheinbar erlosch, um vom Ostermorgen ab mit unwandelbarer Klarheit zu leuchten. Daß auch die geringste Arbeit auf dieser Erde, hingenommen als Aufgabe, welche der Weltenlenker stellt, und durchgeführt mit Treue im Blick auf ihn, gleiche Würde mit der edelsten gewinnt, weil sie Gottesdienst ist; daß alle Menschen kraft ihres Anrechtes an den Vater im Himmel gleichen Wert besitzen; daß demzufolge alle Schranken, welche Volk, Stand, Besitz, Bildung aufrichten, ohne mit äußerer Gewalt niedergeworfen zu werden, sich in Bindeglieder des einen Geschlechtes wandeln; daß der Sklaverei jeder Art ihr Todesurteil gesprochen ist und das Weib von der Stufe eines untergeordneten Wesens zur Priesterin im Heiligtume des Hauses, zur Herrscherin in dem zarten Elemente der Geselligkeit sich erhoben hat, daß wir Menschen nicht nur ein hervorragendes Glied im Ganzen der Natur, vielmehr zur Herrschaft über sie berufen sind; endlich, daß die Geschichte des Geschlechtes kein sich wiederholendes Auf- und Abschwanken, sondern ein stetiger Fortschritt auf ein ihm gestecktes Ziel hin ist — das sind Gedanken, welche die tiefsten heidnischen Denker nicht einmal ahnend erfaßten; aber sie stehen in den ältesten Urkunden unsrer Religion verzeichnet, und sie allein ist es, welche die moderne Zeit mit ihnen befruchtet hat. Seit die christliche Religion wirkt, und wo sie wirkt, hat sie Menschenwürde und Menschengleichheit verkündet und — was mehr ist — auch hergestellt. Nicht immer in der klaren Ausprägung, in der wir unsre Gedanken münzen; aber das ist eben die Macht religiöser Wirkung, daß sie in der Hülle bildlicher Anschauung darbietet und zugleich tatsächlich schafft, was erst später in helles Bewußtsein tritt, ja mancher Zeit und vielen einzelnen nie. Nicht immer in der freien Beweglichkeit, mit der wir heute unsre Lebensformen umzugießen lieben; nicht immer unvermischt mit Rückständen der früheren entgegengesetzten Entwickelung; aber wie selten gelingt es uns, ein Ideal ins Leben zu führen; der Stoff, den wir nach ihm gestalten müssen, nötigt seiner Verwirklichung Minderungen und Verunstaltungen auf. Um diese still und allmählich, oft in seltsamer Verhüllung, doch stetig das gleiche wirkende Macht zu erkennen, folgen Sie mir zu einem flüchtigen Überblick über die Arbeit der Kirche, durch

die sie die gleiche Menschenwürde zur Geltung gebracht hat. Wir besitzen einen kurzen Brief des Paulus, den er einem entlaufenen Sklaven als Begleitschreiben an seinen dem Apostel befreundeten Besitzer mitgab. Man hat mit ihm neuerdings frevelhaften Mißbrauch getrieben, indem man aus ihm die Rechtfertigung der Sklaverei entnahm. Vielmehr wird hier ein weiser Mittelweg eingehalten, auf dem jenes unsittliche Verhältnis sich von selbst lösen muß. Als hohes Geschenk, als Bruder soll der bekehrte Sklave dem beleidigten Herrn gelten; ist er doch ein Freigelassener dessen, dem als Knecht zu dienen auch seine, des Gebieters Ehre ist. So wird die ewige Würde des Menschen vor Gott zur Geltung gebracht, die Gleichheit auf dem heiligsten Lebensgebiete verkündet; daraus muß die Umgestaltung aller andern Beziehungen sich ergeben. — Und so hat die Kirche fortgewirkt. Wenn sie ihre höchsten Güter jedem ohne Unterschied bot, den Säugling der Sklavin wie der Fürstin vor den Taufstein forderte, das Sacrament des Altars keinem, auch dem Kaiser des Weltkreises nicht, ohne Beugung unter die Kirchenbuße reichte, so gab es jetzt ein Gebiet völliger Gleichheit. Ja, in den verschrieenen Zeiten des Mittelalters waren es die mönchischen Beichtväter, welche an den Sterbebetten wirksam für die Befreiung der Leibeigenen eintraten; jedem Knecht stand Kloster und Clerus offen, und mit der Tonsur trat er an die Spitze der damaligen Gesellschaft. Die geknechteten Sachsen Englands sahen einst mit Stolz, wie ihre normännischen Unterdrücker Nikolaus Breakspear den Pantoffel küßten, einem ihrer Brüder, der auf St. Peters Stuhl gestiegen war. Das ist nicht unsre Art und Weise; aber in der andern Form bleibt doch das Wesen. Niemand ist da mehr durch Herkommen und Stellung von der Würde ausgeschlossen, in deren unerreichbarer Erhabenheit alle Nationen jener Zeit den unvergleichlichen Wert der geistlichen Dinge gegenüber allen irdischen, weltlichen anschauten. — Ich bleibe hier stehen, denn Inductionsbeweise sind in sich unendlich, und ich kann nicht die Geschichte christlicher Civilisation vor Ihnen entwerfen.

Aber doch kann ich nicht umhin, gerade hier noch eine Betrachtung anzuschließen. Jener Unterschied zwischen den humanen Hellenen und den ungebildeten Barbaren ist nicht mit der alten Welt verschwunden; die Civilisation, die allseitige Cultur, solange sie ihrem nächsten irdischen Zuge folgt, schafft Scheidungen, welche die roheren Zeiten nicht kannten. Sie steigert weiterhin den Unterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten. Sie vertieft die Geschiedenheit der Herrschenden und Be=

sitzenden von den Dienenden und Darbenden zu einer Kluft, welche kaum mehr überbrückt werden kann, wie das in unseren Weltstädten zutage liegt. Wie bedeutsam ist unter solchen Umständen jene Macht, welche den Menschen mit ihrem Berufe für die Ewigkeit ihre Würde und Gleichheit vergewissert und im schärfsten Widerspruche mit jener zertrennenden Wirkung alle verbindet und gleich macht! Das Christentum ist es doch, dem, wie wir sahen, mit der wahren Erkenntnis der Menschenwürde zuletzt alle humanen Bemühungen ihren Ursprung verdanken; ja das Christentum ist es, welches heute in denen zur treibenden Kraft geworden ist, die wir in die Höhlen des Lasters und Elends eindringen sehen, um mit staunenswertem Mut in dies Dunkel durch das eigne Liebeswerk einen Strahl der Liebe zu tragen, welche nicht einzelne Erkorene begnadet, sondern von Ewigkeit zu Ewigkeit die Welt liebt. Und das ist nicht etwa eine späte Blüte seiner fortschreitenden Entwickelung; von jenem Tage an, da sein Stifter dem zweifelnden Propheten zur Stärkung seines wankenden Glaubens das Wort sagen ließ: „den Armen wird das Evangelium verkündigt", hat seine Gemeinde diesen Zug demütig suchender Liebe nie völlig verleugnet; immer erscholl vor seinem Siegeszuge durch die Völker die Heroldsbotschaft: „alle Täler sollen voll werden und alle Berge und Hügel sollen erniedrigt werden". Freilich nicht als eine Verherrlichung der niederen Schichten und eine Proscription der herrschenden Kreise menschlicher Gesellschaft, sondern in jenem ebenso umfassenden als tiefgreifenden Sinne, aus welchem das herzgewinnende Wort geboren ward: „kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken". So ist das Christentum, in seinem Wesen unwandelbar dasselbe, seiner Aufgabe wahrer Humanisierung unentweglich treu geblieben, mit der Tat bezeugend, daß ihm eine Ewigkeitskraft innewalte. Wohl wechseln die Formen des Cultus und der Verfassung in der Kirche; wohl ergeht es der eingehenderen Erfassung christlicher Wahrheit so, daß sie sich bald verdunkelt und verflacht, bald verklärt und vertieft; wohl wandelt sich ihr Ausdruck je nach der Sprache, welche Zeiten und Völker reden. Aber der Bestand des christlichen Glaubens bleibt unwandelbar derselbe. Unsere Religion stellt alle Menschen aller Zeiten gleich, indem sie dieselben dem Strome der Endlichkeit entnimmt und mit ihrem sittlichen Leben der Ewigkeit zuwendet. Ist das ihr Preis, ist das der Religion edelste Aufgabe, dem Menschen seine gleiche Würde unvergänglichen Wertes zu verkünden und zu bewahren, wie töricht ist doch das

Stichwort unsrer Tageshelden, welche fordern, auch die Religion solle mit der Bildung fortschreiten; wir seien längst hinaus über den Standpunkt Jesu und der Apostel. Mag des Menschen Kopf und Hand, Wissen und Können sich ändern und entwickeln; sein Gemüt und sein Wille bleiben dieselben, und an sein Gemüt und seinen Willen zumeist wendet sich die Religion als der Prophet seiner überirdischen Würde und Bestimmung, um seinem mannigfaltigen Denken und Wollen den einen Gehalt wahren, ewigen Lebens darzubieten. Es ist unser Adelsbrief, daß sie dem Wechsel des Fortschrittes entnommen ist, daß der Glaube zu allen Zeiten nur einen Inhalt, der Wille zum Guten nur ein wesentliches Ziel hat.

So wäre denn jene großartige Entwickelung, in der wir die Kirche Christi durch die Jahrhunderte schreiten sehn, jene staunenswerte Arbeit der edelsten und tiefsten Geister, welche die Tiefen christlicher Wahrheit zu ermessen suchte und welche nur Unkenntnis oder oberflächlicher Fortschrittsstolz von oben herab ansehen und zu den verlegenen Altertümern stellen kann — sie wären nichts, als ein buntes Kleid, darin sich das immer sich gleich Bleibende gehüllt hat? Sie brächten keine Förderung? So kann es nicht sein. Dafür bürgt uns ja schon allein der Blick auf die eine Seite dieser Arbeit, auf jene geschilderte Entwickelung, in der das Christentum die gleiche Menschenwürde immer klarer, immer voller zur Geltung gebracht hat. Das Christentum, dieses unschätzbare Gut muß in seiner Wahrheit und in seiner Kraft so geartet sein, daß es die Fülle seines Lebens im Keime beschlossen immerdar jedem mitteilt, und doch diese Fülle nur in lange fortgehendem Ringen von unsrem Geschlechte zu allseitigem vollkräftigem Besitz angeeignet werden mag. Von solcher Erkenntnis aus entwirrt sich auch ein Knoten, den wir von unsren früheren Untersuchungen ungelöst mit hinüber genommen haben. Wir haben festgestellt, es gibt keinen Fortschritt im sittlichen Leben des Geschlechtes. Wenn dieser Satz die Geltung haben sollte, daß der geschichtlichen Entwickelung jeder sittliche Inhalt und Ertrag abgesprochen würde, so müßte das befremden, ja es müßte in der Tat das Gemüt niederdrücken. Wie bestünde auch mit solcher Fassung unsre Aussage, das Christentum verbürge dem ganzen Geschlechte die Erreichung eines ihm gesteckten Zieles? Müssen wir trotzdem darauf halten, daß sich aus der menschlichen Natur, aus

unsren Beziehungen zu unsrer Welt kein echter sittlicher Fortschritt ergibt und ergeben hat, so bietet sich hier eine Lösung. Wir erkennen nun die Macht, welche den Menschen über seine bloße Natürlichkeit hinaushebt, welche im vollen und wahren Sinn sittigend sein Leben durchdringt, und deren Kraft zwar die echte Sittlichkeit nur in dem erzeugt, der sich frei und ganz ihr öffnet, aber auch befruchtend weit über diesen engsten Bezirk hinauswirkt und vielfach herrscht, wo man meint ihrer Vormundschaft sich längst entledigt zu haben, ja sich entschieden gegen ihre Obmacht auflehnt. So gibt es denn einen Fortschritt auf dem Gebiete des Lebens der Menschheit, welchen die sittliche Arbeit von dem einzelnen Menschen aus beherrscht und gestaltet; einen Fortschritt, welcher das Ganze voran bringt. Es findet eine allmähliche Christianisierung der Völker statt, und mit ihr wird das öffentliche Leben in seinen Einrichtungen und Anschauungen dem sittlichen Ideale genähert. Trotzdem beginnt — das bleibt dabei ungewandelt — jeder einzelne sein sittliches Leben von vorne, muß jeder einzelne diese ins Ganze wirkende Kraft erst frei in sein Herz aufnehmen[1]), damit sie auch ihn umwandele und vollende. Daher der Zwiespalt, der unser Völkerleben zerreißt; obwohl christianisiert, birgt es doch fort und fort die Greuel der wüsten heidnischen Unsittlichkeit. Und mitten in christlichen Völkern erheben sich Mächte zeitweise zur Alleinherrschaft, denen der Stempel des Widerchristentumes und der Widersittlichkeit breit auf die Stirne geprägt ist. Auch dieser Fortschritt zeigt sich mithin so angetan, daß wir Menschen wohl tun, nicht vorzeitig zu glorriieren, nicht ein Terrain mit ihm zu besetzen, das wir nicht soutenieren können.

Hier erscheint also das Christentum als eine Macht, die mit andern streitend in die Entwickelung verflochten ist. Wo bleibt dann aber seine Art, die ihm von seinem Ursprung aus der unwandelbaren, allbeherrschenden und allumschließenden Ewigkeit anhaften soll? Ja, sehen wir weiter hinaus auf seinen gesamten Gang durch die Zeiten. Da wird es anschaulich: diese wahre Religion selbst ist eine geschichtliche Erscheinung. Und damit scheint unser ganzes Gebäude einen Riß zu erhalten, der es in seinen Grundlagen erschüttern, der es umstoßen muß. Inmitten der Geschlechtsentwickelung taucht sie auf, vielfach vorbereitet, langsam macht sie sich Bahn, und ihr oft stockender Eroberungszug ist noch lange nicht am Ende. Die Macht, welche alle Menschen aller

[1]) Vgl. S. 180. 186.

Zeiten gleichstellt, wäre demnach in Wirklichkeit nicht vorhanden. Wenn trotzdem das Christentum darauf angelegt ist, diese Wahrheit zu verkünden und ins Leben zu führen, so stehen wir am Ende unsres Weges vor dem dunkelsten Rätsel. Diese Kraft, welche die Ewigkeit in sich trägt und jedem und allen anbietet und verbürgt, sie selbst in den Wechsel und Fortschritt der Endlichkeit verflochten! Es würde eine Betrachtung von gleichem Umfange fordern, dieses Rätsel genügend vor Ihnen zu lösen.[1]) Aber eine andeutende Antwort läßt sich doch in der Kürze geben.

Während das Christentum sich für seine Verbreitung einen Weg vorzeichnet, der ihm für seine irdische Laufbahn durchaus verwehrt, alle einzelnen Individuen zu umschließen, gibt es doch seinen Anspruch auf sie alle nicht daran. Spät in die Entwickelung eintretend, will es doch nicht ein durchaus Neues von heute und gestern sein, sondern knüpft an den Beginn menschlicher Entwickelung an und stellt sich als die Wiederherstellung des Uranfänglichen, aber Verderbten und Verlorenen dar. So kann es alle zerstreuten Spuren echter Sittlichkeit und Frömmigkeit für sich in Anspruch nehmen. Und wenn der innere Drang nach sittlicher Vollendung uns ahnen läßt, daß wir diesseits nur ein Bruchstück unsres Lebens vor uns haben, so trägt die Offenbarung uns die klare Versicherung entgegen: das „Land des Wesens und der Wahrheit" warte unser; wir seien hienieden nur auf dem Gradierwerke, damit die wilden Wasser ausgeschieden werden[2]). Mehr noch — sie zeigt uns, daß nicht nur jedes Einzelleben die irdischen Jahre überdauert, sondern daß jene Entwickelung des Geschlechtes, welche in der Tat nach mancher Richtung von einem mächtigen Fortschritte getragen wird, ihr Ziel der Vollendung finden soll. Und hier ist es, wo der volle unendliche Wert jedes einzelnen zur Geltung kommen kann. Der Tag des Abschlusses unsrer gemeinsamen Geschichte wird auch der Tag sein, an dem jeder seine Abrechnung finden wird, nicht als ein vereinzeltes Atom, sondern als das Glied, als der Mitarbeiter an dem großen Werk unsrer Weltzeit. Zusammen sollen sie einmünden, die einzelnen Bächlein und der große Strom in das gewaltige Meer der Ewigkeit, eintreten in die nicht endende Gegenwart, in welcher doch kein Tröpflein der reich wechselnden zeitlichen Vergangenheit verloren ist.

---

[1]) Vgl. meine Wissenschaft d. christl. L., § 222—240. [2]) S. 169 — Gothe VII. S. 326.

Das ist die große Verheißung, welche allein imstande ist, die peinigenden Rätsel des Erdenlebens zu lösen. Diese begrenzte Zeit sinkt nicht herab zu einer leidigen Schule, der man so bald wie möglich entlaufen möchte, zu einem Spiele mit irdischem Tand, den der Weise zu verachten hat. Vielmehr, es ist kein Streben und Arbeiten, kein Ertrag und keine Frucht unsrer Geschichte verloren; auch sie sind Saaten, bestimmt voll auszureifen und am Tage der Garben in die Scheuern der Ewigkeit gesammelt zu werden. So verstanden ist die Geschichte nicht ein rastloses Jagen, ein Arbeiten, das nie zum Ziele kommt und darum keinen wahren Inhalt haben kann. Unendliche Bewegung kann ja nur unendliche Wiederholung sein. Der Fortschritt, wie er seinen Ausgangspunkt hatte, findet seine Vollendung in der Ruhe, die über die Zeit hinausliegt. Und wird der Anspruch des einzelnen an die Fülle menschlicher Entwickelung, der Anspruch dahingesunkener Geschlechter an die Blüte, welche die Nachgekommenen von ihrer Aussaat genossen, unaustilgbar in unsrem Inneren kund: er soll seine Befriedigung finden. Nicht im vorausgreifenden Haschen der unsicheren Zukunftsahnung, nicht im schattenhaften Besitze rückwärts gewandter Geschichtsforschung, nein — im vollen wirklichen Genusse der Gegenwart wird das Geschlecht sich des gesamten Ertrages seiner Arbeit freuen; das Geschlecht, das nur ein Ganzes ist, wenn ihm die scheidende Macht der Zeit nicht mehr den besten Teil seiner Glieder raubt.

Es war das Hineinragen des Ewigen in die Zeit, die Ewigkeitsbestimmung der Sittlichkeit und die Ewigkeitsgabe der Religion, welche uns allein die gleiche Menschenwürde der einzelnen verbürgte. Es ist das Übergehen der zeitlichen Gesamtentwickelung in die Ewigkeit, welches uns erst einen Frieden herstellen läßt zwischen unsrer Verflechtung in die wechselvolle endliche Geschichte und zwischen dem Anspruche, den jeder einzelne an ihr letztes Ergebnis und das vollendete Geschlecht an alle seine Glieder hat. Der Gott, der die Ewigkeit in unser Herz legt, hat uns für die Ewigkeit bestimmt und öffnet seinem Menschengeschlecht ihre Pforten.

Nicht ohne Bewegen liest man den schlichten Bericht, den uns ein treuer Mann von einem tief in sein Leben eingreifenden Begegnis folgendermaßen erstattet. Als siebenjähriger Knabe fand er Eingang in die Prachtsäle seines Fürsten, in denen ein strahlendes Fest gefeiert

wurde; geblendet von dem bisher nie gesehenen Glanze schaute das Kind um sich; da traf sein Blick flüchtig auf den des großen Theologen Albrecht Bengel. „Von dem Augenblicke an verschwand vor meinen Augen alle Herrlichkeit, die ich angaffte, wie ein Nebel, den die Sonne mit ihrer Kraft verscheucht. Ich ward wie von dem kräftigen Magnet durch die Augen, die voll Licht und Leben waren, und durch die Stirne, auf der ich das Wort ‚Ewigkeit‘ zu lesen meinte, in eine andere Sphäre hingezogen." [1]) Und dieser einmalige, aber lebendige Eindruck wirkte in ihm für alle Zukunft fort. Kein Wunder, wenn wir jenes Mannes eignes Bekenntnis vernehmen: „Mein Leiden war meistens geistlich und verborgen, sachte und anhaltend; und sonderlich gab mir bisweilen einen geschwinden Stich die Ewigkeit, die der Mensch vor sich hat, da ohne peinliche Furcht vor dem Weh, ohne wirkliche Freude auf das Wohl, die Ewigkeit an sich selbst mit ihrer großen Wichtigkeit mein Innerstes durchdrang und schärfer durchläuterte, als keine Widerwärtigkeit zu tun vermag." [2]) Was in der Seele auch des edelsten der Erdgeborenen als läuterndes Feuer sich kund tut, es strahlt aus seinem Wesen als ein Licht, welches dem Geiste „die geborene Majestät Gottes" offenbart, nicht ihn zu erdrücken, sondern ihn zu erheben. Denn nicht allein den erschütternden Ernst, die Verantwortlichkeit unsres Lebens vergegenwärtigt die Ewigkeit unserm geistigen Auge. Sie schaut nicht mit dem erstarrenden Blicke der Medusa; sondern Lebenskraft geht von ihr aus. Sie weckt uns auch den Lebensmut; denn sie enthüllt uns den unwandelbaren Felsgrund unsres Lebens, überspült zwar von den wirren Strudeln endlicher Bewegung, aber in unergründlichen Tiefen gefestigt; sie zeigt uns den Preis unsrer Lebensarbeit sicher geborgen auf dem Gipfel des Felsens, hoch über dem Wechsel der brandenden Wogen der Zeit.

---

[1]) Wächter, J. A. Bengel. 1865. S. 206. [2]) Bengel, Gnonom. Vita § 35.

Der Gang der Menschheit.

Sacharja 14, 9.

Alle Welt fragt heute nach einer Weltanschauung. Hat man die Anschauung vom Ganzen, dann wird's ja an der rechten Schätzung seiner Stücke, auch an der rechten Selbstschätzung nicht fehlen. Nun hat die sinnlich faßbare Natur neuerdings ihre Unermeßlichkeit in den Riesenmassen der Sternenkreise und in dem wirksamen Dasein mikroskopischer Lebewesen, zugleich doch in ihrem wirkungsvollen Zusammenhange enthüllt. So gilt denn Naturerkenntnis als sicherste Grundlage einer Weltanschauung. Eine Anwendung von ihr ist der Blick auf die „tröstliche Abstammung des Menschen vom Affen". Die Verkündigung dieser Entdeckung ist allerdings kaum noch vorherrschende Mode. Aber in ihrer bisher vielseitigen Verwertung ist sie doch ein treffliches Demonstrationsexemplar für ähnliche Vermutungen. Worin lag denn den Vertretern jener Ableitung unseres Daseins das Tröstliche? In dem Messen des Abstandes. Sind wir soweit über den Schimpanse hinaus, wie froh können und müssen wir sein! Sind wir in Tausenden von Jahren soweit gelangt, wieweit wird die folgende Menschheit noch kommen! Weil er ein Glied der Natur ist, soll und kann der Mensch sich an dem Ganzen einer solchen Entwickelung freuen und wenn er auch nur das Ergebnis von einem Teile dieser Entwickelung hinter sich hat, so darf er sich damit begnügen, seinen Anteil als Glied, wie vorübergehend sein Dienst auch sei, an der aufstrebenden Bewegung zu leisten, stolz auf die Leistung der Gattung und stolz auf die gliedliche Beteiligung an ihr sich mit seinem zu leistenden vorübergehenden Dienste begnügen.

Wie nimmt sich dieses Urteil in der Lebenshaltung seiner Vertreter aus, als wirksame Weltanschauung, nicht in dem Laboratorium und in dem Sinnen auf der Studierstube, sondern in dem Ringen der Völker und Stände? Die Triebkraft des Fortschrittes pflegt nicht die Genügsamkeit bei dem jeweilig Erreichten zu sein. Die modernen Revolutionäre lehren nicht, zufrieden auf den Affen zurück, sondern begehrlich auf die Ungleichheit der Gegenwart und die ausgleichende Umwälzung der Zukunft zu blicken.

In jener Erinnerung an das Tröstliche solcher Meinung bekennt man sich entschieden zu der Überzeugung, der Gang der Menschheit sei ein Aufstieg. Aber für ernste Beobachter ist das vielmehr eine Frage, ein Problem. Auch nur ein Überwiegen des Fortschrittes im ganzen festzustellen, wird den meisten schwer. Woher sonst weithin auf jene Frage die Antwort im Pessimismus? Und wenn sich der Optimismus mit Nietzsches Übermenschentum in die am Christentume so oft verhöhnte Vertröstung auf die Zukunft rettet, so verzichtet er auf die Menschheit und begnügt sich mit der aristokratischen Auswahl. Es gehört die Unbedenklichkeit des jugendlichen Enthusiasmus dazu, in solchen Träumen eine befriedigende Selbstschätzung zu finden.

Diesen Versuchen zu weltumfassendster Begründung einer rechten Selbsterkenntnis tritt die Selbstbeobachtung gegenüber und sucht den Schlüssel zum Geheimnis des eigensten Lebens. Die Philosophie ist heute überwiegend Seelenkunde, gegründet auf Beobachtung und Erfahrung. Indes, höchstens von den Formen des Seelenlebens darf es gelten, daß am einzelnen Menschen jeder und alle zu erkennen seien. Selbst die Formen unserer Bewegungen entfalten sich erst unter den Bewegungen, die wir unsere Handlungen nennen; und auch das nicht ohne die Einwirkung des Menschenlebens rings um uns her. Denn der Mensch wird nur Mensch durch Erziehung. Das Menschenleben um uns besteht nicht nur aus den augenblicklichen Tätigkeiten der jeweilig Lebenden. Es erfüllt diese mit bleibenden und sich wandelnden Inhalten und zieht sie damit in einen großen Zusammenhang hinein. Wir nennen ihn Geschichte. Es ist unmöglich, zu einer wahren Menschenschätzung zu gelangen, wenn man den einzelnen untersucht, ohne ihn in seinem geschichtlichen Zusammenhange zu betrachten. Es ist voreilig, zu tun als wäre das Menschenexemplar von heute dasselbe als vor viertausend Jahren, ebenso wie Ameise und Biene genau das Leben und Bauen aus jener grauen Vergangenheit wiederholen. Eine

Weltanschauung als Grundlage der Selbstschätzung muß in erster Linie auch Geschichtsanschauung sein.

Unter Geschichte verstehen wir gemeinhin einen Bericht über ein in seinem Zusammenhange erkennbares Ganze von Ereignissen. Geschichte im höchsten Sinne spannt diesen Zusammenhang über das Geschehen, soweit es Menschen betrifft. Aber diese Ausdehnung ist nicht ohne weiteres anwendbar. Soll sie das Menschheitsleben erzählen, so hat sie es eben mit Menschenleben zu tun. Und da gilt's eine Selbstbesinnung. Was wissen wir von uns selbst? Nichts, solange das Augenblickliche die Empfänglichkeit und die Widerstandskraft des Kindes durchaus erfüllt. Erst wenn es soweit frei wird, sich von seinem Inhalte irgendwie zu unterscheiden, erwacht der Eindruck der Selbstheit zur inneren Gegenständlichkeit. In dieses Hervortreten der Bewußtseinseinheit ist wirksam das Festhalten der verschiedenen Eindrücke, das Gedächtnis zugleich mit dem Erfolge ihrer Vergleichung verschlungen. Es ist der Träger unseres Selbstbewußtseins, unser Schatz, unsere Last und unser regelndes Gewicht, unser Wegweiser und in seinem Urteil unser Verhängnis.

Das ist zu bedenken, wenn wir daran gehen, nach einer Geschichtsanschauung zu fragen.

Spuren und Erinnerungen der Vergangenheit begegnet man aller Orten; nur fehlt zumeist der Zusammenhang. Unter verkümmerten Ansätzen und Trümmern führen die Menschen ein Traumleben in Sagen und Mythen. Dazwischen stößt man auf umfassende Geschichtskreise und Geschichtsoasen. Auch sie schließen sich nicht zu einem umfassenden Ganzen zusammen. Hier lebt kein Bewußtsein der Zusammengehörigkeit über den nächsten Gesichtskreis hinaus. An diesen Erscheinungen studiert man Völkerkunde, eine Statistik der Menschheit, bruchstückartig genug; die fortschreitende Entfaltung des Ganzen wird dadurch nicht erhellt. Namentlich aber versagt hier die kausale Methode der Naturwissenschaft. Sie leitet aus den letzten erfaßbaren Ursachen ab, nachdem sie den Rückschluß an der Hand des Kausalitätsgesetzes vollzogen. Sie erklärt aus dem Allgemeinen, aus dem Gesetze. So vermag die geschichtliche Forschung nicht zu verfahren, denn sie hat es nicht mit Regeln von allgemeiner Geltung, sondern mit Ereignissen zu tun, welche der Berechnung spotten. Allerdings kennt die Geschichtsforschung noch einen anderen Weg; sie schließt aus der Hinterlassenschaft an äußeren Spuren und Erzeugnissen. Allein, wenn die Ver-

gleichung hier auch etlichermaßen auf die Kulturstände schließen läßt, betrifft das doch nur die technische Bildung; die persönliche Bildung hat aber laut der Vergleichung bekannter Vorgänge an der technischen nicht ihren sicheren Maßstab; sonst stünde Aristoteles, der Lehrer von anderthalb Jahrtausenden, unter einem jungen Polytechniker von heute. — Sicherer scheint ein anderer Rückschluß. Ihn eröffnet die Sprachvergleichung; ursprüngliche Einheit und Maßstäbe für das spätere Auseinandergehen scheinen hier untrüglich gefunden. Auch soll das Zeugnis der Sprache und Sprachen für die Menschenkunde gewiß nicht unterschätzt werden. Allein diese Einsicht umfaßt nicht das Ganze des Geschehens. Die Sprache ist kein sicheres Merkmal der Abstammung; es gibt nicht nur Mischsprachen, sondern auch Wechsel in der Sprache bei ganzen Völkern unter verschiedenen Umständen, die niemand ersinnen kann (Bulgaren, Neger).

Wo es sich um das eigentlich Menschliche an der Geschichte handelt, da bedarf es zu ihrer Erkenntnis des gemeinsamen Gedächtnisses, der Überlieferung. Ohne bewußte Überlieferung keine wirkliche Geschichte. Spricht man nun von „Universalgeschichte“ oder „Weltgeschichte“ und meint darunter die umfassende Geschichte der irdischen Menschen, so wäre sie unmöglich, wenn man ihr die Aufgabe stellte, die Entwickelung aus den Anfängen abzuleiten; denn diese deckt das Dunkel. Die Überlieferungen sind völkerweise gespalten [1]) und werden erst mit der Völkermischung umfassender. Auch ist der Gedanke einer Menschheitsgeschichte erst innerhalb der christlichen Ära im Anschluß an die Bibel (Schema der Danielischen Monarchien) gegenüber den in der Kirche zusammengefaßten Völkertümern entstanden. Sie verdankt ihre Entstehung nicht der zweifellosen Kundbarkeit eines einheitlichen Ursprunges der Menschen, sondern der Überlieferung von einem falschen Ursprung der gemeinsamen Entwickelung, die mit dem Glauben an den einigen Gott verknüpft ist in seiner Kräftigung durch die Hoffnung auf die Einheit der Menschheit als ihr Ziel. Der auf das Ziel schauende Glaube läßt sich nicht durch das Dunkel beirren, das die Ursprünge verhüllt.

[1]) Auch wenn sie ein umfassendes Ereignis gleichmäßig festhalten, erweitert eine solche Erinnerung zumeist nicht den Gesichtskreis, sondern gestaltet sich autochthonisch um; sie weiß nur von diesem Volke. Vgl. die Flutsage unter Voraussetzung, daß sie an einem die Menschheit umspannenden Vorgang festhält, die neuerdings ohne dogmatische Beweggründe auf Grund der Natur- und Sagenforschung vertreten wird. Riem, Die Flutsage 1906.

Erkennt man es durchaus an, daß es Geschichte nur im Anhalt an Überlieferung gebe, so schließt der Mangel an Urüberlieferung doch nicht die Möglichkeit einer einheitlichen Geschichtsanschauung aus; man muß nur an Stelle der Ableitung aus der letzten Ursache die Ableitung aus dem Ziele setzen. Freilich stehen wir nicht am letzten Ziel. Aber an einem Ziele steht man doch jeweilen, im Völkerleben wie im einzelnen; nicht an dem letzten, doch an einem vorläufigen. Man kann seine Voraussetzungen und die zu ihm führenden Wege unter günstigen Voraussetzungen verstehen. So hat von Treitschke die Geschichte Deutschlands erzählt. Im zusammenhängenden Wachstume zeigt jeder Durchschnitt ein erreichtes bedingtes Ziel. Es will scheinen, als ließe sich gegenwärtig mit besonders günstiger Aussicht ein solcher Querschnitt durch die Entwickelung der Menschheit legen, um dann zu fragen, ob von ihm aus ihr bisheriger Gang verständlich werde, soweit die Überlieferung ihn bekundet. Wird das Verständnis erlangt, dann wird die Einheitshoffnung bestärkt erscheinen; dann hilft das Verständnis der Menschheit zum Verständnisse des Menschen und zu einer ihm entsprechenden Weltanschauung.

Was zeigt ein Durchschnitt der Menschheitsgeschichte beim Beginne des 20. Jahrhunderts?

Es „steht unter dem Zeichen des Verkehres". Die europäische Cultur bringt die Menschen, schon fast ohne Ausnahme, in Wechselwirkung. Die christliche Mission hat in ihrer dritten großen Entfaltung den Wettlauf mit den anderen missionierenden Religionen von Neuem aufgenommen. Kein abgelegener Menschenwinkel, den nicht Erwerbslust, Wissensdurst und christliche Liebe erreichte, oft genug in umgekehrter Reihenfolge.

Anlaß und Vermittelung dafür bildet seit dem 15. Jahrhundert die europäische Völkerfamilie. Durch ihre Auswirkung ist die Menschheit jetzt nicht mehr bloß ein Gattungsbegriff, sondern ein wirksames Zusammenleben in anschaulicher Wirklichkeit.

Geht man nun diesem Fingerzeige folgend weiter zurück, soweit die Überlieferung reicht, so entdeckt man in der Tat einen unverkennbaren Stufengang.

Jene Völkerfamilie ist erwachsen und zusammengewachsen unter dem Einflusse der christlichen „Groß"kirche. Sie ist zu einer solchen

Familie geworden unter Verarbeitung des Erbes vom orbis Romanus; d. h. der indo-germanischen Mittelmeermenschheit. Dieses Erbe ist erarbeitet in dem Jahrtausend, in dessen Mitte Jesus von Nazareth geboren ist. Diese Mittelmeermenschheit aber entwickelt sich auf dem Rücken einer geographisch zusammengeordneten Gruppe von drei national-religiösen Culturen des asiatischen und des nord-afrikanischen Stromlandes und der sie trennenden und verbindenden Brücke des westlichen Wüstenlandes. Die eine unter ihnen, die phönikische hatte seit einem halben Jahrtausend die Ausbreitung über das Meer gegen Abend gefunden. In der Mitte dieser drei Culturen und unter ihrem zerreibenden Drucke durch mehr als acht Jahrhunderte ist Israel zum monotheistischen Religionsvolke geworden mit einer die Menschheit umspannenden Hoffnung.

Diesen Zusammenhang durch etwa dreiundeinhalbes Jahrtausend kann man so wenig leugnen, als sein Ergebnis; ebensowenig die drei Epochen, welche die zwei Jahrtausende von Koresch bis zur Völkerwanderung und von ihr bis zu Luther ein- und von der Vorzeit und „Gegenwart oder neueren Zeit“ abschließen.

Ehe dieser Strudel mit seinem Wogenkreise die Erdoberfläche bedeckte, hat er je und je an seinen Grenzen Teile der sonstigen Menschheit an sich gezogen, aufgesogen, wieder ausgespieen oder vernichtet. Sein zielstrebiger Strom wird sich aber noch genauer auf umgekehrtem Wege verfolgen lassen.

Die geschichtliche Menschheit erscheint sich und uns durch ihre Erzeugnisse und Überlieferungen in der Gestalt national begrenzter Culturen, denen ein Trieb zum Umsichgreifen innewohnt. Etwaige veranlassende Übertragungen aus weiter Ferne sind schwer zu beurteilen. (Ägyptisches ins östliche Asien? vollends Asiatisches nach Mexiko und Peru??) Die Culturen sind ursprünglich siamesische Zwillinge mit den entsprechenden Religionen. Aller Grundzug ist: Teilung der Arbeit behufs Zusammenfassung der Kräfte, um der Natur in Erwerb und in Verteidigung Herr zu werden. Untrennbar davon bewußtes Fortbauen auf der Vergangenheit und Hineinbauen in die Zukunft. Der Erwerbstrieb führt zur vergewaltigenden Zusammenfassung, zu Sklaverei und Eroberung. In sich begrenzte Culturen haben als solche unausbleiblich eine fortschreitende Geschichte; aber die bloße nationale Triebkraft scheint sich zu erschöpfen, da sie ohne kräftige Anregung von außen auf einer gewissen erreichten Stufe stehen bleiben oder teils in Untergang durch fremde Gewalt, teils in Verwilderung zusammenbrechen.

Das gilt von den bekannt gewordenen Culturen, welche vor dem 15. Jahrhundert n. Chr. nicht in die oben umrissene Gesamtentwickelung hineingezogen wurden. Die Zeit ihres Bestandes hat bei ihrem in sich abgeschlossenen Bestehen unter diesem Gesichtspunkte keine Bedeutung. Dahin gehören neben den auftauchenden und zusammenbrechenden Volksgebilden Mittelasiens auch die glänzenden Gestaltungen in Indien und China, in Mexiko und Peru.

Es ist beachtenswert, daß der Drang zur Ausdehnung des Machtkreises hier nicht zu vorwärtstreibender Wechselwirkung führt. Ist die Kraft der Übermächtigung erschöpft, so schließt sich ein Volk in sich ab; die Cultur hat in sich keine weiterwerbende Kraft mehr. Und zwar vollzieht sich das auf dem Hintergrunde von gemeinsamen Erinnerungen aus den Urzeiten, die bei den völlig außer Zusammenhang entstandenen oder geratenen Culturvölkern sich gleichmäßig finden.

Ein anderes Bild zeigen die Vorgänge in den Grenzlanden der drei Teile, welche die alte Welt ausmachten. Anderthalb Jahrtausende v. Chr. haben sich zwei Massen arischer Stämme auf den vorderasiatischen Gebirgen geschieden. Sie biegen die Culturen, auf welche sie stoßen, in ihre Art um und bringen sie zu umfassender Wirkung. Gegen Morgen ergibt das die reiche Entwickelung der indischen Geschichte. Gegen Abend liegt vor ihnen das uralt besiedelte Stromland, und mit ihm die Geschichte der drei benachbarten Culturen im südöstlichen Winkel des Mittelmeeres. Zwischen sie schiebt sich, etwa seit 1300, der Jehovahkult mit bestimmtem Bewußtsein seiner Besonderheit. Seit dem Beginne des letzten Jahrtausends vor Christus begibt sich die Cultur aus den Stromländern Asiens und Nordafrikas auf das Meer, den Blick nach Westen gewendet; 880 Karthago gegründet. Um diese Zeit erlangt das junge, an der Grenze der bisherigen Welt gegen das Westmeer angesiedelte Volk Israel seine Blüte als Culturstaat. Die Wurzeln hellenischer und italischer Cultur beginnen zu treiben; Lakedämon erhält seine Gestaltung und die vorrömischen Culturen Italiens bilden sich.

Um die Mitte dieses Jahrtausends lehrt der Buddha in Indien die anthropocentrische, atheistische Conventikelreligion und sie beginnt ihren Eroberungszug bis an den stillen Ocean und in die mittelasiatischen Gebirge; sie legt in ihrer Expatriierung und überall stattfindenden götzendienerischen Verschlackung weltgeschichtlich die Ohnmacht der Abstraktion für die Leistung dar, Stammesart, Gedankenrichtung, religiösen Ethnicismus d. h. volkliche Sonderbildung des Cultus und Cultur

der Völker wesentlich zu ändern. Im sechsten Jahrhundert bringt Koresch die Indogermanen in die Leitung der westlich gewendeten Geschichte, begründet Solon den attischen Staat, erhebt sich die römische Republik. Dem Volke Israel aber wird mit der Zerschlagung seines Staates und seiner Herabminderung auf das Judentum (586 f.) die Beschränkung auf die Stellung als Knecht Jehovahs vor allen Heiden aufgenötigt. Damit sind die Grundkräfte für die Geschichte des nächsten Halbjahrtausends überschlagen. Der persische Vorstoß gegen das Mittelmeer wird zum Anreiz für die seekräftigen, colonisierenden Hellenen, und zeitigt endlich den Zug Alexanders und die Hellenisierung Vorderasiens. Die Colonien der Phöniker und Hellenen, zuletzt der Einbruch des Diadochen in Italien, bilden den entsprechenden Anreiz für den Gegendruck Roms. So schlägt die Mittelmeercultur der Indogermanen, während sie immer westlichere Mittelpunkte gewinnt, ihr überkommenes Erbe mit seinem wirksamen Merkzeichen, dem Alphabet, um und schließt sich im römischen Erdkreis in steigender Umfassung zusammen. Am Ende des Jahrtausends werden die Türen des Janustempels wieder geschlossen. Die Indogermanen haben Frieden unter dem Imperator. Israel aber ist aus einem Ackervolke eine Diaspora des Handels geworden und spricht und schreibt zum guten Teile das Gemeingriechisch jener Tage. Und in diesen Tagen lebt Jesus von Nazareth. Im ersten Jahrhunderte seiner Zeitrechnung ist das Evangelium von ihm dank der Mission des Saul von Tarsus in das Geistesleben der römisch-griechischen Welt untilgbar hineingewoben.

Vierhundert Jahre hat die Mittelmeermenschheit von den Säulen des Herkules, den Gestaden Britanniens und dem germanischen Grenzwall bis nach Numidien, Pontus, Baktrien und den Nilschnellen Zeit, das Erbe der griechisch-römischen Bildung und den in ihren Schoß gestreuten Samen des Evangelium zu verarbeiten. Mit dem Ablauf ihres Jahrtausends dringen in ihre verödenden Lande und in ihre von Schätzen strotzenden Städte die Völkerfluten, erst von Nordosten, dann von Osten; der römische Staat bricht zusammen. Wie aus der Puppe des Judenvolkes der Falter der christlichen Mission aufflog, so fliegt derselbe Falter nun aus dem verwesenden Leichnam der Antike hinüber zu den herandrängenden Germanen und Slaven.

Die kirchliche Culturmission vollzieht sich während des folgenden Jahrtausends in nördlicher Richtung. In seinem Beginne schiebt sich gegen Süden und Osten der Riegel der islamitischen Mission, erweist

sich durch die Kreuzzüge undurchbrechbar, und trennt Europa von den anderen Weltteilen, bis sich der Seeweg eröffnet. Das ist eines der wirksamen Mittel, die Familie der europäischen Völker zusammenzuhalten und sie zu nötigen, sich ihres minder lockenden und doch dankbaren Bodens bis nach Tule, dem Nordkap, Island und den Ostseeküsten zu bemächtigen; und das wird bedeutsam, wenn man sich erinnert, was den Vandalen Afrika, den Deutschen Apulien geworden ist. Der Islam, der abstrakt religiöse Monotheismus, die Karrikatur des vorjüdischen Israel, ist nicht eine bloße Begleiterscheinung einer semitischen Völkerwanderung; er hat sich, trotz seines Koran, lösbar von der Rasse erwiesen und erweist sich weiter so. Er ist weltgeschichtlich der Beleg, daß ein ungeschichtlicher Monotheismus, wie sehr er auf den ersten Stoß dem alternden Heidentum überlegen ist, den gewachsenen Culturen gegenüber sich nur empfangend verhalten kann, auf die Dauer aber erstarrend wirken muß. Wo er christliche Nationen überflutete, hat er sie von der fortschreitenden Geschichte losgerissen und zur Erstarrung verurteilt, aber nicht aufzusaugen vermocht. Das ist die erhaltende Mission des oströmischen Kirchentumes.

Bis 600 sind die entscheidenden südwesteuropäischen Germanen in die Kirche gefaßt. Aus Romanen und Germanen wird durch den großen Frankenkönig der Kern der in der Kirche zusammengeschlossenen europäischen Menschheit gebildet, um durch ein Jahrtausend sich bis zum Nordkap, an die Weichsel, den Niemen und die Theiß auszudehnen. Der Ansturm der asiatischen Horden und des Islam hilft von dem Morden bei Chalons und bei Tours bis zur Schlacht von Wahlstadt und zu Wiens Belagerung die Masse zusammenzuschweißen. (Noch das Tridenter Conzil haben eigentlich die Türken zuwege gebracht.) In der Mitte ihres Jahrtausends ist sie durch die fränkischen Kaiser und die Hildebrandinische Reform innerlich zusammengefaßt, die Mission mit Rußland, Skandinavien, Preußen in ihren Zielen umschrieben, die Rückeroberung Spaniens im Gange (Cid † 1099), der Rückschlag gegen den Islam in den Kreuzzügen unternommen. Sie hat nun etwas Muße, das Überkommene und Gewachsene selbständig zu verarbeiten. Das geschieht in der einheitlichen kirchlichen Bildung, Scholastik und Kunst, sowie in den nationalen Culturen Frankreichs, Deutschlands, Englands.

Das letzte Jahrhundert dieses Jahrtausends zeigt die Kirche zu einer Völkerfamilie geworden (Abstimmung der Conzile nach Nationen), und diese Völker geneigt, mündig sich der kirchlichen Erziehung zu ent-

ziehen. Die Türken jagen die absterbende Antike mit ihrem Erbe zu den Romanen, wo sie angeborenes Verständnis und Renaissance findet und sich gegen das germanische Kaisertum in originaler Geisteskraft erhebt. Die Bussole hat den Küstenfahrer zum Meerbeherrscher gemacht; die Schießwaffe, die Veranlassung einer neuen Kriegskunst, ist zugleich eine Verheißung; findet doch in ihr die Explosivkraft, der Dampf, ihre erste Verwendung. Eine neue halbe Welt tritt in den Gesichtskreis, vom Kompaß gezeigt, mit Pulver unterwerfbar; an die Stelle des Mittelmeeres tritt der atlantische Ocean mit seinen colonisierbaren Küsten und deren unerschöpflich scheinenden Naturschätzen. Die Buchdruckerkunst eröffnet die Aussicht auf die unermeßliche Erhaltung, Ausbeutung und Entfaltung der Weltliteratur, den Ersatz für den Verlust der einheitlichen Bildungssprache.

In diese lateinisch schreibende katholische Menschheit mit ihren Gärungen, Aussichten und Aufgaben fällt der Funke des Evangelium und zündet in wenigen Jahren. Er zersprengt die solide Einheit. Nicht die Zusammenschweißung zur Widerstandskraft und zur Eroberung ist das wichtigste, sondern die Menschheit Gottes. Es gibt nicht mehr bloß nationale, bedingte Gegensätze, sondern einen menschheitlichen, unbedingten durch die ganze Christenheit hin. Beide Konfessionen fordern die ganze Kirche, die eine für die Einheit, die andere für den Dienst am Worte, jene für die Form, diese für den befruchtenden Samen. Hinter dem kirchlichen Widerspruch erhebt sich der des Secularen und des Kirchlichen, des individuellen Subjectivismus und der Autorität. Dynastischer Wetteifer und Entfaltung der Volkstümer unter der Gunst der eröffneten Meere schafft den geistigen Bewegungen gegenüber den Ketten des streitenden Zwillingspaares der bisher herrschenden Gewalten, des Papsttumes und Kaisertumes, Luft. Die tiefste Ausgleichung heischenden Widersprüche treten in dem dauernden Zwiespalte zwischen den sich scheidenden und suchenden Hälften des Reiches Karls, den Romanen und Germanen zutage, aber auch in der zerrüttenden Zerklüftung ihrer führenden Völker, des französischen und des deutschen, im eigenen Inneren. So bleibt die sich lockernde Einheit der europäischen Völker ein Boden, den alle kräftigen Regungen von einem Ende zum anderen bewegen und befruchten.

Von 1490 ab entwickelt sich die Umspannung der Erde durch die europäische Cultur und die Ausgleichung der Völkertümer unter gleichzeitiger eigenartiger Ausprägung eines jeden.

Die Romanen erschließen die beiden Indien und damit Afrika. Reich Karls V.! Der Papst stellt zunächst die beiden Welten unter den Einheitsgesichtspunkt. Kreolenstaaten und Verpflanzung der Neger nach Amerika. Die Religionskriege veranlassen die holländischen, englischen und französischen Colonisationen. Schließlich wird Nordamerika der Schauplatz einer bisher unerhörten Völkermischung, der Sammeltopf der drei alten Continente.

Neben dem über die Erde erweiterten Gesichtskreise erwächst der Blick für die Natur mit den unermeßlichen Folgen für ihre Indienststellung zur Bearbeitung und zum Verkehre; gemeinsamer Besitz aller Erträge der Erde. Naturkunde und Technik; die technische Cultur wird allgemein menschlich. Umfassenderer Kampf der Interessen und Gruppierung nach ihnen. Diese Bewegung zerstört unabwendlich den festen Unterschied von Gebildeten und Barbaren oder Banausen.

Die Bahn für diese Bewegung ist durch eine tiefe Wandlung der Anschauung gebrochen.

Die Reformation bringt die christliche Schätzung der Individualperson zur allgemeinen Geltung und bricht damit die Bahn für die Einheit der Menschen ohne anstaltliche Mechanik. Ihr ist das Wesentliche der Dienst am Wort und die Freiheit für seine Übung. Die Religionskriege des 16., 17. und 18. Jahrhunderts stellen die Toleranz sicher (noch Friedr. II.). Das 18. ist in der Theorie auf Grund seiner naturbetrachtenden Abstraction kosmopolitisch und widerlegt seine Theorie tatsächlich in den gewalttätigen Ausbrüchen der „großen Nation". Diese zeigt die Unfruchtbarkeit des naturalistischen Gedankens, indem sie einerseits nur Rom im Großen und im Kleinlichen ohne dauernden Erfolg kopiert, anderseits sich in ihrer Propaganda der Staatslehre den neuen Aufgaben nirgends gewachsen zeigt. Im 19. ringt der Patriotismus mit den universal-menschlichen Bildungen; er haßt instinctiv die seelensuchende Mission und die die Völker in sich spaltende Confession; sein Ideal der Ethnicismus (der deutsche Gott). Aber unerbittlich pocht mit der unwiderstehlichen Gewalt eines Menschenrechtes, das sich im Gefühle der Macht geltend macht, die alle Staaten gleichmäßig erschütternde, zwar nicht zielbewußte, aber zielstrebige Bewegung des vierten Standes an die Pforten der Staatsleitungen und droht die geistig zeugungskräftige Individualfreiheit zugunsten eines äußerlich ausgleichenden Gemeinwohles zu erwürgen und die höchstgespannte Form patriotischer Zusammenfassung, die Volksheere, unbrauchbar zu machen.

Die Reformation ist die tatkräftige Rechtfertigung des Christentumes gegenüber der, an Buddhismus und Islam mahnenden Verschlackung des Christentumes in der irreformablen Papstkirche. Die Mission ist die gesunde Frucht der zuerst nur um Luft und Licht ringenden Reformation. Hier ist nicht Kosmopolitismus, sondern Politeuma (Bürgertum und -Recht) im Himmel. Das Christentum hebt weder natürliche noch geschichtliche Unterschiede an sich und mechanisch auf; nur in Christo gilt nicht Vorhaut und Beschneidung, Hellene und Jude, Skythe, Barbare, Wissender und Ungebildeter, Mann und Weib, Sklave und Freier (Gal. 3, 28; Kol. 3, 11; Röm. 1, 14). Für das große Ringen mit Fleisch und Unglaube in der europäischen Christenheit und in der ganzen Welt ist in umfassendstem Maße dieselbe Sachlage hergestellt, wie für den römischen Erdkreis unter den Juliern.

Das 19. Jahrhundert sieht — unter einer Ära von Entdeckungen, in Rücksicht der Naturkräfte, zahlreicheren und fast auch wirksameren als im 15. Jahrhunderte — Land- und Wasserwege und Zeitersparnisse in ungeahntem Maße; das Mittelmeer hat aufgehört ein Binnenmeer zu sein (Suez); atlantischer und stiller Ocean werden ineinander fließen. Die Bahnen überklettern und durchbohren die Gebirgswälle und durchqueren die Einöden. Der Dädalusflug beginnt weniger problematisch zu werden. Was das Griechische für die alte Welt, ist das Englische für die Gegenwart. Asiaten und Neger studieren in Deutschland, Europäer dozieren auf den mongolischen Universitäten. Der Aberglaube an die Unfähigkeit von Menschen für die Entfaltung des Menschentumes wird fortschreitend, zuerst durch die Mission, als solcher aufgedeckt.

Forschungseifer und Menschenliebe machen die bisher verschlossensten Lande bekannt und zugänglich; es gibt kaum noch Striche auf Erden, wo der Europäer nicht zu Hause wäre. Der Blick rückwärts greift über die Überlieferung hinaus und enthüllt alte Culturen; man ahnt Zusammenhänge und stellt sie voreilig durch Vermutungen her. Um so größer steigt die Solidarität über die Zeiten und Räume hin vor der Anschauung auf. Stück um Stück buchstabiert die forschende Menschheit den Beleg dafür zusammen, was ihr die Bibel in Gottes Namen eingeprägt hat, für ihre Einheit, die unaufhaltsam durch ihr Völkertum hindurch und wider es zutage tritt.

Liegt in der neutestamentlichen Perspective kein Völkerfriede, auch kein sozialer Friede (Luk. 12, 52 f.; Matth. 10, 35. 36), so sieht die in

Waffen wetteifernde und in Umwälzungen schwankende oder vor ihnen zitternde Menschenwelt auch nicht danach aus. Aber die große Tatsache der Menschheit müssen unsere Geschlechter erleben, vielleicht nicht bloß in der Betriebsamkeit, sondern, wenn sie diese größeste Tatsache nicht glaubend denken wollen, erschütternd im bellum omnium contra omnes.

Die Empirie sagt: Internationalität der Lebensbewegung; Solidarität der Interessen in all ihrem Widerstreit. Die Bibel sagt: Die von Christo erworbene Menschheit, die mit Gott versöhnte Welt. Deshalb ist die dritte Erscheinung der werdenden Einheit die kirchliche Mission.

Über dem Stolze darauf, das Werkzeug für die durchgehende Organisierung der Menschheit zu sein, vergißt die gegenwärtige Bildungswelt, daß sie eben nur der Fülle der Zeiten gewürdigt wird für die Erfüllung jener Zuversicht, die spätestens bereits den Propheten Israels aufgegangen ist. Schon Ranke hat den Finger darauf gelegt, daß die Völkertafel der Genesis im stärksten Gegensatze zu dem die Barbaren verachtenden Patriotismus der heidnischen Völker stehe. Beide, die Cultureinheit und der politische Wetteifer und Haß, sie sind uns Bibelverehrern Erfüllungen der biblischen „Weltanschauung".

Vollends die befremdliche Gestalt des internationalen Nationalismus, das zähe Volkstum ohne Vaterland und Muttersprache, das seit der römischen Kaiserzeit als solches anerkannte „Element der Decomposition", der ewige Jude, das Gespenst des messianischen Volkes, seit es seinen Messias verworfen hat. Die goldene Internationale mit ihrer Weltpolitik im Dienste des Mammonismus, mit ihrem gottlosen Rassenegoismus, mit ihrer Ausnützung eines abstracten Humanitarismus und imaginären Kosmopolitismus, hält das letzte und schwerste Problem auf dem Wege zur Einheit der Menschheit vor Augen und prägt es damit ein (Eph. 2; Röm. 9—11).

Kennst du in dem Maße der Jahrtausende und der Halbjahrtausende den Mathematiker wieder, der den Gestirnen ihre Bahnen anweist? Findest du in den synchronistisch angesponnenen Entwickelungen, die zur rechten Stunde da sind, um in einen Knoten geschlungen zu werden, einen planenden Lenker? (Exil, Koresch, Solon, Röm. Republik; die bekannten Entdecker des 15. Jahrhunderts und die Reformation). Sind die Weltreiche vom assyrischen bis zum römischen Reiche deutscher Nation

und zum französischen Cäsarentum, auch zum Greater Britain, mehr als Beackerung und Düngung für die sprießenden Saaten der aufsteigenden Cultur? Und sie sind alle psychologisch aus dem Geiz eines autochthonen oder antibarbarischen Hochmutes geboren. Wo stammt neben und über ihnen das Streben zur Einheit her? Den kosmopolitischen Stoikern hat es Paulus auf dem Areopag sagen müssen und dürfen. Woran die Völker unbewußt arbeiten, das schaut Israel nicht nur in strahlendem Gesicht vor sich, während sein Staat zusammenbricht, nein, es schaut es rückwärts, wie Ranke seit der Völkerscheidung durch die Sprachen diesen Anfang der Entwickelung betonte, in den Anfang hinein, während der nachbabelsche Instinkt immer nicht menschheitlich, sondern, natürlich und darum ethnisch, vereinzelt denkt, wie Goethe, weil die Natur immer in reicher Fülle hervorbringe.

Der Zank um den Futterplatz mengt die Völker untereinander und läßt unter anderem die Indianer vor dem weißen Manne verschwinden. Seine Wirkung ist es doch nicht, wenn der islamische Riegel Afrika zunächst verschließt und so die Neger einer Zukunft aufspart; — wohl, in geschichtlicher Ironie, mag man ihn wirksam sehen, wenn später eben diese lebenskräftigen antipathischen Brüder an Stelle der Indianer in Nordamerika mit den Weißen zusammengebracht werden! Und wenn aller beste Wille, sie als ungebildete Mittel zu erhalten, vor der Menschheitsidee und vor ihrer Bildungsfähigkeit zusammenbricht, so beginnt man die Ziele der Fügung zu ahnen.

Die Einheit der Menschheit ist ein Strahl aus dem Lichte, das am finsteren Orte scheint; er läßt die großen Richtungen erkennen, und zeigt, daß allein der Zweck das menschliche Leben verständlich macht. Das eben ist das Geheimnis des Willens Gottes, das den Glaubenden in der Fülle der Zeiten zu erschließen, seine Gnade ist (Eph. 1,9f.). Die messianische Offenbarung löst das Rätsel der Geschichte[1] — stückweise, denn das Verständnis stößt dabei immer noch auf unausspürbare Wege und unausforschbare Gerichte (1 Kor. 13,9; Röm. 11,33f.). Aber wie leuchtet seine Klarheit ein, wenn man nach fast zwei Jahrtausenden auf die zuversichtlichen Vorausnahmen des unermüdlichen Lehrers der Heiden lauscht! Ist das auch eine Weissagung nach dem Ausgange? Nein, es ist die königliche Willenserklärung in der Beleuchtung durch ihre sich vollziehende Vollstreckung.

[1] Wie Eph. 5, 32 das Gottesgeheimnis das Rätsel des personifizierten Gattungslebens löst.

Der Zweck fordert seinen Denker.

Es bleibt freilich noch die Inkongruenz der Geschichte mit der Ethik unbehoben. So bereit das kurzgefaßte Denken auch sei, die Ethik mit Hegel an die Geschichte preiszugeben, das geht sowenig an, als die Entwertung der Geschichte von seiten des individualistischen Moralismus (18. Jahrhundert) stand zu halten vermochte. Die „gemeinen Sachen“ (res publicae) und die Würde des Einzelnen halten sich die Wage, wo ein Brutus seine Söhne opfert, ein Agamemnon seine Tochter; Virginius aber sein Kind lieber tot, als entehrt sieht, und Antigone den gegen die Vaterstadt frevelnden Bruder bestattet. Es ist das Geheimnis des Menschenherzens, daß es auf seinen Selbstzweck verzichten, aber diesen Selbstzweck in der Aufopferung finden kann. Die Lösung des Widerspruches ist nicht im formalen Personenbegriffe zu finden, denn er erklärt nie die Gemeinschaft, die mehr ist als Nebeneinander und gegenseitige Ausnutzung. Selbst in dem engsten Verhältnisse der Ehe wird er nur lösbar in dem Hinblick auf die geschichtliche Person Christi in ihrer übergeschichtlichen Beziehung und Bedeutung (Eph. 5, 25 f.). Ist durch ihn der Wert jeder Person im Stand eines Gotteskindes gewährleistet, in ihm selbst die Person an der Stelle der Sache (Reich) getreten, so darf die Betrachtung unbesorgt um die Schädigung sittlicher Gesichtspunkte dem Zuge der Gesamtgeschichte nachgehen.

Die gerade Linie, welche auf die Einheit der Menschheit hinführt durch allen Zickzack der Geschichte, durch alle Selbstwerte der Völkergeschichten und der Einzelleben, zeigt den Mathematiker in der Construction der Welt mit ihrem unausforschbaren Reichtum an Mannigfaltigkeit spielender Formen, mit der Fülle der gestaltenden Phantasie, mit dem weiten Luftraum für Betätigung der Personen. „Ein Herr, ein Leib“ — eine Menschheit, ein Gott!

Dasselbe verkündet die Betrachtung der international werbenden Religionen.

Über die anschauende Phantasie erhebt sich im Gottsuchen bei den Indern das Denken des Gedankens. Es schiebt die bunte Menge von vergötterten Eindrücken beiseite, entleert sich bis auf das Sein des Denkens und predigt die gottlose, verneinende Freiheit. Das zieht den Menschen an, der unter dem νους παϑητικος, über der Fülle der Eindrücke leidet; was leidet, ist aber nur sein Denken. Der Atheismus für das Abstrahieren überwindet nicht die Phantasie für das Leben. Der atheistische Moralismus (Buddhismus usw.) verschlackt im bunten Götzendienste.

Um dieselbe Zeit beginnt die andere Hälfte der Indogermanen ihre concentrische Bewegung damit, daß der religiöse Dualismus des Kampfes bei den Persern auftritt. Er klingt tiefer fort, da sich der hellenischen Abstraction das ethische Problem dauernd darstellt, ohne im religiösen Monismus der ausgehenden Antike seine Lösung zu finden.

In die Fülle der ungelösten Fragen des Denkens und Lebens tritt die unscheinbare Antwort des Geschichtsmonotheismus, die Wahrheit in der Gestalt der Tatsache, aber in der Tatsache einer Person und in ihrer Wirkung durch das Wort. In dieser Geschichtlichkeit überwindet das Evangelium die Verschlackung durch den dualistischen Monismus der Indogermanen und vollzieht in Kraft des Glaubens an den einen Gott und an die in seinem Christus eine Menschheit die Mission.

Von der Wesentlichkeit seiner Geschichtlichkeit wird das Christentum weltgeschichtlich außer durch seine Missionsfrucht noch besonders durch seine semitische Verschlackung im Islam überführt. Allem Ethnischen, auch der ethnisierten Kirche, in seinem starren Monotheismus überlegen, hebt er die Person nicht über den irdischen Gesichtskreis hinaus und ist in seiner ungeschichtlichen Grundanschauung auch geschichtlich, zwar stoßweise tatkräftig, aber unfruchtbar.

Bietet nun nicht die Evolution die Erscheinung der causae causantes, die Lösung des Geschichtsrätsels, so wird auf diesem Gebiete das Spiel der Kräfte zum Kampf empfundener oder erkannter Widersprüche des persönlichen Lebens. Die Geschichte ist nicht eine Genesis, sondern ein Drama. Nicht die Logik, sondern die Geschichte schafft die Dialektik der drei Größen: Heidentum, Israelitentum, Christentum. Unsere Zeit zeigt diese Dialektik für das Christentum sehr empfindlich innerhalb der christianisierten Völkerfamilie. Aber sie tritt auch völkergeschichtlich heraus in dem jetzt umfassender anhebenden Kampfe der evangelischen Mission mit dem heidnischen Buddhismus und dem semitischen Islam. Beide vertreten empfindungsmäßig den Gegensatz zu der Einheit der Menschheit.

Es leuchtet wohl ein, daß jede formale Einheit unfähig ist, allumfassend zu werden, und darum die durch den Inhalt gebundene Einheit stört und hemmt. Denn die untergeschichtliche Einheit als Unterlage aller Bewegungen wird nicht, sondern bleibt, um das widerspruchsvolle Werden zu tragen; eine gewordene formale Einheit kann ihrer Endlichkeit gemäß, nie einschließen ohne auszuschließen. Nur die werdende, inhaltliche Einheit, die fähig ist, sich in alle Formen zu ergießen, besitzt die Fähig-

keit zur Allumfassung. Der Ölbaum ist nicht ein abgeschlossenes, nur Erweiterung zulassendes Haus, wie sich die Juden ihre Zukunft dachten. Deshalb ist die Vertretung der Einheit der Menschheit durch Rom einstweilen hemmend, und wird sich im Verfolg als empfänglich für allen bunten Inhalt ausschließlich des Evangelium erweisen, wie sie bereits jetzt im Wettkampf der Mission die Accommodation als wirksames Mittel verwendet. Der römische Gott redet im Himmel polnisch, aber auch italienisch, spanisch usw. Rom ist so gut social als republikanisch, als monarchisch, als mandarinisch. Seine Propaganda für die Formeinheit wird von der internationalen Cultur notwendig hemmend erfahren, weil sie die fertige und nicht die zu erstrebende Einheit vertritt, und zwar auf dem Gebiete der Gemeinschaftsgestaltung. Die Form, auch die der Gemeinschaft, ist Sache und als solche lediglich Mittel zum Zweck; wird sie zum Zwecke gemacht, dann müssen die Personen sie als Fessel empfinden. Nicht die eine Hürde, sondern der eine Hirt macht die eine Herde. Roms Unitarismus ist eben so halbgläubig und schließlich ungläubig aufs Handgreifliche, auf das nächste Ergebnis, statt auf das Ziel bedacht, wie der puristische Selectionismus der Secten. Beide karikierte Versichtbarungen des Leibes Christi treten der im Verborgenen werdenden Einheit zu nahe, die nicht minder Gottes Gabe sein muß als der zusammenfassende Anfang: ein Herr, ein Glaube, eine Taufe.

Langsam, Schritt für Schritt, wandert das Wort von dem Einen bald zögernd, bald eilend, durch die Lande und Völker, hier ein weithin leuchtendes Fanal, dort ein bescheidenes sammelndes Herdfeuer. Einmal dient es zu ihrer Verbindung, das andere Mal nutzt es ihre sonsther veranlaßte Berührung und Zusammenfassung. Inzwischen erwächst in Millionen von spielenden Fäden der Beziehung ein Zusammenleben, welches den rohen Kampf immer peinlicher, den fördernden Frieden immer wertvoller erscheinen, auf alle Fälle einen Stand des Raum und Zeit nahezu gleichgiltig machenden Verkehrs ahnen läßt, indem der Menschheit über die Erde hin ein gemeinsames Erlebnis möglich wird: Die unabweisbare Offenbarung dessen, durch und für den sie vereint ist, seine Wiederkunft.

G. Pätz'sche Buchdruckerei Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. d. S.

Kähler, M., Dogmatische Zeitfragen. Alte u. neue Ausführungen zur Wissenschaft der christlichen Lehre.

2. gänzlich umgearbeitete Auflage.

I. **Zur Bibelfrage.** 1907. VIII, 441 S. 8.50, eleg. geb. 9.50

Inhalt: Besteht der Wert der Bibel für den Christen hauptsächlich darin, daß sie geschichtliche Urkunden enthält? Unser Streit um die Bibel. Jesus und das alte Testament. Das Offenbarungsansehen der Bibel. Die Bibel das Buch der Menschheit. Geschichte der Bibel in ihrer Wirkung auf die Kirche.

II. **Angewandte Dogmen.** 1908. XII, 531 S. 10.—, eleg. geb. 11.—

Inhalt: Geheiligt werde dein Name. Heiligkeit Gottes. Liebe Gottes. Gehört Jesus in das Evangelium? Heroenverehrung und Jesusglaube. Herrlichkeit Jesu. Bekenntnis zur Gottheit Christi. Verkehr mit Christo. Mit Christo auferweckt sein. Schriftgemäßes Bekenntnis zum Geiste Christi. Berechtigung und Zuversichtlichkeit des Bittgebetes. Die zehn Worte. Richtige Beurteilung der apostolischen Gemeinden nach dem Neuen Testament. Die Mission. Bedeutung der „letzten" Dinge für Theologie und Kirche.

— **Der sogenannte historische Jesus und der geschichtliche biblische Christus.** 2. erweiterte und erläuterte Aufl. 218 S. 4.—, geb. 4.80.

Kähler, M., Die Wissenschaft der christlichen Lehre von dem evangelischen Grundartikel aus im Abriß dargestellt. **3. Auflage,** sorgfältig durchgearbeitet und durch Ausführungen aus der heiligen Schrift vermehrt. 1905. XX, 723 S. 12.75, eleg. geb. M. 14.25

— **Die Versöhnung durch Christum** in ihrer Bedeutung für das christliche Glauben und Leben. 2. durchges. Aufl. 1907. 74 S. 1.20

— **Der Verkehr mit Christo** in seiner Bedeutung für das eigene Leben und den Gemeindedienst der Geistlichen nach dem Neuen Testament. 1904. 30 S. —.75

Kähler, M., Gehört Jesus in das Evangelium? 2. Auflage. 1901. 38 Seiten. —.75

— **Die Sakramente als Gnadenmittel.** Besteht ihre reformatorische Schätzung noch zu Recht? 1903. 96 S. 1.80

— **Der lebendige Gott.** Fragen und Antworten von Herz zu Herz. **3.** revid. Aufl. 1906. 72 S. 1.20

— **Die Herrlichkeit Jesu.** 1902. 40 S. —.75

— **Jesus und das Alte Testament.** Erläuterungen zu Thesen. **2.** Aufl. 1896. X, 72 S. 1.20

— **Die Universitäten und das öffentliche Leben.** Über die Aufgabe des akademischen Unterrichts und seine zweckmäßigere Gestaltung. 1891. IV, 129 S. 2.40

— **Wie studiert man Theologie im ersten Semester?** Briefe an einen Anfänger. **3.** erweiterte Aufl. 1903. 69 S. 1.20

— **Wiedergeboren durch die Auferstehung Jesu Christi.** Osterbetrachtungen. **2.** Aufl. 1908. VIII, 124 S. 2.10, kart. 2.60

Inhalt: 1. Petri 1, 1—3. Joh. 2, 13—22. Mt. 12, 38—41. Mt. 16, 21—27. Joh. 10, 14—18. Joh. 11, 21—27. Joh. 14, 16—20. Joh. 16, 16—24. Lk. 24, 44—48. 1. Petri 1, 3. 1. Petri 1, 4. 5. 1. Petri 1, 5—9. 1. Petri 1, 22—2, 4. 2. Kor. 11, 19—12, 9.

— **Mittelstrasse 10.** Erinnerungen an August und Mathilde Tholuck im hundertsten Jahre nach seiner Geburt. Eleg. ausgestattet mit 7 Abbildungen. 1899. 42 S. 1.—

— **August Tholucks Gedächtnis,** gefeiert im hundertsten Jahre seiner Geburt von der theol. Fakultät zu Halle 1899. 30 S. —.50

Studien, Theologische, Martin Kähler zum 6. Januar 1905 dargebracht von Fr. Giesebrecht, Jul. Kögel, K. Bornhäuser, K. Müller, C. Stange, M. Schulze, W. Lütgert, P. Tschackert. 1905. 197 S. 3.60







